

Wächter des Elfenhains

Fantasy

Susanne Gavénis

AAVAA
VERLAG

Susanne Gavénis

Wächter des Elfenhains

Fantasy

© 2013 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2013

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Uwe Schaaf, www.augensound.de/profil/mops

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-0914-1

Großdruck: ISBN 978-3-8459-0915-8

eBook epub: ISBN 978-3-8459-0916-5

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-0917-2

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

AAVAA
VERLAG

Prolog

Die Sylphen und Dryaden des Waldes stoben in Panik auseinander, als Ogaire an'Tairdym, einer düsteren Naturgewalt gleich, an ihnen vorüberzog. Wohin auch immer er seine Schritte lenkte, verstummen Gesang und Gelächter, erstarrten die anmutigen Tänze der Wind- und Baumgeister in jähem Entsetzen, verzerrten Grauen und Furcht ihre zarten im goldenen Licht der Sonne strahlenden Gesichter.

Nur einen Wimpernschlag später waren sie fort, wurden eins mit den mächtigen Stämmen der Bäume, ihrem dichten grünen Blattwerk und den knorrigen Wurzeln; jene, die nicht wie die Dryaden die Fähigkeit besaßen, in der Verschmelzung mit den majestätischen Eichen, Buchen und Kiefern des Elfenhains Schutz und Sicherheit zu finden, jagten in kopfloser Flucht davon oder kauerten sich mit ihren winzigen Körpern zitternd in den Schatten der Grashalme und Wiesenblumen, um deren leuchtende Blüten noch einen Moment zuvor dichte Wolken von Sylphen und Blütenfeen zur lautlosen Melodie des Windes ihre ätherischen Tänze in die warme Sommerluft gewoben hatten.

Ogaire spürte die Blicke ihrer aufgerissenen, schreckensstarrten Augen, die ihn verfolgten, während er mit gleichgültiger Miene seinem Ziel entgegenschnitt. Die Wesen des Kleinen Volkes schienen genau zu wissen, was er plante, waren zu sehr Teil der Natur und alles Lebendigen, um nicht die kalte Entschlossenheit wahrzunehmen, die ihn erfüllte und wie ein tödlicher Nebel von ihm ausstrahlte. Es kümmerte ihn nicht. Die Zeit der Entscheidung war gekommen. Keine Macht der Welt würde ihn jetzt noch aufhalten können.

Auch der Säugling hatte das begriffen. Ohne innezuhalten oder sein Tempo zu verlangsamen senkte Ogaire den Blick, betrachtete gleichmütig das wimmernde Bündel, das er achtlos wie einen alten Lumpen mit seiner rechten Hand gepackt hielt. Normalerweise schrien Elfenkinder nicht, wurden sie doch mit wachem Geist geboren, dieses hier aber schrie so durchdringend, als stecke ein Messer in seinem kleinen Leib.

Seine winzigen Händchen waren zu Fäusten geballt, als versuche es mit all der armseliger ihm zur Verfügung stehenden Kraft, sich aus der stählernen Umklammerung zu befreien, und in seinen großen Babyaugen flackerte nackte Angst. Obwohl es eben erst geboren worden war, konnte es natürlich wie jeder Elf die Gefühle und Absichten eines anderen erspüren, und Ogaire machte sich nicht die Mühe, die seinen vor ihm zu verbergen, ebenso wenig wie er es für wert erachtet hatte, seinem Sohn nach alter Elfentradition bei dessen erstem Blick in die Augen des Vaters einen Namen zu geben. Er würde ohnehin keine Gelegenheit haben, ihn zu tragen.

Die Mutter war bereits tot. Kurz vor der natürlichen Geburt hatte er das Kind aus ihren Leib geschnitten, danach sofort mit seinem Dolch ihr Herz durchbohrt – der erste unabdingbare Teil des magischen Rituals, auf dessen Durchführung er seit Jahrhunderten hingearbeitet hatte.

Bald schon würde er es weiterführen, im Herzen des Hains, dort, wo die Lebenskraft noch mit ungebrochener Reinheit und Stärke pulsierte. Es war nicht mehr weit.

Die qualvollen Schreie des Säuglings waren die einzigen Laute, die ihn nun noch

begleiteten. Die Natur selbst schien furchtsam vor seiner Gegenwart zurückzuweichen, das Gras unter seinen Stiefeln allein durch seine Berührung schlaff und leblos zu werden. Die Zweige der Büsche und Sträucher erbeben wie verwundete Tiere, als er sich rücksichtslos seinen Weg durch das Unterholz bahnte, und überall um ihn herum schlossen sich die Blüten der Waldblumen wie die Augen von Sterbenden, krümmten sich die Blütenfeen im Inneren der Kelche hilflos unter dem Ansturm der Qual, die in eisigen Wellen über sie hinwegrollte.

Schatten jagten wie entfesselte Dämonen über den sonst so lichten Hain, und das leuchtende, vitale Grün der Bäume und Gräser verwandelte sich mehr und mehr in ein stumpfes, düsteres Grau, als schwarze Wolken mit rasender Geschwindigkeit am vormals blauen Himmel aufquollen – weithin sichtbares Zeichen des ohnmächtigen Entsetzens der Wind- und Wettergeister.

Ogaire hatte keinen Blick dafür übrig. Er spürte die Nähe des Herzens, lange bevor er es tatsächlich sah, spürte den lautlosen Pulsschlag des Lebens, der wie der Atem eines Gottes durch die unbewegte Luft strich, die nun, da sich die Sylphen ängstlich in den Wolken verkrochen, schwül und stickig geworden war. Seine Augen, die nach den langen Jahrhunderten, die er auf den beinahe vergessenen und furchtsam gemiedenen Pfaden dunkler elfischer Magie zugebracht hatte, mehr zu sehen vermochten als die eines jeden anderen Elfen, durchdrangen mühelos das unheimliche Zwielflicht der vorzeitig hereingebrochenen Nacht, und als er schließlich die letzten Bäume hinter sich zurückließ und auf die weite, grasbewachsene Lichtung hinaustrat, sah er, was kein anderer vor ihm jemals erblickt hatte.

Das Herz des Waldes – seine Lebenskraft – lag offen vor ihm. Seine schwarzmagisch veränderten Sinne zerrissen den Schleier, zerrten hervor, was seit Anbeginn der Zeit im Ursprung des Seins verborgen gewesen war, und einen Moment lang stand er reglos da, betrachtete mit unbewegter Miene das Mysterium, das nun, nach all den mühsamen Jahren des Forschens und Suchens, endlich zum Greifen nahe war.

Ströme silbrigen Lichts flossen über die Lichtung, wogten lautlos und majestätisch wie ein Meer aus Mondstrahlen zwischen den uralten Eichen, Tannen und Erlen, die den Rand der Wiese säumten. Einige der leuchtenden Stränge waren dick wie der Arm eines Mannes, andere so zart und filigran, dass selbst der Flügelschlag einer Blütenfee zu genügen schien, um sie wie Kerzenrauch in einem Wintersturm auseinanderzuwehen.

Und doch spürte er selbst in ihnen die unbändige Kraft des Lebens, spürte die ungeheure Vitalität und Macht, die in ihrem Silberglanz verborgen lag und jeden Grashalm, jeden Baum und jedes Blatt auf der Lichtung in unwirkliche Helligkeit tauchte. Nun, da er seiner Sinnen gestattete zu *sehen*, fühlte er die prickelnde Energie, die zusammen mit dem Licht über seine Haut strich, sanft wie ein Frühlingsregen sein Gesicht benetzte und über seine Arme und Beine perlte.

Hätte er es nicht bereits gewusst, so hätte er spätestens jetzt keinen Zweifel mehr gehabt. Egal ob Blütenfee oder Elf, Dryade oder Regenwurm, hier war der Ort, an dem jegliche

Unterschiede ihre Bedeutung verloren. Denn so verschiedenartig sie auch waren, sie alle wurden genährt von der Quelle, dem Zentrum des Lichts, das Ehrfurcht gebietend und erhaben wie ein vom Himmel herabgefallener Stern in der Mitte der Lichtung schwebte. Wie Arterien und Venen, die einem gewaltigen Herzen entsprangen, sprossen die silbrigen Stränge aus der weißglühenden Kugel hervor, Myriaden schimmernder, pulsierender Adern, Nabelschnüre aus Licht, die jedes Lebewesen, von der winzigsten, hirnlosesten Amöbe bis zu den feingeistigen, zartgliedrigen Elfen, vom unscheinbarsten Strauch bis zur mächtigsten Eiche, mit dem Ursprung allen Seins verbanden.

Auch zu ihm führte ein solcher Strang, doch wo die meisten anderen um ihn herum vor Energie und Vitalität schier zu bersten schienen, war der seine im Verlauf der Jahrhunderte dünner und dünner geworden, war kaum noch mehr als ein zerschlissener, ausgefranster Faden, der schon allzu bald reißen würde.

Aber natürlich würde er es nicht soweit kommen lassen. Denn mochte sich auch sein eigenes Leben dem Ende entgegenneigen, das *seines Sohnes* hatte gerade erst begonnen. Er hob den Arm, der den Säugling hielt, betrachtete stumm den winzigen Körper, der sich schwach im stählernen Griff seiner Finger wand – und den starken, schimmernden Strang, der wie ein Strom aus geschmolzenem Silber seiner Brust entsprang und seiner schwächtigen Leib mit der Quelle verband.

Einen Moment noch stand er reglos, schaute in die weit aufgerissenen Augen seines Sohnes, deren sanftes Frühlingsgrün vor Panik und Entsetzen zum stumpfen, toten Braun verwelkenden Herbstlaubs geronnen war, dann straffte er seine Gestalt. Es war Zeit, das Ritual zu vollenden.

Innerlich und äußerlich unbewegt schritt Ogaire auf das weiße Licht zu, das im Zentrum der Lichtung erstrahlte, trug den Säugling nun eine Armeslänge von sich fortgestreckt. Die Schreie des Kindes erstickten, als er es im leuchtenden Herz des Lebens versenkte.

Gleich darauf trat er selbst ins Licht. Seine Lippen begannen sich zu bewegen, die magischen Formeln zu rezitieren, die er in den langen dunklen Jahren seiner Studien eigens für diesen Augenblick ersonnen hatte. Seine Stimme hob und senkte sich, war im einen Moment hoch und schrill wie das triumphierende Kreischen einer Krähe, die mit ihrem Schnabel Fetzen blutigen Fleisches aus dem Kadaver eines verendeten Tieres herausriss im nächsten tief und bedrohlich wie das hungrige Knurren eines Wolfs, dessen gefletschte Zähne nur noch eine Handbreit von der ungeschützten Kehle seiner Beute entfernt waren. Die Worte verloren ihre Konturen, wurden unverständlich, doch letztlich brauchte es keine Silben, um den Zauber zu wirken. Elfische Magie war allein eine Frage des Willens. Formeln, Beschwörungen und Worte dienten allein dazu, den Willen auf das gewünschte Ziel zu konzentrieren.

Sein Ziel war einfach und sein Wille war stark, stärker als die verschreckte, ängstliche Seele des Hains. Ogaire spürte sogleich, wie sie sich ihm beugte. In kaltem Triumph riss er den Lebensstrang vom Körper seines Sohnes und verband ihn mit seinem eigenen.

Die beiden Stränge flossen ineinander, verschmolzen zu einem breiten, machtvollen Strom,

zu einer dicken, pulsierenden Arterie aus Licht, so strahlend und hell, als sei die Sonne selbst durch die stählerne Kraft seines Willens vom Himmel herabgezwungen und in eine neue Form gegossen worden. Gleichzeitig spürte er, wie frisches Leben berauschend wie süßer Wein in ihn schoss – Leben, das eigentlich seinem Sohn gehört hatte.

Ogaire ließ den Säugling los. Das Kind atmete längst nicht mehr. Ohne das helle Band das es mit dem Herzen des Hains verband, war es in Sekundenbruchteilen gestorben, nur verwelkte der leblose Körper wie eine Blume in der Wüstensonne, wurde schwarz, zerfiel zu einem Häufchen flockiger Asche, die lautlos zu Boden rieselte.

Das Herz des Waldes zuckte wild, als sich die Asche gestohlenen Lebens wie Gift in das reine Licht des Ursprungs ätzte. Ein vielstimmiger Schrei erhob sich über den Hain Sylphen, Dryaden, Blütenfeen, selbst die Elfen krümmten sich hilflos unter dem Ansturm animalischer Pein, und für einen Moment flackerte das Leben selbst so schwächlich wie eine Kerze, die auf einem einsamen Grabhügel dem eisigen Nordwind zu trotzen versucht.

Auf diesen Augenblick hatte Ogaire gewartet. Erneut fokussierte er seinen Willen, und ein weiterer Zauber, anders als der erste und doch ebenso machtvoll, begann sich um seine hochaufgerichtete Gestalt zu entfalten. Er spürte, wie er über sein Gesicht, über seine Arme und Beine rann, ihn umhüllte wie eine schützende Haut, während ringsumher die Bewohner des Waldes noch immer vor Schmerz und Entsetzen zuckten, ein jeder von ihnen dem Tode nahe.

Doch er wollte sie nicht töten – noch nicht. Das hätte seinem Ziel eher geschadet als gedient. Allein deshalb gestattete er ihnen weiterzuleben.

Mit einer beiläufigen Bewegung fegte er die Asche aus dem Licht. Wie Sonnenschein, der plötzlich hinter einer schwarzen Wolke hervorbricht, verstärkte sich das weiße Glühen, das durch den grausamen Mord matt und stumpf geworden war, versuchte verzweifelt, das Gift fortzuspülen und die Wunde zu schließen, die er ins lebendige Gewebe des Waldes gerissen hatte. Ogaire wusste, dass der Kampf vergeblich sein würde.

Das Herz des Waldes war zu rein, zu makellos und unverdorben, um eine derartige Schändung anders als mit innerer Erstarrung und ohnmächtigem Leiden beantworten zu können. Die Fäulnis, die sein obszönes Ritual hinterlassen hatte, würde weiterwuchern, wie eine stinkende Kloake durch die silbernen Nabelschnüre sickern und ein Leichentuch aus Tod und Verwesung über den Hain breiten – ein Leichentuch, das mit jedem Jahr, das verstrich, dicker und schwerer werden würde, bis auch der letzte Funke Leben, der noch in den verdorrten Leibern glomm, zu grauer Asche geworden war.

Der pumpende Herzschlag der Quelle selbst würde dafür sorgen, dass der Keim der Verdammnis zu jedem Baum und jedem Strauch, zu jeder Dryade, Blütenfee und jedem Elfen getragen wurde. Die Dunkelheit würde ihre Seelen verschlingen, Stück für Stück würde die Flamme des Lebens in ihnen ersticken, lange bevor sie tatsächlich gestorben waren, und der einst so strahlende Hain würde zu einem kalten, düsteren Ort werden, einem Ort der Trauer und der Bitterkeit, wo Gesang und Tanz nur noch Gespenster in der staubigen Hallen der Erinnerung sein würden und die Gräber der Toten anklagend zu einem

grauen, gleichgültigen Himmel emporstarrten.

Ogaire konnte sehen, wie es begann. Schon wurde das Licht der Quelle wieder schwächer, verwandelte sich trotziges Aufbegehren in Resignation und Hoffnungslosigkeit, als die Kräfte der Natur hilflos vor der Saat des Bösen kapitulierten. Graue Schlieren mischten sich in das strahlende Weiß, Wirbel aus Fäulnis und Verwesung, die dem Elfenhain auf ewig sein düsteres Mal aufdrücken würden.

Mit einem letzten zufriedenen Blick auf die Abscheulichkeit, die er geschaffen hatte, trat Ogaire aus dem Licht auf die Lichtung hinaus. Gleichmütig betrachtete er die schwarze verkohlte Fläche, die noch vor wenigen Augenblicken eine blühende Wiese gewesen war. Die Obszönität seiner Schändung war wie Eiter aus dem gequälten Herzen des Waldes hervorgebrochen, eine giftige, kochende Brühe, die jeden Grashalm und jede Blume, jeder Strauch und jeden Baum im Umkreis von mehreren hundert Metern zu rauchender Schlacke und bizarren, wie verkrümmte Skelettfinger aus der Erde ragenden Schattengebilden zusammengesmolzen hatte, zu schwarzen, verkrüppelten Zerrbildern ihrer einstigen Schönheit, aus denen jegliches Leben für immer gewichen war.

Ogaire verschwendete keinen Gedanken daran. Unsichtbar und unantastbar für die anderen Elfen, die in ohnmächtigem Zorn und fassungsloser Wut nach ihm suchten, ohne auch nur ansatzweise die wahre Dimension dessen zu ahnen, was er getan hatte, zog er sich zurück. Nur wenig später passierte er die Grenze des Hains und betrat die Welt der Menschen.

1. Kapitel

Luft! Warum gab es in diesem ganzen verdammten Gebäude nur so wenig Luft? Verzweifelt zerrte Andion am Kragen seines T-Shirts, aber es nützte nichts. Obwohl die Schrecken des heutigen Tages gerade erst begonnen hatten, schien der sadistische Folterknecht, der die Geschicke seines jämmerlichen Lebens lenkte, bereits zu so früher Stunde zu Höchstform aufzulaufen. Trotz der stickigen Hitze im Klassenzimmer stand ihr kalter Schweiß auf der Stirn, und seine Kehle fühlte sich an, als sei sie in einer unsichtbaren Schraubstock eingespannt, der mit jedem Ticken der billigen Plastikuhr, die wie ein höhnisch glotzendes Auge über der geschlossenen Tür seines Gefängnisses hing, eine Umdrehung weiter zusammengedrückt wurde.

Die Hände unter der zerschrammten Tischplatte zu Fäusten geballt, den würgender Geschmack naher Panik im Mund, flog sein gehetzter Blick durch den Raum, doch weder die dicken, steinernen Mauern des alten Schulgebäudes mit ihren blinden, staubigen Fenstern noch die viel zu niedrige Decke, die mit dem Gewicht eines Gebirgsmassivs auf ihm lastete, versprachen einen Ausweg aus seiner Qual.

In ohnmächtiger Wut knirschte er mit den Zähnen. Was zum Teufel war bloß los mit ihm? Er saß hier mit 20 anderen Schülern – und einem fetten Choleriker, der sich selbst hochtrabend Lehrer schimpfte – im gleichen Raum, und doch war er offenbar der Einzige, der das Bedürfnis verspürte, schreiend von seinem Platz aufzuspringen und mit seinen bloßen Händen die grauenhaften Wände niederzureißen, die die Luft und das Licht von ihm fernhielten und langsam das Leben aus ihm herausquetschten wie aus einer Blume, die von einem gleichgültigen Kind gepflückt und zum Trocknen zwischen zwei Betonplatten gelegt worden war. Fast glaubte er zu spüren, wie die Mauern immer dichter zusammenrückten, wie sich die Decke tiefer und tiefer auf ihn herabsenkte, ein hungriges Raubtier, das darauf lauerte, seine wehrlose Beute in einem unachtsamen Augenblick zwischen seinen tödlichen Kiefern zermalmen zu können. Doch natürlich war das eine Illusion. Andion wusste, dass der Tod, wenn er ihm irgendwann einmal von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat, weit weniger gnädig mit ihm sein würde.

Er bohrte sich seine Fingernägel ins Fleisch, bis seine Handflächen schmerzhaft zu pocher begannen. Langsam, fast wie eine düstere Meditation, ließ er seinen Blick über seine Mitschüler wandern, betrachtete stumm ihre teils gelangweilten, teils interessierten Gesichter, während sie dem monotonen Vortrag Mr. Colegraves lauschten. Wieder einmal wurde er sich schmerzlich des Abgrundes bewusst, der zwischen ihm und ihnen klaffte – eines Abgrundes, wie er tiefer und unüberwindbarer gar nicht sein konnte. Längst hatte er es aufgegeben, sich diesbezüglich etwas anderes einreden zu wollen. Er war nicht wie sie, und er würde es niemals sein. Dazu war es nicht einmal nötig, dass sie irgendetwas Bestimmtes taten, ihm durch ihr konkretes Handeln das Gefühl gaben, dass er niemals mehr als ein Fremder unter ihnen sein würde. Er *fühlte*, dass es so war. Die Empfindungen, die sie bewegten, lagen so offen vor ihm, waren sogar mit geschlossenen Augen so deutlich zu spüren, dass jeder Versuch einer Selbsttäuschung sogleich zu einer lächerlichen Farce

verkam, zu einer Lüge, an die zu glauben ihn auch noch den letzten armseligen Rest seiner Würde gekostet hätte, die ihm nach all den Jahren des Leidens noch geblieben war.

Er grub seine Fingernägel noch tiefer in sein Fleisch, und seine Zähne mahlten knirschend aufeinander, hielten den verzweifelten Schrei zurück, der aus seinem Inneren hervorbrechen wollte. Zitternd schloss er die Augen, versuchte die würgende Übelkeit niederzudrücken, die seinen Magen zusammenkrampfte, während die Welt im Rhythmus seines hämmernden Herzschlags um ihn zu schwanken begann und sich seine Kehle immer mehr anfühlte, als habe ihm jemand einen Eimer mit Sand in den Rachen gekippt, der langsam in seine Lungen hinabrieselte und ihm unerbittlich die Luft abschnürte. Schon spürte er die dunklen Schwingen der Ohnmacht, die zärtlich über seinen Geist strichen, ihn forttragen wollten vor diesem schrecklichen Ort, der nichts als Qual und Einsamkeit für ihn bereithielt. Doch er durfte ihrem Ruf nicht folgen, sich der lockenden Dunkelheit nicht ergeben. Würde er wieder einmal wie ein nasser Sack Mehl von seinem Stuhl rutschen, würde sich das Füllhorn höhnischen Spotts, das seine Klassenkameraden jeden Tag aufs Neue mit der erlesensten Kostbarkeiten aus dem unerschöpflichen Vorrat ihrer Giftküche füllten, zweifelsohne auf der Stelle über ihn ergießen, und ihm stand so früh am Morgen noch nicht der Sinn danach, seine schutzlose Kehle den Wölfen darzubieten. Er musste durchhalten. Bald würde der Pausengong das Ende des Martyriums verkünden, und er konnte ...

„McKay! Wünschen Eure Lordschaft vor dem Zubettgehen noch ein Tässchen heiße Milch mit Honig, oder seid Ihr bereits in die süßen Gefilde des Schlafs entschlummert?“

Erschrocken riss Andion die Augen auf. Die kolossale Gestalt Mr. Colegraves ragte wie ein Berg vor ihm in die Höhe – ein Berg mit tückischen kleinen Augen, die boshaft auf ihn herabstarrten, und einem erwartungsvollen Haifischgrinsen auf den wulstigen Lippen.

Andion hatte nicht bemerkt, wie der Lehrer nähergekommen war, hatte nicht die Bugwelle aus kalter Wut und hämischer Vorfreude gespürt, die sich durch die emotionsgeschwängerte Luft auf ihn zubewegt hatte.

Nun war geschehen, was er um jeden Preis hatte vermeiden wollen. Mr. Colegrave hatte ihn am Haken, und er würde ihn so lange zappeln lassen, bis er ihn mit dem Gesicht nach unten in den Staub getreten hatte. Der fette Geschichtslehrer war niemand, den man sich leichtfertig zum Feind machte – aber aller guten Vorsätze zum Trotz hatte Andion das in nur wenigen Stunden fertiggebracht.

Scharfkantige Splitter aus zerbrochenen Träumen, aus Bitterkeit und Enttäuschung und dem boshaften Wunsch, andere Menschen für die ihm zugefügten Schmerzen bluten zu lassen, prasselten wie ein Regen aus Eiskristallen auf ihn nieder, als sich der Geschichtslehrer mit seinen baumstammdicken Armen auf seine Tischplatte stützte und sich mit einem verächtlichen Grinsen zu ihm herabbeugte.

„Ich bitte um Vergebung, Mylord, sollten die groben Worte des Pöbels Euer zartes Gemüt in ungebührlichen Aufruhr versetzt haben.“ Mr. Colegraves Stimme troff vor Hohn. „Wer bin ich, Euer göttliches Genie in Frage stellen und dem gewaltigen Schatz Eures Wissens meine eigenen armseligen Kupferstücke hinzufügen zu wollen?“ In einer absurden Parodie

demütiger Zerknirschung neigte der Geschichtslehrer seinen massigen Schädel.

Schadenfrohes Gekicher erhob sich um ihn herum. Andion knirschte mit den Zähnen. Der Blick starr auf das Blatt Papier gerichtet, das vor ihm auf dem Tisch lag, presste er ein mühsames „Es tut mir leid, Sir“ hervor, wohl wissend, dass nichts von dem, was er sagte oder tat, Mr. Colegrave davon abhalten würde, ihn vor der versammelten Klasse zu Wurstgulasch zu verarbeiten.

Doch obwohl alles in ihm danach schrie, aufzuspringen, aus dem nächsten Fenster zu hechten und so lange zu rennen, bis er mindestens tausend Meilen zwischen sich und die düstere Wolke aus Herablassung und Wut gebracht hatte, die bedrohlich und kalt vor ihm in die Höhe ragte, blieb er wie versteinert auf seinem Stuhl sitzen, starrte auf seine Tischplatte und presste stumm die Lippen aufeinander. Mr. Colegrave jetzt auch noch *anzusehen*, wäre keine gute Idee. Auch dies war eine Lektion, die er bereits früh in seinem Leben hatte lernen müssen.

Andion spürte, wie sich die Gefühle des Geschichtslehrers veränderten, wie er sich bereit machte, die bizarre Scharade zu beenden, und zum Schlag ausholte. „Glaubst du etwa, das hier wäre ein *Spiel*, McKay?“ zischte er. Er hatte sich noch tiefer zu ihm heruntergebeugt, schien wieder einmal die Unterwerfung seines Gegners mit der schieren Masse seines gewaltigen Körpers herbeizwingen zu wollen. „Glaubst du im Ernst, ich lasse mich von dir für dumm verkaufen?“

Die Wolke aus Zorn wurde heiß, brannte wie kochender Teer auf seiner Haut. Andion schluckte. Der Geschichtslehrer war zweifellos in noch üblerer Stimmung als sonst, und es schien entschlossen, ihn dafür büßen zu lassen.

„Aber vielleicht ist dir ja die Bedeutung des Wortes *Schule* entgangen. Schule ist *nicht* der Ort, an dem man nach einer durchzechten Nacht seinen Rausch ausschläft. Und es ist *nicht* der Strand von Malibu, wo halb nackte Blondinen in ihren Bikinis vor dir herumhüpfen und du dich an deinen feuchten Träumen delectierst!“

Dornen aus schwarzem Feuer bohrten sich in sein Fleisch, sengten eine Spur aus kochender Dunkelheit in seinen Geist. Verzweifelt rang Andion nach Luft.

Mr. Colegrave fixierte ihn mit dem kalten Blick einer Schlange, die wusste, dass ihre Beute unwiderruflich in der Falle saß und nichts mehr tun konnte, um den zustoßenden Giftzähnen noch zu entkommen. „Aber niemand soll behaupten, ich hätte kein Herz für die Einfältigen und Verwirrten. Heute ist dein Glückstag, McKay! Ich werde deinen Gedächtnis ein wenig auf die Sprünge helfen.“ Andion spürte, wie sich die Lippen des Lehrers erneut zu seinem widerwärtigen Haifischgrinsen verzogen. „Also, bis zur nächsten Stunde will ich 20 Seiten von dir sehen, 20 Seiten über die Bedeutung des Götterpantheons für das soziale Leben der griechischen und römischen Gesellschaft. Natürlich wirst du aus Respekt vor dem kulturellen Erbe unserer Vorfahren auch diesmal den dekadenten Verlockungen der modernen Technik widerstehen und wie jedes vernunftbegabte Lebewesen in den letzten 5000 Jahren für deine historische Expertise ein schnödes Blatt Papier und einen Stift benutzen. Und da wir gerade dabei sind, du hast mir deine letzte

Ausarbeitung noch nicht gezeigt!“

Auch eine Strafarbeit, ebenfalls über das Thema Mythologie. Darum drehte sich zurzeit alles in Mr. Colegraves Unterricht. Tragischerweise war gerade das eine Leidenschaft, die Andion mit dem Geschichtslehrer teilte, und hätte der Unterricht draußen auf dem sonnengewärmten Rasen statt im Betonsarg des alternden Schulgebäudes stattgefunden, hätte er Mr. Colegrave bewiesen, dass er *tatsächlich* Freude am Lernen hatte.

Hastig kramte er die zehn eng beschriebenen Seiten aus seiner Tasche hervor und schob sie in Richtung des hasserfüllten Brodems, der lauernd wie ein hungriger Schakal vor ihm in der Luft schwebte. Noch immer hielt er seinen Blick gesenkt, wagte nicht aufzusehen.

Sein Aufsatz wurde ihm aus den Händen gerissen, dann herrschte einige Sekunden lang bedrohliche Stille. Andion erkannte an der boshaften Genugtuung, die plötzlich von dem Lehrer ausstrahlte, dass dieser sofort mit der Lektüre begonnen haben musste – natürlich, schließlich würde er sich eine derart vortreffliche Gelegenheit, ihn zu demütigen, keinesfalls entgehen lassen.

Er spürte, wie seine Handflächen vor Nervosität feucht wurden. Vielleicht hätte er doch lieber etwas aus einem Buch abschreiben sollen, aber dazu hätte er zuerst in die Bücherei gehen und dort nach passendem Material suchen müssen, denn Bücher waren leider so ziemlich das Letzte, was in den Schränken ihrer kleinen Wohnung zu finden war. Auch dies war etwas, das er schon seit vielen Jahren zu akzeptieren gelernt hatte. Es war gefährlich, zu sehr an den Dingen zu hängen. Ein Moment der Unentschlossenheit, ein Augenblick des Zögerns bei der Entscheidung, was zurückgelassen oder besser mit ein paar hastigen Handgriffen in eine ihrer Reisetaschen gestopft werden sollte, mochte den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten, wenn sie das nächste Mal ihr Versteck wechseln mussten.

Blieb also nur die Bibliothek. Die aber lag in einem der modernsten Gebäude der Stadt – einem gewaltigen Koloss aus Stahl und Glas, der ihm schon beim bloßen Anblick die Luf knapp werden ließ. Dort hineinzugehen wäre ebenso selbstzerstörerisch gewesen, wie von einer zehn Meter hohen Brücke zu springen – wobei er die Brücke jederzeit vorgezogen hätte.

Also hatte er stattdessen aus einer anderen Quelle geschöpft – aus dem unendlichen Fundus an Geschichten, die sein Vormund Ian ihm erzählt hatte, damals, in den dunklen, einsamen Stunden seiner Kindheit, als das zunehmende Wissen um den Schrecken, der über seinem Leben schwebte, seine kleine Seele in Furcht und Entsetzen zu ersticken drohte und er Nacht für Nacht zitternd in seinem Bettchen gelegen hatte, voller Angst, der Schatten aus seinen Albträumen habe sich mit seinen Klauen einen Weg in die Wirklichkeit gegraben, um in einem Moment der Unachtsamkeit über ihn herzufallen, zu packen und zu sich in sein kaltes, finsternes Reich hinabzuzerren.

Ians Geschichten waren das Licht gewesen, das ihm Wärme und Geborgenheit gegeben hatte, mehr noch als die Gegenwart seiner Mutter, sogar mehr als das Flüstern des Windes in den Bäumen und der Anblick der ersten Frühlingsblumen nach der eisigen

Umklammerung des Winters. Plötzlich schlug ihm das Herz bis zum Hals, und er hatte das Gefühl, einen kostbaren Diamanten in die schmierigen Hände eines Leichenfledderers gelegt zu haben.

Schon hörte er, wie Mr. Colegrave tief und theatralisch Atem holte und sich seine Mitschüler in lüsterner Erwartung auf ihren Plätzen vorbeugten, spürte er die hungrige Gier, die plötzlich wie eine Welle aus schnappenden Haifischkiefen durch den Klassenraum wogte.

„Gepriesen sei der Herr für die Gnade, die Er seinen armseligen Dienern am heutigen Tage hat zuteilwerden lassen“, rief Mr. Colegrave mit der salbungsvollen Stimme eines Herolds, der gerade den Aufmarsch der himmlischen Heerscharen verkündete. „Höret nur und neigt euer Haupt in Ehrfurcht. Das Genie spricht zu euch!“ Er räusperte sich noch einmal lautstark und raschelte bedeutungsvoll mit den Blättern der Strafarbeit in seinen fleischigen Händen.

„In früheren Zeiten waren sich die Menschen, anders als heute, der Gegenwart der Elfen Sylphen und Blütenfeen durchaus bewusst, auch wenn sie sie nur selten zu Gesicht bekamen. Sie wussten, dass die Reiche der Menschen und die der Elfen und des Kleinen Volkes sich an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten berührten und überschritten, so etwa zur Zeit der Wintersonnenwende, der Tagundnachtgleiche oder auch an jedem gewöhnlichen Tag im Zwielflicht der Dämmerung. Zäune und Türrahmen waren Orte, an denen wundersame Begegnungen stattfanden, und manch einer fürchtete sie, trieben doch die Wesen des Kleinen Volkes oft ihren Schabernack mit den Menschen.

Anders als die Sylphen und Blütenfeen, die Kobolde und Gnome waren die Elfen von zügeltem und aristokratischer Natur, um an derartig derben Späßen Gefallen zu finden. Sie achteten und respektierten ihre menschlichen Nachbarn, boten ihnen ihre Hilfe an, wo sie benötigt wurde, und lebten in stiller Harmonie mit jenen, deren Dasein um so vieles mühseliger und entbehrungsreicher war als das ihre und deren Lebensflamme bereits wieder erlosch, bevor die ihre noch richtig zu brennen begann. Mächtige Elfenfürsten schlossen heilige Bünde mit menschlichen Familien und gewährten Reichtum und Glück für Hingabe und Treue, und der Wind der Hoffnung und des Friedens wehte durch beide Welten.

Doch im Laufe der Zeit verlernten die Menschen, an Wunder zu glauben. Sie vergaßen den Zauber der Magie, errichteten Städte aus Stahl und Beton und drängten die Welten des Zwielflichts zurück in den Schatten, zurück in die Dunkelheit des Vergessens und der Unwissenheit. Gewaltige Elfenhaine, die einst Kontinente überspannt hatten, schrumpften zu kleinen Inseln zusammen, und die Zahl der Elfen nahm immer mehr ab.

Mit ihnen verschwanden auch die Wesen des Kleinen Volkes und die Naturgeister. Einige gingen in den Elementen auf, andere flohen in die Elfenhaine und suchten dort Zuflucht vor einer Welt, in der sie keinen Platz mehr für sich finden konnten.“

Das Gelächter in der Klasse wurde so laut, dass Mr. Colegrave an dieser Stelle abbrach. Verächtlich warf er die Blätter vor Andion auf den Tisch.

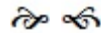
„Was zum Teufel soll das sein, McKay? Falls du es bisher noch nicht bemerkt hast, das

hier ist ein seriöser Geschichtsunterricht und keine Märchenstunde! Deine Aufgabe lautete, eine Ausarbeitung über den volkstümlichen Aberglauben des Mittelalters anzufertigen, nicht dir irgendeinen Blödsinn aus den Fingern zu saugen! Verstehst du das etwa unter einer sorgfältigen Recherche? Glaubst du, das da wäre *Wissenschaft*? Damit könntest du höchstens in Hogwarts Karriere machen, aber nicht in Amerika, und nicht in *meinem Unterricht!*“ Mit einer abfälligen Bewegung wischte er die Blätter vom Tisch. „Das ist Mist, McKay! Totaler Mist!“

Etwas in Andion verkrampfte sich. „Aber ...“

„Streite es nicht auch noch ab! Du bist hier nicht im Auenland, McKay! Wann begreifst du das endlich?“

Andion presste stumm die Lippen aufeinander. Nein, er war nicht im Auenland. Er war ein Wanderer im Schatten, irrte umher in der Dunkelheit Mordors, ohne Hoffnung, jemals das rettende Licht zu erreichen; ein Verdammter, gebunden von Ketten, die ein unbarmherziges Schicksal ihm aufgezwungen hatte, und verfolgt von den Gespenstern, die in den düsteren Abgründen seiner Erinnerung auf ihn lauerten. Aber das konnte und wollte er Mr. Colegrave ganz sicher nicht erklären. Dazu hätte er zu viel preisgeben müssen, was weder sein Lehrer noch seine Mitschüler jemals erfahren durften.



Der Pausengong erlöste Andion schließlich von seiner Qual. Er stürzte aus dem Raum bevor seine Klassenkameraden auch nur realisiert hatten, dass Mr. Colegrave seinen Unterricht mit einem letzten mürrischen Knurren für beendet erklärt hatte und sich, eingehüllt in eine Wolke düsterer Erleichterung über die Aussicht, der Stätte seines täglichen fruchtlosen Bemühens endlich wieder den Rücken zukehren zu können, zum Gehen wandte.

So schnell es seine zitternden Knie erlaubten, wankte Andion durch die endlosen grauen Korridore, kämpfte verbissen gegen das würgende Schwindelgefühl, das den Boden unter seinen Füßen wie das Deck eines Fischkutters auf stürmischer See hin und her schlingern ließ, während ihm das Blut wie ein Gebirgsbach in den Ohren rauschte und sein Herz mit der ungestümen Gewalt eines Presslufthammers gegen seine Rippen wummerte. Nur mit der eisernen Kraft seines Willens und dem harten Training vieler bitterer Jahre gelang es ihm, die gierigen Tentakel der Ohnmacht so lange zurückzudrängen, bis er sich aus dem zweiten Stock des Gebäudes ins Erdgeschoss vorgearbeitet hatte und durch die großen, weit geöffneten Flügeltüren ins Freie torkelte.

Mit dem ersten Schritt hinaus ins helle Sonnenlicht verschwand der stählerne Reif, den seine Brust während der letzten Stunde so unbarmherzig zusammengepresst hatte, löste sich auf wie die Erinnerung an einen bösen Traum im ersten fahlen Schein des Morgens. Andion blieb zitternd stehen, schloss die Augen und genoss die Wärme des Sommers auf seiner Haut und das Spiel des Windes in seinen Haaren, während er gierig wie ein Ertrinkender die herrliche frische Luft in seine schmerzenden Lungen sog und die Welt um ihn herum langsam wieder ihre gewohnte Stabilität zurückgewann.

Ein Arzt hatte sein Problem mit engen Räumen einmal diagnostiziert, hatte ihm der Stempel der Klaustrophobie aufgedrückt, doch er lag falsch. Er hatte kein Problem mit Enge. Vor nicht allzu langer Zeit war er stundenlang durch eine schmale Felsspalte gekrochen, um ein Kätzchen zu retten, das sich darin verfangen hatte, und er hatte dabei nicht ein einziges Mal nach Luft ringen müssen. Wie alle Dämonen, die an seiner Seele fraßen, so schien sich auch dieser einer einfachen und rationalen Erklärung zu entziehen; er war ein Narr gewesen, etwas anderes zu glauben.

Sein Magen krampfte sich vor Scham und dumpfer Resignation zusammen, und ungeweinte Tränen brannten heiß hinter seinen geschlossenen Lidern, als er an jenes denkwürdige Gespräch mit dem Arzt zurückdachte – ein Gespräch, dessen höhnische Echos trotz der Jahre, die inzwischen vergangen waren, noch immer so laut und schmerzhaft in ihm widerhallten wie damals, als er, zermürbt vom täglichen verzweifelten Kampf gegen die düstere Fremdartigkeit seines Wesens und trotzig gegen Ians eindringliche Warnungen aufbegehend, auf eigene Faust nach Hilfe gesucht hatte.

Er hätte es besser wissen müssen. Erlösung gab es nur für andere, nicht für ihn. Aber wie konnte er auch auf Trost und Verständnis hoffen, wenn er sich selbst so wenig verstand? Wie sollte er irgendjemandem erklären, dass nicht das Eingeschlossen-Sein in Räumen und Gebäuden die glühenden Dolche in seine Seele trieb, dass es nicht ihre Enge war oder die Dicke ihrer Wände und Decken, die ihn Tag für Tag aufs Neue in einen Abgrund aus Finsternis und Entsetzen stieß, sondern die Räume selbst – ihre kalte Geometrie, die niemals etwas anderes als eine rohe, abscheuliche Vergewaltigung natürlicher Anmut und Schönheit sein konnte, und ihre grauenhaften, beinahe körperlich schmerzenden Ecken und Kanten, die ihm bereits beim bloßen Anblick den Magen umdrehten und den Atem abschnürten?

Und das war noch nicht einmal das Schlimmste. Die zweifellos bizarrste und absonderlichste Zutat im Horrorcocktail seines Lebens – und diejenige, die sein Vertrauen in seine geistige Gesundheit vielleicht am nachhaltigsten erschütterte – war das *Eisen*.

Andion erschauerte. Mühsam öffnete er die Augen und warf einen gequälten Blick zurück auf das alte Schulgebäude, das wie eine große, bösertige Kreatur über ihm aufragte und aus kalten, hungrigen Augen auf ihn herabzustarren schien. Selbst hier im Freien spürte er noch die Hitze, in der das Eisen geschmiedet worden war, spürte die Ströme glutflüssiger Lava, die in den dicken Backsteinmauern pulsierten und sich wie das monströse Netz einer Höllenspinne durch die Decken und Wände der Räume zogen, bereit, ihn mit ihren gieriger Armen zu umfassen, sobald er auch nur einen Fuß über die Schwelle setzte.

Es war so absurd, dass Andion am liebsten über sich selbst hätte lachen mögen, wenn seine raue Kehle denn noch zum Lachen in der Lage gewesen wäre, und wenn die Irrationalität seiner Empfindungen ihn nicht so sehr geängstigt hätte. Denn natürlich gab es keine Monsterspinne, die heimlich ihre feurigen Netze spann und mit teuflischer Hinterlist dafür sorgte, dass die Temperatur im Inneren der Klassenräume sogar ein Krematorium vor Neid hätte erblassen lassen; es gab lediglich das Eisen. Wasser- und Heizungsrohre,

Verstärkungsstreben, Treppengeländer und Türklinken, Wasserhähne, Schrauben und Nägel – ein Universum aus Stahl und Metall, ein Ozean aus schroffen, scharfkantigen Graten und Brocken kochender Schwärze, die um ihn herumwirbelten, sich in ihn hineinbrannten, ihn in Grauen und Schmerz ertränkten.

Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er sich einzureden versucht, seine heftige körperliche und emotionale Reaktion auf Eisen in seinen verschiedenartigsten Gestalten sei nichts weiter als eine zwar seltene, aber mit dem entsprechenden medizinischen Hintergrundwissen letztlich doch verstehbare Form von Allergie, ähnlich vielleicht wie Asthma oder Heuschnupfen oder irgendeine Nahrungsmittelunverträglichkeit, aber nicht einmal diese Illusion war ihm nach dem Gespräch mit dem Arzt, in das er so große Hoffnungen gesetzt hatte, noch geblieben.

Als er dem Mann damals seine Probleme geschildert hatte, hatte der ihn angesehen, als könne er sich nicht recht entscheiden, ob er ihn auslachen oder auf der Stelle in die nächste geschlossene Anstalt einweisen sollte. Stundenlang hatte der Kerl versucht, ihm seine Gefühle auszureden, hatte sie so hinbiegen wollen, dass sie in das Schema psychiatrischer Störungen passten, das er im Kopf hatte, doch als Andion nicht von seiner Haltung abgewichen war, hatte der Arzt ihn erbost nach Hause geschickt und ihm mit durchaus deutlichen Worten zu verstehen gegeben, dass er erst wiederkommen solle, wenn er ernsthaft bereit sei, an seinen Problemen zu arbeiten.

Das war das erste und zugleich das letzte Mal gewesen, dass Andion einem anderen Menschen einen Blick in die bizarren Abgründe seiner Seele gewährt und es gewagt hatte, ihm seine quälendsten Gedanken und Befürchtungen anzuvertrauen.

Bekümmert ließ er den Kopf hängen. Vielleicht wäre es tatsächlich das Beste für alle gewesen, man hätte ihn schon vor Jahren in irgendeine Zelle gesperrt und den Schlüssel zu seinem Verlies auf dem tiefsten Grund des Ozeans versenkt. Niemand würde ihn vermissen, wenn er plötzlich nicht mehr da wäre, und selbst seine Mutter würde vermutlich nicht allzu viele Tränen um ihn vergießen – was kein Wunder war, wenn man seine Herkunft bedachte.

Ein eisiger Schauer kroch Andion den Rücken hinauf und ließ ihn trotz der sommerlicher Wärme frösteln. Er hatte seinen Vater niemals kennengelernt, und doch gab es keinen Tag in seinem Leben, der nicht vom düsteren Schatten seiner unheilvollen Präsenz besudelt worden wäre, keinen Tag, an dem ihn nicht der Gedanke an die schaurigen Ereignisse quälte, die das blutige Präludium zu seiner Geburt gewesen waren. Wollte man Ians Erzählungen Glauben schenken – und es bestand leider nicht der geringste Anlass, ihnen *nicht* zu glauben –, war sein Vater nicht weniger als ein sadistischer, wahnsinniger Psychopath, ein Dämon aus der Hölle, der das Leben eines Menschen so beiläufig auslöschte wie eine gelangweilte Katze, die mit ihren Zähnen nach einer vorbeisummenden Fliege schnappt, und der erbarmungslos jeden hinwegfegte, der das Pech hatte, in seinen blutigen Weg zu geraten.

Wie jedes Mal, wenn er an seinen Vater dachte, spürte Andion, wie sich seine Kehle vor

Furcht zusammenschnürte und sich die Muskeln in seinem Rücken verkrampften, als erwarteten sie, im nächsten Moment vom kalten Stahl einer Messerklinge durchbohrt zu werden. Was vermutlich auch irgendwann passieren würde. Er brauchte nicht in Ians harte, grimmige Augen zu blicken, um genau zu wissen, dass der Mistkerl auch vor seiner Mutter und ihm nicht haltmachen würde; das bleiche, abgehärmte Gesicht seiner Mutter und die bitteren, angsterfüllten Tränen, die sie viel zu oft weinte, waren Beweis genug.

Hastig schob Andion den Gedanken wieder beiseite. Sich mit dem kranken Hirn seines Erzeugers zu beschäftigen, würde seinen Tag ganz sicher nicht verbessern. Es war ohnehin schwer genug, sich auch nur für wenige Sekunden nicht der Henkerschlinge bewusst zu sein, die nur darauf wartete, sich um seine schutzlose Kehle zusammenzuziehen, nur für ein paar tröstliche Augenblicke nicht daran zu denken, dass er, seine Mutter und sein Vormund seit siebzehn langen Jahren auf der Flucht waren – auf der Flucht vor einem blutrünstiger Monster, das nicht eher ruhen würde, als bis es sie gestellt und seinen schrecklichen Hunger an ihnen gestillt hatte.

Andion ballte seine Hände zu Fäusten und straffte seine Gestalt. Er musste endlich aufhören, über Dinge nachzugrübeln, an denen er doch nichts ändern konnte, ansonsten würde die Pause vorbei sein, ohne dass er Gelegenheit gefunden hatte, die Löcher, die durch Mr. Colegraves emotionalen und verbalen Dauerbeschuss in die Mauern seiner Selbstbeherrschung gerissen worden waren, zumindest so notdürftig wieder zu stopfen, dass er die nächsten beiden Schulstunden in halbwegs würdevollem Zustand über die Bühne bekam.

Er atmete tief durch, gab sich einen Ruck und zwang seine verkrampften Muskeln, sich in Bewegung zu setzen, fort von dem wuchtigen Backsteingebäude mit seinen schroffen Kanten und den schmerzhaften rechten Winkeln, dem glühenden Stahl und dem Eisen. Der Balsam, der seine wunde Seele zu heilen vermochte, würde er hier nicht finden.

Er ging mechanisch, ignorierte die Gruppen der übrigen Schüler, die zusammen mit ihm auf den Hof geströmt waren, sah weder nach links noch nach rechts und hob nur einmal kurz den Blick, um in dem Gewimmel aus Menschenleibern nicht die Orientierung zu verlieren. Was sich sogleich als Fehler herausstellte, denn er fand sich Auge in Auge mit einer der beiden Lehrerinnen, die während der Pause die Aufsicht führten. Ihre Miene erstarrte, und er konnte spüren, wie sie innerlich vor ihm zurückzuckte, wie Ablehnung und instinktive Furcht ihr Wesen erfüllten. Sie brach den Blickkontakt ab, noch bevor er es tun konnte, und stakste mit steifen Schritten in die entgegengesetzte Richtung davon.

Hastig verankerte Andion seinen Blick wieder am Boden, während sich ein dumpfer, altvertrauter Schmerz in seinen Magen grub. Obwohl er es nun schon so oft erlebt hatte, tat es noch immer weh, brannte die Scham über den Makel, der seine Seele befleckte und so offen für jeden sichtbar war, heiß auf seinen Wangen.

Letztlich konnte er der Lehrerin nicht einmal einen Vorwurf machen – ebenso wenig wie all den anderen, die ihn anschauten und mit spontanem Ekel und Abscheu reagierten. Außer seinem Vormund Ian gab es niemanden, der ihm in die Augen sehen konnte; kein

Mitschüler, kein Lehrer, noch nicht einmal seine Mutter vermochte das. Sie alle wandten sich sofort wieder von ihm ab, erschrocken, verwirrt und voller Furcht, einer instinktiven, atavistischen Furcht, die jegliche Vernunft hinwegfegte und keinen Raum mehr ließ für psychologische Raffinesse oder rhetorische Spitzfindigkeiten, die einen Menschen dazu brachte, sich zitternd wie ein Kaninchen im Angesicht einer Schlange in eine Ecke zu drängen oder mit gefletschten Zähnen anzugreifen wie ein Wolf, dem die Witterung eines bedrohlichen neuen Feindes in die Nase steigt. Vermutlich hätten sie sogar ein wimpernloses Alien mit Insektenaugen und giftgrün lackierter Elvis-Tolle länger ansehen können als ihn.

Dabei wirkte er auf den ersten Blick durchaus wie ein ganz normaler Teenager. Er hatte keine Narbe, keine Hasenscharte oder irgendeine andere Deformation, die einer ahnungslosen Betrachter schaudernd hätte zurückzucken lassen, und auch sein Gesicht war, wenngleich ein wenig hager, so doch keinesfalls dazu angetan, bei anderen Menschen einen spontanen Würgereflex hervorzurufen. Seine Wangenknochen waren vielleicht etwas höher als gewöhnlich, und seine Statur war im Vergleich zu der seiner Altersgenossen eher zartgliedrig als kräftig gebaut, andererseits aber auch nicht so auffällig, dass man auf der Straße mit einem Finger auf ihn gezeigt hätte.

Andion seufzte schwer, und seine Schultern sanken herab. Nein, das Problem war weder die Form seines Gesichts noch seines restlichen Körpers – es waren seine Augen. Denn wo seine übrige Erscheinung so unspektakulär war, dass sie höchstens einem Straßenräuber um Mitternacht zu einer eingehenderen Musterung Anlass gegeben hätte, waren seine Augen so auffällig wie Blutflecken auf einem frisch geweißten Laken.

Offenbar – und in Anbetracht all seiner anderen absonderlichen Schrullen wenig überraschend – litt er an einer äußerst seltenen Form von Pigmentstörung, die dem bunten Strauß bizarrer Merkwürdigkeiten eine weitere faszinierende Blüte hinzufügte. Während nämlich die Augen der anderen immer gleich blieben, veränderten seine sich ständig, wandelte sich das tiefe Grün ihrer Iris wie die Blätter eines Waldes, in dem Licht und Schatten bei jedem Luftzug verspielt miteinander abwechselten. Mal war es so leuchtend und hell wie die ersten zarten Spitzen der Gräser unter den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne, dann wieder dunkel, fast schwarz, wie die rauschenden Wipfel uralter Tannen, die im grauen Zwielficht eines Wintersturms ächzten und knarrten, wenn der eisige Nordwind an ihren Ästen riss.

Wodurch diese Veränderungen hervorgerufen wurden – ob sie willkürlich und spontan auftraten, ohne irgendeine auslösende Ursache, die ihnen voranging, oder ob vielleicht eine skurrile psychosomatische Reaktion dahintersteckte, oder das Wetter, oder ob die gelangweilten Mächte des Universums nach dem Schere-Stein-Papier-Prinzip darüber entschieden –, war ihm nach all den Jahren noch immer nicht ganz klar, aber letztlich hätte auch sein Wissen nichts an der schockierenden Wirkung geändert, die das unheimliche Farbenspiel seiner Augen auf die Menschen in seiner Umgebung ausübte. Was wohl auch kein Wunder war, denn er besaß die Augen seines Vaters; das zumindest hatte Ian ihm

erzählt, und er zweifelte nicht daran. Es sollte ihn also nicht überraschen, dass all jene, die ihn ansahen, auch einen Teil des Wahnsinnigen in ihm entdeckten, der ihn gezeugt hatte.

Erneut musste Andion gegen die Tränen ankämpfen, doch gerade, als er vollends in Trübsinnigkeit zu versinken drohte, wirbelte eine Windböe über den Hof, schien alle anderen Schüler zu ignorieren und zupfte verspielt an seinem Haar. Der leichte Lufthauch war wie ein Streicheln auf seiner Haut, sanft, neckisch und aufmunternd. Unwillkürlich legte Andion den Kopf schief und lauschte. Tausend wispernde Stimmen schienen plötzlich die Luft zu erfüllen, flüsterten leise in sein Ohr.

„Andion. Andion.“

Sein Name. Er hörte ihn oft im Wind, und wie früher, als er ein Kind gewesen war, stellte er sich vor, die Sylphen wären gekommen – jene Geister des Windes, die nach dem Niedergang der großen Elfenhaine in den Elementen der Menschenwelt aufgegangen waren –, um in seinen düstersten Momenten, wenn Kummer und Einsamkeit übermächtig zu werden drohten und er glaubte, alles nicht mehr ertragen zu können, bei ihm zu sein, um die Schatten zu vertreiben und ihm Trost zu spenden. Natürlich war ihm klar, dass eine solche Fantasie lediglich ein weiterer Beleg für seinen doch eher zweifelhaften Bezug zur Realität war, ein weiteres Indiz, dass das Erbe seines verrückten Killervaters in ihm besorgniserregende Früchte trug. Dennoch – die Stimmen hatten stets etwas Tröstliches gehabt, und auch heute schienen sie ihn aufmuntern zu wollen. Übel würde es wohl erst dann werden, wenn statt jenes sanften Flüsterns hasserfülltes Geifern durch seinen Schädel hallte. Hoffentlich kam es nie dazu.

Trotz dieser schweren Gedanken fühlte er sich nun etwas besser, und seine Stimmung hellte sich weiter auf, als er merkte, wie sich, mit jedem seiner Schritte lauter und kraftvoller werdend, ein neuer Klang in das Raunen und Flüstern wob, eine neue Melodie die ihn einhüllte, sich wie ein wärmender Mantel um ihn legte und die eisigen Katakomben seiner Seele mit Zuversicht und neuer Hoffnung füllte. Sein Herz begann vor Freude schneller gegen seine Rippen zu schlagen, und fast glitt so etwas wie ein Lächeln über sein von Kummer gezeichnetes Gesicht, während er dem Rascheln und Knistern der Blätter lauschte, die sich leicht im Wind bewegten, und ihn das leise Knarren der Äste und Zweige wie eine zärtliche Umarmung willkommen hieß.

Andion blickte auf. Er hatte sein Ziel beinahe erreicht. Der einzige Freund, den er hier auf dem Grund der Schule besaß, stand direkt vor ihm. Die große, uralte Eiche, derer ausladende Äste Schutz und Schatten spendeten, schien bereits auf ihn gewartet zu haben.

Wie so oft, wenn er ihren mächtigen Stamm betrachtete, hatte er auch diesmal das Gefühl, als würde ihm aus der rauen Borke ein knorriges, gütiges Gesicht entgegen lächeln, ein Gesicht mit Haaren aus Moos und Augen aus Haselnuss, in deren sanftmütigem Blick die Weisheit der ganzen Welt verborgen lag. Es war nicht immer so deutlich zu erkennen, heute jedoch wirkte es beinahe plastisch, wölbte sich ihm entgegen, als habe es vor, im nächsten Moment gänzlich aus dem Stamm hervorzutreten. Andion wäre nicht überrascht gewesen, hätte sich die Rinde seines Mundes tatsächlich bewegt und wie die Geister des Windes

seinen Namen geflüstert.

Er dachte zurück an Mr. Colegraves Unterricht, an seine Strafarbeit, die der Geschichtslehrer und seine Mitschüler so verächtlich in den Schmutz getreten hatten, und Zorn wallte in ihm auf. Warum ließen sie ihn nicht einfach in Ruhe? Warum lachten sie über Ians Geschichten und verspotteten ihn? Nur weil er sich so verzweifelt nach etwas sehnte, was sein trostloses Leben ein wenig erträglicher machte? Weil er Dinge hörte und sah, die nicht da waren, nicht da sein *konnten*, die aber trotzdem seine Seele berührten auf eine Weise, wie es ein Mensch niemals vermocht hätte, die ihm Mut zusprachen, wenn er sich einsam und verlassen fühlte, und ihm Hoffnung gaben, wenn Furcht und Verzweiflung ihn zu Boden drückten? Sie sollten sich alle zum Teufel scheren!

Er atmete tief durch, versuchte die düsteren Gedanken wenigstens für den Augenblick aus seinem Kopf zu verbannen und ließ sich, den Rücken gegen den rauen Stamm der Eiche gelehnt, langsam ins warme Gras gleiten. Seufzend schloss er die Augen. Normalerweise tat er das nicht, wenn er nicht allein war, und Ian hätte ihn wegen seiner Unvorsichtigkeit wohl energisch zurechtgewiesen, doch Andion hatte eines längst gelernt: Wenn er so wie jetzt an einem Baum lehnte, die Augen schloss und sich ganz auf sich selbst konzentrierte, schien er irgendwie der boshaften Aufmerksamkeit der anderen zu entweichen, fast als hätte er einen schützenden Zauber gewoben, in den er sich einhüllte und vor ihnen versteckte. Das war natürlich wieder einmal ein völlig lächerlicher Gedanke, aber er tat gut. Ohne diese kleinen Momente der Entspannung wäre der Schulalltag noch unerträglich gewesen, als er ohnehin schon war.

Fast eine Minute lang blieb Andion völlig reglos, im Körper wie im Geist, dann begann er, seine Aufmerksamkeit nach innen zu richten. Er ignorierte die Emotionen seiner Mitschüler, die selbst hier draußen im Freien so deutlich zu spüren waren wie Hitze, die von einem offenen Feuer aufstieg, tauchte durch sie hindurch wie durch die aufgewühlte Oberfläche eines sturmgepeitschten Meeres, bis er die ruhige, tief verwurzelte Weisheit der Eiche fühlte. Sie war wirklich uralte, hatte viel gesehen, viel erduldet, aber auch viel Freude erfahren – das Glück, wenn ihre Samen im Frühling aus der weichen Erde sprossen, der Stolz und die stille Ehrfurcht, wenn die kleinen Nestlinge der Sperlinge und Rotkehlchen und Buchfinken im Schutz ihrer Zweige aus ihren Eiern schlüpften, und das wunderbare Gefühl der Vitalität, wenn ein warmer Sommerregen ihre Äste und die raue Haut ihres Stammes benetzte oder der Herbstwind rauschend durch ihre Blätter fuhr.

Beinahe hätte Andion gelächelt – ein echtes, entspanntes Lächeln, für einen kurzen, kostbaren Augenblick frei von der Dunkelheit, die ihn so sehr quälte -, als sich plötzlich ein neues Gefühl in die sanfte Emanation des Baumes mischte, eine grelle Dissonanz des Schmerzes und der Angst, Angst vor Stahl, der in Rinde und lebendes Gewebe schnitt, Wunden riss, zerstörte.

Andion fuhr mit einem Keuchen auf, die Augen vor Entsetzen geweitet; Adrenalin rauschte heiß durch seinen Körper, ließ sein Herz hart gegen seine Rippen wummern, spannte seine Muskeln wie bei einem Tiger, der plötzlich einem Jäger und seinem Gewehr

gegenübersteht. Er sah sofort, warum der Baum schrie. Drei Jungen standen auf der anderen Seite des Stammes - sie hatten ihn offenbar noch nicht bemerkt oder aber bisher absichtlich ignoriert -, und einer von ihnen hielt ein gefährlich aussehendes Springmesser in seiner Hand, mit dem er genüsslich in der Rinde der Eiche herumhackte. Der Anblick des blanken Stahls, der im hellen Licht der Sonne wie der mörderische Fangzahn eines hungrigen Raubtiers glänzte, sich mit der tödlichen Zielstrebigkeit eines zustechenden Skorpions hob und senkte und sich mit einem grässlichen schmatzenden Geräusch in das schutzlose Holz hineinbohrte, trieb Andion würgende Übelkeit die Kehle hinauf.

Jede Faser seines Körpers war in Aufruhr, schrie ihm zu, sich zurückzuziehen, fort von diesem abscheulichen Instrument der Zerstörung, stattdessen trat er zwei Schritte vor, packte den Jungen am Handgelenk und hielt ihn mühelos davon ab, noch einmal zuzustoßen.

„Hör auf“, sagte er leise.

Die drei Jugendlichen fuhren überrascht zu ihm herum. Sie schienen seine Anwesenheit tatsächlich erst jetzt bewusst wahrzunehmen. Andion kannte sie alle drei: Ashton Peat, Kevin Burke und Kenneth Frey, brutale, impulsive Schläger, alle bereits achtzehn und somit ein Jahr älter als er selbst.

Wie üblich war Kenneth der Kopf der Bande, und er war es auch, der das Messer führte. Im Augenblick jedoch starrte er mit einem Ausdruck verwirrten Unglaubens auf seinem grobschlächtigen Trollgesicht auf die Hand, die seinen Arm festhielt.

Andion erschrak. Es gab nur eine Sache, die die Nulllinie von Kenneths Intellekt dazu brachte, in die höheren geistigen Regionen einer Nacktschnecke vorzustoßen, nur einen einzigen Lebensinhalt, dem er mit hingebungsvoller Inbrunst und unter Einsatz all seiner Hirnmasse huldigte, und das waren seine Muskeln.

Er war mühelos in der Lage, auf seinem breiten Kreuz einen kleinen Baum spazieren zu tragen oder im Tauziehen eine halbe Klasse im Alleingang zu besiegen, und es verging kaum ein Moment, in dem der zähe Morast seiner Emotionen nicht vor Bewunderung und Stolz über seine gewaltigen Bizeps in blubbernde Erregung geriet, vor allem wenn es ihm wieder einmal gelungen war, sich mit seinen mächtigen Fäusten bei einem wimmernden Zwölfjährigen Respekt zu verschaffen oder das Pausenbrot eines schreckensstarrer Mädchens in den Schulhofstaub zu schnippen. Zweifellos gab es an der gesamten Schule keinen Schüler, der es in einem Ringkampf mit ihm hätte aufnehmen können – und auch nicht viele Lehrer. Und trotzdem konnte Andion ihn so problemlos festhalten, als wäre er nicht stärker als ein zappelndes kleines Kind.

Hastig ließ er Kenneth los, bevor dessen langsam arbeitendes Gehirn diesen Umstand gänzlich erfasst hatte. Er war schon öfter mit den Dreien aneinandergeraten, und offen zu zeigen, dass er stärker als Kenneth war, würde unweigerlich in einer Katastrophe enden.

Also versuchte er es noch einmal mit Worten. „Bitte, hör auf damit!“

Er bemühte sich erst gar nicht, Kenneth zu erklären, welche Qualen er der Eiche, diesen weisen, erhabenen Geschöpf, mit seiner barbarischen, mutwilligen Grausamkeit zufügte. So

etwas lag außerhalb jeden Begreifens, zu dem Kenneth fähig war.

Kenneths Augen verengten sich.

„Ich kann tun, was ich will, du Freak!“, zischte er.

Andion zuckte zusammen. *Freak!* Das Wort schmerzte ihn kaum weniger als ein Messerstich, obwohl er es schon oft genug gehört hatte. Jeder, wirklich *jeder* auf dieser Schule nannte ihn so.

Doch heute ging es nicht um ihn. Er musste die Eiche beschützen. Also schob er sich zwischen die drei Schläger und den Baum.

Er sagte nichts mehr. Der kurze Moment, in dem Worte etwas genützt hätten, war längst vorüber.

Kenneth fletschte die Zähne. „Geh mir aus dem Weg!“

Stumm schüttelte Andion den Kopf. Verzweifelt lauschte er auf die Pausenglocke. Nur sie konnte eine Eskalation des Konflikts jetzt noch verhindern. Doch wie so oft war die Zeit nicht sein Freund. Die Glocke schwieg.

Kenneth hob das Messer, hielt es Andion drohend vors Gesicht.

„Verschwinde, oder deiner Visage ergeht es genauso wie dem verfluchten Baum!“

Es war ihm ernst. Andion spürte es – und handelte. Seine Bewegungen waren so schnell, dass die Augen der anderen ihm nicht folgen konnten. Er entwand Kenneth das Messer, bevor der auch nur begriff, was geschah, und warf es beiseite. In der gleichen Sekunde fegte ein heftiger Windstoß über den Platz, packte das Messer, verlieh ihm zusätzlichen Schwung und trug es direkt zur nächsten Gullyöffnung.

Kenneths Augen weiteten sich, als das Klappern und seine leere Hand ihm verrieten, was passiert war.

„Verdammter Bastard!“, brüllte er und holte aus.

Andion sah den Schlag kommen, natürlich, doch er wich nicht aus. Er hatte sich bereits weiter vorgewagt, als gut und vernünftig war. Jetzt musste er die Konsequenzen auf sich nehmen.

Kenneths Faust traf ihn hart im Gesicht. Andion stolperte einen Schritt zurück, gleichzeitig schnellten Ashton und Kevin vor, packten ihn grob an den Armen und pressten ihn gegen den Baum.

Sofort spürte er den Aufruhr der Eiche, ihr Drängen wegzulaufen, sich in Sicherheit zu bringen. Tatsächlich hätte er Ashton und Kevin ohne große Probleme abschütteln können, doch er tat es nicht. Er hielt still, auch als Kenneth sich triumphierend grinsend vor ihm aufbaute und klar war, was folgen würde.

Kenneth verschränkte seine Finger ineinander und ließ genüsslich seine Knöchel knacken. Ashton und Kevin bleckten die Zähne. Andion konnte spüren, wie die Vorfreude in ihnen anschwell.

„Mach ihn fertig!“, zischte Ashton; sein warmer Speichel sprühte Andion auf die Wange.

Kenneth ließ sich nicht lange bitten. Er schlug Andion noch einmal mitten ins Gesicht. Die Wucht des Schlages schleuderte seinen Kopf zurück. Er fühlte, wie die Eiche ihre Rinde

weich zu machen versuchte, trotzdem sah er Sterne, als ein scharfer Schmerz in seinem Hinterkopf explodierte. Blut rann feucht an seinem Kinn herab, sammelte sich bitter in seinem Mund. Der Schlag hatte seine Unterlippe aufplatzen lassen.

Geschrei hob rings um ihn an. Andere Schüler waren auf das brutale Geschehen aufmerksam geworden, doch Andion brauchte keinen Blick auf die herbeiströmenden Schaulustigen zu werfen, um zu wissen, dass von ihnen keine Hilfe zu erwarten war. Er spürte die Hitze ihrer Erregung, ihre aufgepeitschten Emotionen, als sie Kenneth mit johlenden Rufen weiter anfeuerten, nach noch mehr Blut, noch mehr Schmerz gierten. Mühsam blinzelte er den Schleier fort und sah in ihre verzerrten Gesichter, in ihre hungrigen, vor fiebriger Erwartung glänzenden Augen und ihre aufgerissenen, grölenden Münder. Nein, eher würde der Hulk zum nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt werden, als dass sich einer von ihnen auf seine Seite stellte.

Kenneths Brustumfang schien unter dem Jubel des Mobs gleich um mehrere Zentimeter anzuschwellen. Theatralisch schob er die Ärmel seiner Bomberjacke zurück und ließ die Muskeln seiner Oberarme spielen. Dann schlug er wieder zu. Dieses Mal traf er Andion in die Magengrube.

Andion blieb die Luft weg. Schmerz pulsierte wie flüssiges Feuer durch seine Adern irrlichterte noch Sekunden später auf seinen Nervenenden.

Instinktiv spannte er die Muskeln. Nur ein Ruck, nur ein einziger Ruck, und er wäre frei. Er müsste diese Schläge nicht erdulden. Doch als er noch einmal in die Runde schaute, ging sein Blick tiefer, und er spürte nicht nur die Sensationsgier der anderen, nicht nur ihre schockierende Lust an Gewalt, sondern auch das, was dahinter lag: ihre Furcht. Furcht vor ihm. In Momenten wie diesem war sie noch viel stärker als sonst.

Resigniert ließ er den Kopf sinken und rührte sich nicht. Sich zu wehren hätte die Situation nur noch verschlimmert.

Kenneth geriet immer mehr in Ekstase. Drei, vier Mal drosch er ihm seine Faust in den Magen, dann wieder ins Gesicht, schließlich packte er ihn grob in den Haaren und schlug seinen Kopf gegen den Baum.

Andion schwieg, gab keinen Laut von sich, stöhnte nicht, schluckte jeden Ausdruck des Schmerzes hinunter, während er verzweifelt in Richtung des Schulgebäudes lauschte. Die Glocke! Es musste doch endlich die Glocke ertönen!

Doch sie tat es nicht, und kein Lehrer kam, um dem abscheulichen Spektakel Einhalt zu gebieten. Noch einmal fünf Schläge, begleitet von Applaus und wildem Geschrei. Andion sackte in die Knie; sein Blick verschwamm, während sein Körper in Schmerz ertrank. Doch noch war die Gier des Mobs nicht befriedigt. Kenneth würde weitermachen, immer weiter, bis das winzige Stückchen Rasen um die alte Eiche restlos mit seinem Blut getränkt war und er wie ein zerschnittener Regenwurm im Dreck zuckte. Und dann vermutlich seine Springerstiefel die Arbeit seiner Fäuste fortführen lassen.

Wind hob an, fuhr wütend in die kreischende Menge. Andion hörte, wie er seinen Namen rief, lauter als je zuvor.

„Andion! Andion! Wehr dich! Wehr dich!“

Sein Blick verschwamm noch mehr, gleichzeitig schien die Welt um ihn herum auf eigenartige Weise in Bewegung zu geraten. Kenneth, seine beiden Kumpane und die johlende Meute schienen mit einem Mal von ihm abzurücken, wurden blass und durchscheinend wie Gespenster im ersten neuen Licht des Morgens, und das Brüllen und Toben, die Beleidigungen und anfeuernden Rufe, die eben noch das ganze Universum erfüllt hatten, klangen plötzlich gedämpft und leise, als hätte sich von einer Sekunde auf die andere eine unsichtbare Wand zwischen ihn und seine Peiniger geschoben, die alle Geräusche schluckte. Im gleichen Moment, fast als hätten sie nur auf diesen Augenblick gewartet, schälten sich Silhouetten vor ihm aus der brodelnden Luft, winzige, kaum sichtbare Gestalten, die aufgebracht über den Köpfen der Schüler kreisten.

Und hinter ihnen und durch die Körper der geifernden Menge hindurch sah er mit einem Mal Bäume, viele Bäume, nicht nur die eine Eiche. Sie erhoben sich dort, wo eigentlich der karge Beton des Pausenhofs hätte sein sollen, und ihre majestätischen Kronen wogten wie ein endloses grünes Meer im Sommerwind. Andion konnte das Rauschen der Blätter und das Knarren der Zweige hören, konnte den Duft der Rinde und des Moores riechen, konnte Kräuter und Blumen sehen, die wie ein dichter Teppich den Asphalt bedeckten, und zwischen den Blüten und Grashalmen tanzten kleine, zartgliedrige Wesen. Tausend freundliche Augen schienen sich plötzlich auf ihn zu richten, Augen, die nicht menschlich waren, Augen, die tiefes Erkennen zeigten.

Der Chor des Windes wurde stärker.

„Andion! Andion! Komm zu uns!“ Die Stimmen übertönten längst das Geschrei der Schüler, deren bleiche Schemen vor dem Hintergrund der gewaltigen grünen Mauer kaum noch zu erkennen waren. Nur ein Schritt, nur ein einziger Schritt fehlte noch, und er würde gänzlich hinüberwechseln, würde die reale Welt hinter sich lassen – und frei sein.

Gewaltsam riss sich Andion von dem bizarren Anblick los. An Märchen von Elfen und Blütenfeen zu glauben, ein wenig Magie im Alltag zu suchen, das war eine Sache, aber das hier eine andere. Er wurde verrückt! Er wurde tatsächlich verrückt! So wie sein Vater.

„Hört auf!“, schrie er entsetzt. „Hört auf! Geht weg!“

Er presste die Hände vors Gesicht, um nichts mehr zu sehen, bemerkte kaum, wie er sich dabei Ashton und Kevin entzog.

Wimmernd sackte er nach vorn, krümmte sich zusammen. Eine Welle des Mitgefühls überströmte ihn, Mitgefühl jener fremden Wesen. Sie wollten ihn trösten, doch er wich vor ihnen zurück.

„Lasst mich in Ruhe!“, brüllte er. „Geht weg!“

Bedauern, aber auch sanftes Verständnis fluteten in seine Seele, mehr Sanftheit, als ihm je zuvor zuteilgeworden war. Und dann erfüllten sie seinen Wunsch. Die Gräser, Büsche und Bäume verschwanden, ebenso die kleinen tanzenden Wesen über den Wiesen und Bächen. Von einem Augenblick zum anderen sah Andion wieder die karge Ödnis des Schulhofs vor sich, sah in Dutzende hasserfüllte Gesichter, die verächtlich und angewidert auf ihn

herunterstarrten.

Er schluchzte auf. Tränen rannen unaufhaltsam seine Wangen herab. Er konnte sie nicht zurückhalten, sie nicht verbergen. Er wollte nicht verrückt sein! Er wollte nichts sehen, was nicht real war! Und doch war ihm, als hätte er mit dem Verschwinden der Illusion einen Teil seiner Seele verloren.

Kenneth ragte plötzlich bedrohlich wie ein Gebirgsmassiv vor ihm auf.

„Verdammtter Freak!“, knurrte er und schlug noch einmal mit aller Kraft zu.

Der Schlag riss Andion endgültig ins Dunkel. In der Sekunde, bevor er das Bewusstsein verlor, hörte er das helle Läuten der Pausenglocke über den Hof schallen. Spöttisch begleitete es seinen Sturz in die Finsternis.

2. Kapitel

Der scharfe Geruch von Riechsalz brachte Andion unsanft wieder zu Bewusstsein. Er hustete, fuhr mit einem Keuchen auf, und noch ehe er seine tränenden Augen gänzlich freigeblinzelt hatte, erfasste er mit einem schnellen Blick die Situation. Überraschenderweise schien sich irgendjemand seines geschundenen Körpers erbarmt zu haben, denn er lag nicht mehr auf dem Schulhof neben der alten Eiche, wo er unter Kenneths mörderischen Fausthieben zusammengebrochen war, sondern auf der riesenhaften schweinsledernen Couch im Büro des Direktors, dessen finstere Gesicht mit der buschigen Augenbrauen und dem düsteren schwarzen Rasputinbart sich unheildräuend über ihn beugte.

Andion wollte sich erheben, doch Mr. Perry packte ihn hart am Arm und hielt ihn fest.

„Moment, Freundchen, nicht so schnell!“

Andion sah zur Seite, biss sich auf die Lippe.

„Sag mir deinen Namen!“

Andion zögerte. „Ryan ... Ryan McKay.“

Die Lüge sank wie ein Stück Blei in seinen Magen. Er hasste es zu lügen, aber was zählte das? Schon sein Name war bereits falsch. Er trug ihn, wie schon ein Dutzend anderer Namen zuvor, zum Schutz vor seinem Vater, trotzdem schmeckten die Worte schal und bitter auf seiner Zunge. Ohnehin würden Mr. Perry vermutlich vor schockiertem Unglauben die Augen aus dem Schädel quellen, würde er auch nur ahnen, wie gut sein Vormund Ian im Urkundenfälschen war.

Doch auch ohne die Lüge zu erkennen, blieben die eisgrauen Augen des Direktors mit grimmigem Blick auf ihn gerichtet.

„Welcher Tag?“

„Der 14. Juli.“

„Jahr?“

„2013.“

Mr. Perry atmete tief durch. „Wenigstens scheinst du keine Gehirnerschütterung zu haben.“

Andion sah nicht auf. Er hoffte inständig, dass der Mann nun zufrieden war und er endlich von hier verschwinden konnte. Doch offenbar hatte man ihn nicht ohne Grund ins Büro des Direktors statt in den nächsten Rinnstein befördert. Mr. Perry starrte ihn einen Moment lang schweigend an, dann schüttelte er den Kopf und stieß ein unwilliges Schnaufen aus.

„Sag mal, McKay, bist du eigentlich noch klar bei Verstand?“

Andion schluckte. „Ja, Sir“, murmelte er.

„Tatsächlich?“ Zorn mischte sich unüberhörbar in die Stimme des Direktors. „Das bezweifle ich! Verdammt, McKay, warum um alles in der Welt legst du dich immer wieder mit Kenneth und seinen Schlägern an? Du müsstest doch allmählich wissen, dass du dabei jedes Mal den Kürzeren ziehst.“

Andion spürte, wie ihm unter Mr. Perrys vorwurfsvollen Worten der Hals eng wurde. „Ich

... ich wollte die drei nicht provozieren.“

„Ach nein? Dafür ist es dir aber hervorragend gelungen! Himmel, es ist gerade einmal zwei Wochen her, seit du dir das letzte Mal eine blutige Nase geholt hast.“

Andion starrte auf seine Hände. „Es tut mir leid.“

Mr. Perry lachte humorlos. „Leid? Das genügt mir nicht. Du stiftest ständig Unfrieden McKay, und ich will, dass das aufhört!“ Sein harter Griff schloss sich erneut um seiner Arm. „Schwöre, dass du dich in Zukunft von Kenneth und den anderen fernhalten wirst!“

Andion presste bitter die Lippen zusammen. Er suchte den Konflikt nicht, das hatte er nie aber wie könnte er tatenlos danebenstehen, wenn die drei einem hilflosen Lebewesen Leid zufügten?

„Das kann ich nicht.“

Mr. Perry ließ ihn abrupt los. „Zur Hölle, McKay, was ist bloß los mit dir? Trägst du irgendeinen geheimen Todeswunsch mit dir herum? Wenn es so ist, sag es gleich! Dann werfe ich dich eigenhändig aus meiner Schule!“

„Aber ...“

„Glaubst du, ich warte darauf, dass man dich in einem Leichensack hier herausschleppt?“

„Sie könnten auch Kenneth Frey und seine Kumpane von der Schule weisen. Immerhin waren sie es und nicht Ryan, die den Streit mit so viel Gewalt geführt haben.“

Mr. Perry wandte sich stirnrunzelnd um. Auch Andion hob den Blick. Erleichtert atmete er auf. Ian war gekommen. Sein Vormund schaute nur kurz zu ihm hinüber, dann richtete er seinen herausfordernden Blick erneut auf den Direktor.

Dessen Gesicht verdüsterte sich. „Ah. Wie immer als einer der Ersten am Unfallort, was Mr. Muldoon? Verlassen Sie diese Schule eigentlich auch irgendwann einmal?“

Ian klopfte auf die Brusttasche seines Hemds, in der sich der Umriss eines Handys abzeichnete.

„Ihre Sekretärin hat mich angerufen.“

„Und natürlich waren Sie zufällig gerade in der Nähe!“

Ian lächelte. „So ist es.“

Mr. Perrys Augenbrauen zogen sich mürrisch zusammen, aber offenbar wusste er nicht, wie er auf Ians entwaffnende Freundlichkeit reagieren sollte.

Andion schaute seinen Vormund nachdenklich an. Mit Zufall hatte sein schnelles Auftauchen nichts zu tun. Ian war *tatsächlich* immer in seiner Nähe – ein unsichtbarer Schatten, der über ihn wachte, der ihm seine Kraft und seine Zuversicht schenkte seit dem Augenblick seiner Geburt; ein Ritter in schimmernder Rüstung, dessen starke Arme ihn stützten, wenn seine Schritte in der Dunkelheit zaghaft und unsicher wurden, und der seinen Mantel schützend über ihn breitete, wenn die Gespenster aus seinen Albträumen in der Nacht seinen Namen heulten. Unwillkürlich glitt Andions Hand nach unten, berührte der kleinen, tröstlich vertrauten Gegenstand, der in seiner rechten Hosentasche steckte. Auch er besaß ein Handy, doch er betete, dass er es niemals würde benutzen müssen. Denn das würde bedeuten, dass die schrecklichste aller Möglichkeiten Wirklichkeit geworden war. In

dem Fall könnte er Ian zu Hilfe rufen - vorausgesetzt natürlich, er lag dann nicht bereits mit aufgeschlitzter Kehle hinter irgendeiner Mülltonne oder wurde gerade von einem kichernden Irren in Stücke gehackt. Genau aus diesem Grund war Ian niemals weit von ihm entfernt.

Sein Vormund nickte mit dem Kopf in seine Richtung. „Kann ich Ryan nach Hause bringen?“, fragte er ruhig. „Ich denke, für heute hat er genug von der Zuneigung seiner Mitschüler genossen.“

Mr. Perry knurrte unwirsch. „Das denke ich auch. Also nehmen Sie ihn schon mit! Vielleicht bekommen wenigstens Sie etwas Vernunft in seinen Schädel“ Er fixierte Andion mit finsterem Blick. „Du hast eine Woche lang Zeit, über dein Verhalten nachzudenken. So lange will ich dich nicht in der Schule sehen, ist das klar?“

„Ja, Sir.“

„Das will ich hoffen. Also dann“ – er nickte Ian knapp zu – „guten Tag, Mr. Muldoon.“ Er wandte sich mit einer schroffen Bewegung von ihnen ab, langte offensichtlich wahllos nach irgendeinem Aktenordner und begann, mit gewichtiger Miene darin herumzublättern.

Andion betrachtete den Direktor noch einen Moment lang schweigend, dann seufzte er leise. Auch Mr. Perry fürchtete ihn, doch im Gegensatz zu den anderen Lehrern und Schülern kämpfte er hart darum, sich diese Gefühle nicht anmerken und sein Handeln nicht von ihnen bestimmen zu lassen – ein ehrenwertes, aber leider gänzlich nutzloses Unterfangen. Andion wusste, dass der Schulleiter erst dann wieder frei würde durchatmen können, wenn der eigenartige Junge mit den unheimlichen grünen Augen und sein nicht minder beunruhigender Wachhund aus seinem Büro verschwunden waren und mindestens fünf Häuserblocks zwischen ihnen lagen – was unter den gegebenen Umständen vermutlich die verständnisvollste und einfühlsamste Reaktion war, auf die er hoffen durfte.

Ian kam zu ihm herüber und legte ihm sachte eine Hand auf die Schulter.

„Komm.“

Schweigend verließen sie das Schulgebäude und machten sich auf den Weg nach Hause. Sie gingen stets zu Fuß, denn Ian besaß kein Auto; aber in Oakwood, der Stadt, in der sie zurzeit lebten, brauchten sie auch keins. Oakwood war nicht besonders groß, zumindest im Vergleich zu all den anderen Städten, in denen sie im Lauf der Jahre auf ihrer verzweifelten Flucht Station gemacht hatten.

Es besaß gerade genug Einwohner für zwei in ewiger Konkurrenz stehende Krankenhäuser, drei Schulen und ein halbes Dutzend der unvermeidlichen, allgegenwärtigen Shoppingcenter. Dennoch hatte sie Ian vor zwei Jahren hierher gebracht und zu Andions Überraschung sogar ein kleines Haus in der Nähe des Stadtparks gekauft.

So fest hatte er sie noch nie an einen Ort gebunden, und mittlerweile hatte Andion es aufgegeben, ihn danach zu fragen, woher das Geld dafür stammte. Ian murmelte dann stets etwas von irgendeiner alten Erbschaft, aber wirklich überzeugend klang diese Erklärung nicht. Allerdings war es auch wiederum nicht so wichtig, dass Andion sich deswegen graue Haare hätte wachsen lassen, denn abgesehen von den täglichen Sympathiebekundungen seiner Mitschüler und Lehrer, die vermutlich auch bei irgendwelchen Schrumpfkopf-

Pygmäen am Amazonas nicht großartig anders ausgefallen wären, war ihm Oakwood tatsächlich von allen Verstecken, in denen sie sich bislang verborgen gehalten hatten, das liebste.

Was vielleicht auch gar nicht so überraschend war, denn die Stadt trug ihren Namen durchaus zu Recht. Auf allen Seiten umgeben von steilen, bewaldeten Hügeln, wirkte Oakwood fast wie ein Teil der gewaltigen Berge, die sich majestätisch und kalt am östlichen Horizont erhoben, und immer wenn er glaubte, den Anblick der kahlen, grauen Häuserfassaden, das Knattern und Dröhnen der Motorsägen, Pressluftschlämmer und Rasenmäher und den Abgasgestank der Autos, Busse und Motorräder nicht länger ertragen zu können, hob er den Blick und suchte über den Dächern der Gebäude nach den grünen Wipfeln der Tannen und Eichen, suchte die stille Gegenwart der Bäume, die wie ein kühlender Lufthauch über seine heiße, entzündete Seele strich und ihm leise zuraunte, den Mut nicht zu verlieren. Es war eine Gnade, die ihm in den Grauen erregenden Stahl- und Betonwüsten, in denen sie zuletzt gelebt hatten, nicht gewährt worden war, und er betete zu allen Mächten des Universums, dass der düstere Schatten seines Vaters niemals über Oakwood fiel. Er wollte nicht fort von hier, nicht wieder auf der Flucht sein, nicht schon wieder ein Stück seiner Hoffnung verlieren.

Dabei lag es nicht nur an der herrlichen Umgebung, dass Andion in den letzten zwei Jahren fast so etwas wie ein Verbundenheitsgefühl zu diesem Ort entwickelt hatte, das dem, was andere Menschen bei dem Gedanken an ihr Zuhause empfanden, vermutlich so nahe kam, wie es überhaupt nur möglich war. Es lag vor allem an dem Park. Er war das grüne, lebendige Herz der Stadt, Namensgeber und Wahrzeichen Oakwoods seit jenem Tag vor 150 Jahren, als die Grundmauern der ersten Häuser hier in die Höhe gewachsen waren, eine riesige Fläche mit saftigen Wiesen und kleinen, verstreuten Eichenwäldchen, die zum Picknicken und Spaziergehen einluden. Oft saß er stundenlang im samtigen Zwielicht unter den ausladenden Wipfeln der Bäume, den Rücken gegen die raue Rinde eines Stammes gelehnt, und beobachtete durch die Zweige und Blätter hindurch das Spiel von Wolken und Wind am Firmament, oder er schlenderte gedankenversunken die stillen Wege entlang, lauschte dem Gesang der Vögel, der an guten Tagen sogar den Verkehrslärm der nahen Stadt übertönte, oder genoss das belebende Gefühl eines warmen Sommerregens, der sanft über sein Gesicht perlte. Zweifellos, er liebte den Park, und der Gedanke, wegen der bizarren Obsessionen seines mörderischen Erzeugers irgendwann Hals über Kopf aus Oakwood fliehen zu müssen, drohte ihm schier das Herz zu zerreißen.

Mit einem stillen Seufzen schaute er zu Ian, während sie, noch immer schweigend, die breite Straße entlangschritten. Trotz der unerfreulichen Vorkommnisse in der Schule wirkte sein Vormund wieder einmal so ruhig und gelassen, dass sich an seiner entspannten Miene vermutlich selbst dann nichts geändert hätte, wenn Godzilla und King Kong Tango tanzend vor ihm über den Gehsteig gehüpft wären oder sich ein Killer-Kommando verummter Ninjas säbelschwingend von den Hausdächern auf sie gestürzt hätte.

Andion beneidete ihn um diese innere Ausgeglichenheit. Neben seiner gequälten, von

Zweifeln zerrissenen Seele wirkte Ian Muldoon wie ein Baum, der im unerschütterlichen Vertrauen auf seine starken, sicheren Wurzeln auch dem schlimmsten Sturm zu trotzen vermochte, wie jemand, der die Dunkelheit kannte und wusste, dass stets das Licht des neuen Morgens folgte. Woher er diese Zuversicht nahm, war Andion angesichts des wahnsinnigen Monstrums, das seit 17 alpträumen Jahren an ihren Fersen klebte, nicht ganz klar, aber er war ihm dennoch zutiefst dankbar dafür. Ians ruhige, beständige Gegenwart war es, die die Furcht und das Grauen in Schach hielt, sie war der Kerzenschein im Fenster, der ihn nach Hause zurückführte, wenn er einsam und verloren durch die Finsternis irrte und die Dämonen der Nacht mit kalten Fingern nach seiner Kehle griffen. Oft genügte ein einziger Blick seiner klaren, blauen Augen oder eine kurze Berührung mit der Hand auf seiner Schulter, um die heulenden Geister zu vertreiben, die düsteren Wolken vom Himmel zu jagen und den schwankenden Boden unter seinen Füßen wieder fest und sicher zu machen.

Andion wusste nicht, wie Ian es schaffte, immer genau das Richtige zu tun, aber eins wusste er mit Gewissheit: Ohne Ian Muldoon wäre er schon vor Jahren unter der Last seines trostlosen Lebens zusammengebrochen. Vielleicht wäre er einfach irgendwann während einer Unterrichtsstunde aufgestanden und hätte zu schreien begonnen, immer lauter und lauter, seine Seele von den emotionalen Krallen seiner Mitschüler unwiderruflich in Fetzen gerissen, oder man hätte ihn eines Tages mit leerem Gesicht und stumpfem Blick neben irgendeiner Hauswand gefunden, mit offenem Mund in den Himmel glotzend und geistlos gutturale Laute stammelnd. Oder er hätte sich in einem spontanen Anfall von Selbsthass vor den nächsten Bus geworfen, sich lässig ein Küchenmesser in die Kehle gerammt oder mit einem Eimer Rattengift endgültig für klare Verhältnisse gesorgt. Der Weg in den geistigen Verfall besaß viele Abzweigungen und Trampelpfade, aber ob er nun die breite Straße benutzt oder sich für einen der kuriosen Seitenarme entschieden hätte, am Ende hätte es ihn erwischt.

Andererseits jedoch hätte der Irrsinn möglicherweise gar nicht genügend Zeit gehabt, in seinem maroden Gehirn zu wuchern, denn ohne Ians Voraussicht und Instinkt wäre er vermutlich schon als Kind von seinem blutrünstigen Vater massakriert und seine zerstückelte Leiche in einem schmutzigen Hinterhof an die Hunde verfüttert worden. Doch Ian hatte sie stets rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

Nachdenklich betrachtete Andion seine hochgewachsene, schlanke Gestalt und das ausdrucksstarke Gesicht mit den hohen Wangenknochen und den sanften Augen, in deren unendlichen blauen Tiefen die Güte und Weisheit ganzer Generationen verborgen zu liegen schien. Sein Haar schimmerte wie Gold in der Mittagssonne, und obwohl er die Vierzig bereits deutlich überschritten haben musste – schätzte Andion, da sein Vormund niemals über sich und seine Vergangenheit sprach –, zeigte sich noch nicht einmal die winzigste Spur einer grauen Strähne darin. Auch in jeder anderen Hinsicht hatte das Alter es ausgesprochen gut mit ihm gemeint, andererseits jedoch wäre vermutlich niemand ernsthaft auf die Idee gekommen, Ian als *jung* zu bezeichnen.

Vielleicht lag es an seinen Augen oder an der würdevollen, aristokratischen Gelassenheit, die mit jeder seiner Bewegungen von ihm ausstrahlte, oder an der eigenartigen Gewissheit, dass Ian Muldoon auf alle Fragen des Lebens bereits eine Antwort gefunden hatte. Was es jedoch auch immer war, was seinen Vormund zu solch einer außergewöhnlichen Erscheinung machte, unterm Strich zählte nur eins: Er würde ihn niemals verlassen. Er war an seiner Seite von Anfang an, seit seinem ersten krähenden Atemzug, und er würde ihn sicher durch alle Riffe und Untiefen führen, die sein Schicksal für ihn bereithielt.

Andion atmete tief durch, dann senkte er schuldbewusst den Blick.

„Du ... du wirst meiner Mutter nichts davon sagen, oder?“

Eigentlich war es keine Frage, und natürlich schüttelte Ian sofort den Kopf.

„Nein, gewiss nicht.“

Ein einziges Mal war seine Mutter von einem Schulleiter über einen ähnlichen Vorfall wie dem heutigen in Kenntnis gesetzt worden. Sie hatte eine Woche lang nur noch geweint. Seitdem trat Ian Muldoon in jeder neuen Stadt und an jeder neuen Schule als sein gesetzlicher Vormund und Ansprechpartner für die Lehrer auf. Offiziell existierte seine Mutter gar nicht mehr. Und leider war das nicht sehr weit von der Wahrheit entfernt.

„Wir müssen noch die Spuren der Schläge beseitigen“, sagte Ian ruhig.

Andion nickte stumm. Auch dies war ein Ritual, das ihn seit seiner frühesten Kindheit begleitete, eine weitere wortlose Übereinkunft zwischen Ian und ihm, die zerbrechliche Seele seiner Mutter nicht noch tiefer in die blutige Hölle der Vergangenheit hinabzustößen, in der sie seit 17 qualvollen Jahren lebte. Denn eins wusste er genau: Ihr in seinem jetzigen Zustand gegenüberzutreten, mit seinen widerwärtigen grünen Augen, die so sehr denen seines Vaters glichen, mit seiner aufgeplatzten Lippe und dem Blut, das noch immer an seinem Kinn klebte, und in einem leisen, zaghaften Aufflackern kindlicher Sehnsucht darauf zu hoffen, von ihr liebevoll in den Arm genommen oder mit heißem Kakao und Keksen über die erlittenen Schmerzen hinweggetröstet zu werden, wäre eine naive und gefährliche Selbsttäuschung gewesen. Ebenso gut hätte er pfeifend und mit einer blutigen Axt über der Schulter und dem abgetrennten Kopf eines Säuglings unter dem Arm durch die Türen spazieren können; die Wirkung wäre vermutlich die gleiche gewesen.

Andion seufzte leise. Sie würde niemals etwas anderes als seinen Vater in ihm sehen, auch wenn er sich selbst das Herz aus der Brust reißen und für das Leben eines kranken Kindes hergeben würde, nur um ihr zu beweisen, dass nicht alles an ihm schlecht und verderbt war. Dass auch er ein guter Mensch sein konnte. Aber sie war zu sehr in der Vergangenheit gefangen, zu sehr von Entsetzen und Grauen erfüllt, um bei seinem Anblick etwas anderes als Furcht zu empfinden. Er hoffte so sehr, dass unter diesem Panzer aus Angst noch andere Gefühle vorhanden sein mochten, Zuneigung, vielleicht sogar so etwas wie Liebe, wie zart und zerbrechlich auch immer, doch er wusste, dass er sich damit vermutlich nur selbst belog. Vielleicht hatte er auch gar nicht das Recht, mehr zu erwarten, schließlich erinnerte sie seine bloße Gegenwart jeden Tag ihres Lebens an das Monstrum, das ihren Leib und ihre Seele geschändet hatte. Das Einzige, was ihm blieb, war, ihr Leic

durch seine Unbesonnenheit nicht noch weiter zu vergrößern.

Dennoch wären seine Bemühungen ohne Ian von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen. Dabei war es nicht einmal so sehr Ians ruhige, ausgeglichene Art, die ein ums andere Mal verhinderte, dass seine Mutter schreiend vor ihm die Flucht ergriff oder sich bei seinem Anblick zitternd wie ein verängstigtes Tier in eine Zimmerecke duckte. Viel bedeutsamer war die erstaunliche Fähigkeit seines Vormunds, durch bloßes Handauflegen kleinere Wunden zu heilen.

Andion senkte den Kopf. Schon oft hatte er von Menschen gehört, die sich selbst großspurig als Wunderheiler bezeichneten, und obwohl einige von ihnen vermutlich tatsächlich über ein gewisses Talent verfügten, Dinge zu bewirken, die von der konventionellen Medizin gemeinhin als unmöglich erachtet wurden, waren doch die meisten zweifellos nichts weiter als Scharlatane, die die Leute mit billigen Taschenspielertricks um ihre letzten Ersparnisse zu bringen versuchten.

Ian war anders. Vielleicht war es gerade die Schlichtheit dessen, was er tat, das völlige Fehlen jeglichen Pathos und pompöser, theatralischer Gesten, die seine Gabe zu so etwas Besonderem machte. Er verlor nie viele Worte darüber, und auch Andion hatte gelernt, Ians heilerische Fähigkeiten als selbstverständlichen Teil seines Lebens zu betrachten.

Wie immer, wenn er sich dieser Tatsache bewusst wurde, drohte ihm vor Kummer und Scham über seine armselige Existenz schier das Herz zu zerspringen, und fast meinte er, das leise, gramerfüllte Schluchzen seiner Mutter in der stillen Sommerluft zu hören und ihr bleiches, verhärmtes Gesicht mit den großen, braunen Augen vor sich zu sehen, deren Blick voller Furcht und stummem Vorwurf auf ihm ruhte. Denn mochte Ian auch mit seinen verblüffenden Kräften alle Spuren der Gewalt beseitigen können, so wussten sie doch beide, dass sie lediglich eine Lüge lebten.

Andion spürte, wie ihm der Hals eng wurde. Er brachte keinen Frieden und keine Heilung weder für andere noch für sich selbst; er war nicht wie Ian. Er war nichts als ein Schmarotzer, ein Parasit, der gierig das Licht verschlang, um nicht an der Dunkelheit in seinem eigenen Herzen ersticken zu müssen. Doch je mehr er sich auf die Stärke seines Vormunds stützte, je heller das Licht strahlte, mit dem er die Finsternis zu vertreiben versuchte, desto unbarmherziger wurde das Kainsmal enthüllt, das bereits im Augenblick seiner Zeugung bis in die winzigste Zelle seines Körpers gebrannt worden war. Das ganze fragile Gleichgewicht ihrer seltsamen kleinen Familie stand und fiel einzig mit Ians Fähigkeit, etwas vorzutäuschen, was nicht existierte. Ohne seine ständige Hilfe wäre schor nach wenigen Tagen schmerzhaft offenkundig geworden, wie sehr das verderbte Erbe seines Vaters in seiner Seele wucherte, wie sehr Aggression und Wahnsinn von ihm emanierten wie Hitze, die von einem heißen Stück Kohle ausging, und stets nur das Schlechteste in der Menschen hervorbrachten, die von der dunklen Gegenwart seines Wesens besudelt wurden. Manchmal schien es Andion, als seien Ian und er lediglich zwei Seiten derselben Münze, so verschiedenartig wie die Nacht und der Tag und doch von einem merkwürdigen Schicksal zueinandergeführt, Komplementärfiguren in einem bizarren Drama, das sie seit 17 endlosen

Jahren in einem Kreislauf aus Lüge und Gewalt gefangen hielt.

Er presste stumm die Lippen aufeinander. Es lag eine bittere Ironie darin, dass er sich sein ganzes Leben lang nach den mythischen Elfenreichen aus Ians Geschichten verzehrt und Trost aus der Schönheit und den Wundern ihrer imaginären Existenz geschöpft hatte und gleichzeitig vor dem wahren Wunder, der wirklichen Schönheit zurückschreckte wie ein Vampir, der ins Antlitz der aufgehenden Sonne blickte. Zweifellos, die Natur hatte sie beide überreichlich mit ihren Gaben beschenkt, doch während Ian durch seine Fähigkeiten zu einem besseren, wertvolleren Menschen wurde, wirkte er mit seinen eigenen absonderlichen Schrullen wie eine groteske Parodie all dessen, was dem menschlichen Dasein Größe und Bedeutung verlieh und es zu mehr machte als einer willkürlicher Ansammlung von Fleisch und Knochen und Geweben, die zufällig ein Bewusstsein hervorgebracht hatte. Und trotzdem hatte sich sein Vormund rückhaltlos auf seine Seite gestellt und verschwendete seine kostbaren Kräfte an den Sohn eines wahnsinnigen Psychopathen, der nichts Besseres zu tun hatte, als sich immer wieder in wüste Prügeleier verwickeln zu lassen und seiner gramgebeugten Mutter damit ein ums andere Mal ein Messer ins Herz zu stoßen drohte.

Andion straffte seine Schultern. Ian tat, was immer er tun wollte, aus Gründen, die nur er allein kannte. Er hatte seine Entscheidung bereits vor vielen Jahren getroffen – und er selbst ebenfalls, ansonsten hätte er Ians Hilfe nicht stets so bereitwillig akzeptiert und zugelassen, dass die Brücke, die sich über den Abgrund zwischen ihm und seiner Mutter spannte, mehr und mehr von Lüge und Täuschung und bedrückendem Schweigen an ihrem Platz gehalten wurde. Denn trotz all seiner Selbstgeißelung wusste er eines genau: Auch wenn seine aufgeplatzte Lippe, das Blut und seine geprellten Rippen die kalte, schonungslose Wahrheit seines Lebens offenbarten, so barg doch selbst die armseligste, schäbigste Lüge noch ein winziges Fünkchen Hoffnung, Hoffnung, die er noch nicht bereit war, endgültig verlöschen zu lassen. Und so hob er trotzig den Kopf, ließ sein Gesicht vom warmen Licht der Sonne berühren und folgte seinem Vormund schweigend durch die belebten Straßen der Stadt.

Wie jedes Mal, wenn wieder eine ihrer kleinen Vertuschungsaktionen anstand, gingen sie dazu in den Park. Ian hatte ihm nie erklärt, warum das so war, vielleicht wusste er es selbst nicht, doch seine heilerische Gabe war am stärksten, wenn er von Bäumen umgeben war. Als sie zwischen den hohen Stämmen der Eichen verschwanden und sicher waren, dass sie nicht mehr von zufällig durch die Parkanlage schlendernden Spaziergängern beobachtet werden konnten, holte Andion tief Luft. Es schien, als könnte er zum ersten Mal an diesem Tag wirklich frei durchatmen. Dennoch vermied er es, seine Umgebung, so angenehm sie ihm auch war, genauer zu betrachten. Für heute hatte er bereits genug huschende Schatten und flüchtige Zauberwesen gesehen.

Ian sagte kein Wort, auch nicht, als sie sich zwischen den knorrigen Wurzeln einer uralten Eiche auf dem weichen Moos niederließen und er mit der Heilung begann. Andion schloss die Augen, als die Hände seines Vormunds über sein Gesicht glitten, und genoss die

prickelnde Wärme, die von Ians Handflächen auf seine Haut übergang und wie ein reinigender Frühlingsregen Schmerz und Schmutz mit sich forttrug. Innerhalb von Minuten gingen die Schwellungen zurück, und sogar der Riss in seiner Lippe schloss sich so vollständig, als sei er niemals da gewesen.

Anschließend machte sich Ian daran, auch die Prellungen und Blutergüsse auf Bauch und Rippen zu heilen. Andion hielt die Augen noch immer geschlossen. Als die Schmerzen in seinem Körper nach und nach verschwanden, ergriff eine wohlige Müdigkeit von ihm Besitz, und er wünschte, er könnte sich einfach im warmen Moos ausstrecken und schlafen, den wundervollen Moment noch ein wenig länger genießen, auch wenn er natürlich wusste, dass er sich nur deshalb so gut fühlte, weil sie aufgrund seines Versagens wieder einmal gezwungen waren, seiner ahnungslosen Mutter Sand in die Augen zu streuen und sie über die hässlichen Geschehnisse des heutigen Morgens hinwegzutäuschen. Aber auch dieser Stachel schien plötzlich merkwürdig fern, wurde davongespült von der herrlichen Entspannung, die ihn durchströmte.

Ian riss ihn unsanft aus seiner schläfrigen Stimmung.

„Dein Direktor hat in einem Punkt recht.“

Andion schlug erschrocken die Augen auf. Es kam nicht oft vor, dass Ian Mr. Perry zustimmte.

Sein Vormund sah ihm fest in die Augen. Er war der Einzige, der das vermochte, der Einzige, der dabei niemals Furcht, Abscheu oder auch nur einen Funken Unverständnis empfand. Es war, als würde Ian ihn durch und durch kennen.

„Du darfst dich nicht wehrlos diesen Schlägern ausliefern. Vergiss nie, dass ich nur kleine Wunden heilen kann.“

Andion sah zu Boden. „Das weiß ich.“

„Wirklich? Warum sitzen wir dann so oft hier? Du weißt, dass du die drei ohne Mühe besiegen könntest.“

„Ich ... möchte niemanden verletzen.“

„Das würdest du nicht. Du bist stark genug, um selbst zu entscheiden, auf welche Weise du den Menschen begegnest, die Gewalt in dein Leben zu bringen versuchen. Du würdest einen Weg finden.“

Andion schwieg.

Ian beugte sich leicht vor und legte ihm behutsam eine Hand auf die Schulter. „Aber darum geht es gar nicht, nicht wahr?“

Das friedvolle Verständnis, das in Ians Stimme mitschwang, schnürte Andion die Kehle zusammen. Tränen stiegen in ihm hoch. Nur mit Mühe konnte er sie zurückhalten.

„Ich habe doch gar keine Wahl“, erwiderte er gepresst. „Du weißt doch, wie sie mich nennen: Ich bin ein *Freak*. Quasimodo ist eine Lachnummer gegen mich! Sie können mir ja noch nicht einmal in die Augen sehen, ohne dass sich ihnen vor Ekel der Magen umdreht! Ich spüre ihre Angst, Ian! Wenn sie mich anschauen, ist es, als würden sie innerlich erstarren, als warteten sie nur darauf, dass ich meine Vampirzähne ausfahre und sie ihnen in

den Hals ramme. Würde ich ihnen jetzt noch offen zeigen, dass ich den stärksten Kampftroll der Schule, vor dem sie ohnehin alle einen Riesenbammel haben, mit dem kleinen Finger in den Staub befördern könnte, dann könnte das durchaus der Funke sein, der das ganze Pulverfass zur Explosion bringt. Dann könnte tatsächlich jemand auf die Idee kommen, mir auf dem Schulhof im Vorbeigehen ein Messer in den Rücken zu stoßen. Dagegen wäre selbst ich machtlos. Lasse ich Kenneth und seinen Kumpanen ihren Spaß, habe ich ihre Aggressionen wenigstens unter Kontrolle.“

„Du willst also sagen, deine ständigen Blutergüsse und Platzwunden sind das wohlkalkulierte Resultat kluger Planung und besonnener Weitsicht? Die zwingende Konsequenz aus rationaler Überlegung und psychologischer Menschenkenntnis?“

Andion starrte konzentriert auf seine Hände, die sich in seinem Schoß ineinander krampften. „So ist es.“

Doch natürlich war es eine Lüge, und natürlich erkannte Ian das sofort. Er nahm ihn sachte beim Kinn und zwang ihn sanft, ihn anzusehen.

„Du willst nicht zufällig, dass Kenneth und die anderen dich bestrafen?“

Andion spürte, wie eine einzelne Träne seine Wange hinunterlief. „Nicht bestrafen“, sagte er leise. „Sie ... sollen mich nur daran erinnern, wer ich bin.“

Ein seltsamer Zug erschien in Ians Augen. „Weißt du denn so sicher, wer du bist, Andion?“

Andion lachte bitter auf. „Wie könnte ich es nicht wissen? Du hast es mir selbst erzählt, richtig? Ich bin der Sohn eines psychopathischen Irren, das bin ich! Eines Irren, der meine Mutter über Monate hinweg gefangen gehalten, gefoltert und so lange vergewaltigt hat, bis sie endlich mit mir schwanger wurde! Der besessen von dem Gedanken war, mir in einer schwarzen Messe die Kehle durchzuschneiden – und es offensichtlich immer noch ist.“ Er ballte die Hände zu Fäusten, grub seine Fingernägel in seine Handflächen, bis sie schmerzhaft zu pochen begannen. „Ich bin der Ehrengast auf der Party eines Wahnsinnigen! Mein eigener Vater will mich ausbluten lassen wie eine gottverdammte Schweinehälfte! Mein eigener Vater!“ Die Stimme drohte ihm zu versagen. Eine qualvolle Enge schnürte seine Kehle zusammen, und seine Schultern sanken herab, als könnten sie das Gewicht seines Grams nicht länger tragen.

„Aber nichts davon sagt etwas über *dich* aus“, erwiderte Ian ruhig.

„Ach nein? Und warum bekommen dann alle das große Zittern, wenn sie mich anschauen? Sie sehen den Irrsinn meines Vaters in mir, Ian! Offensichtlich führe ich die Familientradition würdig fort!“

„Das ist nicht wahr, Andion, und du weißt das auch. Niemand, der so abgrundtief böse ist wie dein Vater, würde auch nur einen Gedanken an das Leid eines Baumes verschwenden, so wie du es heute getan hast. Du hingegen empfindest seinen Schmerz so stark, dass du lieber selber Schläge erduldest, nur um deine noblen Klassenkameraden davon abzuhalten, ihm noch weitere Qualen zuzufügen.“ Er schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, Andion, der Unterschied zwischen dir und deinem Vater könnte gar nicht größer sein.“

Andion starrte ihn mit plötzlicher Wut an. „Tatsächlich? Wieso sehe ich dann Dinge, die gar nicht vorhanden sind? Und warum höre ich Stimmen, die es nicht gibt? Ich werde langsam verrückt - genau wie er!“

Ian runzelte die Stirn, und seine Miene wirkte mit einem Mal angespannt. „Was hast du gesehen?“

Andion erzählte ihm von den Bäumen, die plötzlich auf dem Schulhof erschienen waren, und von den kleinen Wesen, die über den Köpfen der Schüler getanzt hatten.

„Ich kann Realität und Fantasie bald nicht mehr auseinanderhalten“, schloss er hilflos. „Selbst jetzt, wenn ich mit dir darüber rede, würde ein Teil von mir - und zwar ein *sehr großer* Teil - Stein und Bein darauf schwören, dass jede Geschichte über Elfen, Blütenfeen, Dryaden und Sylphen, die du mir jemals erzählt hast, wahr ist, dass es solche Wesen wirklich gibt und sie mit mir sprechen. Verdammt, ich fühle mich manchmal selbst wie eine Figur aus deinen Geschichten, Ian! Also wenn das kein Zeichen von Wahnsinn ist ...“

Ian schüttelte ernst den Kopf. „Das ist es nicht.“

„Aber es *gibt* keine Feen und Elfen!“, rief Andion verzweifelt. „Und auch wenn ich mich oft so fühle, komme ich weder vom Mars, noch brüte ich in meinem Bauch irgendwelche Alieneier aus. Ich spinne mir das alles nur zusammen.“

Das Blau von Ians Augen schien plötzlich noch tiefer zu werden, und sein Blick bekam etwas Eindringliches, beinahe Beschwörendes. „Vertraust du mir, Andion?“

„Ich ... ja, natürlich.“

„Gut. Dann versuche, mir eins zu glauben: Dein Vater hat sich aus freien Stücken entschlossen, dem Weg des Wahnsinns und der Finsternis zu folgen, aber diese Charakterschwäche hat er nicht an dich vererbt.“

„Aber ich habe seine Augen!“

„Das ist nur ein körperliches Merkmal, nicht mehr. Alle deine Vorfahren hatten diese Augen, aber keiner von ihnen glich dem anderen. Der Charakter wird nicht vererbt, er entspringt deiner Seele. Und *deine* Seele wird niemals den Versuchungen des Bösen erliegen, Andion. Du wirst *niemals* wie dein Vater sein!“

Andion spürte die unerschütterliche Gewissheit, die Ian erfüllte, und erneut drohten ihm Tränen in die Augen zu steigen. „Bist du sicher?“

Ian lächelte. „Ich war mir dessen bereits sicher, als deine Mutter dich gerade entbunden hatte und ich dich das erste Mal in den Armen hielt. Aus diesem Grund haben deine Mutter und ich auch den Namen Andion für dich gewählt.“

Andion – Ian hatte ihm einmal erzählt, es sei ein sehr alter, ehrwürdiger Name, einer, der in früheren Zeiten niemals leichtfertig verliehen worden war. Nur eines hatte er nie gesagt.

„Was bedeutet er?“

Ian nahm ihn fest bei den Schultern, und sein Lächeln vertiefte sich. „Hoffnung.“

Andion sah zu Boden. Es gab wohl kaum jemanden, für den dieser Name unpassender gewesen wäre. Siebzehn Jahre Flucht vor einem irrsinnigen Vater, der mit gewetzten Messern hinter ihm herjagte, hatten sich wie Säure in seine Seele gefressen – und das erste

Gefühl, das in jenem düsteren Loch verschwunden war, war die Hoffnung gewesen.

„Ich kann nicht hoffen“, sagte er dumpf.

Ian schloss ihn behutsam in die Arme. „Ich weiß.“

3. Kapitel

Es dauerte lange, bis sich die aufgepeitschten Wogen seiner Gefühle wieder zu beruhigen begannen und die Gespenster seiner Vergangenheit widerwillig in die Dunkelheit zurückwichen, aus der sie so jäh hervorgebrochen waren, und wie so oft, wenn die eisigen Fluten der Hoffnungslosigkeit über Andion zusammenschlugen und ihn in ihre finsternen Tiefen hinabzuziehen drohten, war es nicht allein sein Verdienst, dass der gierige Sog ihn schließlich wieder freigab. Denn während er stumm und reglos neben Ian im weichen Moos kauerte, war ihre Anwesenheit in dem Eichenwäldchen nicht unbemerkt geblieben. Ein leises Flügelschlagen erfüllte plötzlich die Luft, dann landete ein kleines Rotkehlcher elegant auf seiner linken Schulter. Nur wenige Augenblicke später flatterte ein Finkenpärchen unter fröhlichem Gezwitscher aus den dichten Wipfeln der Bäume zu ihr herab, dichtauf gefolgt von einer quirligen Schar junger Spatzen, drei Eichhörnchen und mehreren Kaninchen, die mit neugierig zuckenden Nasen aus dem Unterholz hervorlugten, ehe sie ohne die geringste Furcht in ihren großen braunen Augen auf ihn zugehoppelt kamen.

Die Spatzen umschwirrten seinen Kopf und piffen aufmunternde Lieder, als wollten sie die düsteren Wolken vertreiben, die die Wärme und das Licht von ihm fernhielten, die Eichhörnchen schienen ihn eindeutig mit einem Kletterbaum zu verwechseln und tollten derart ausgelassen auf ihm herum, dass er unwillkürlich lächeln musste, und die Kaninchen stritten sich wie üblich darum, wer zuerst und am längsten von ihm gestreichelt wurde.

Er versuchte, keines von ihnen zu enttäuschen. Ian beobachtete ihn dabei mit einem Ausdruck wissender Güte, und Andion spürte, wie der eisige Panzer der Resignation, der seine Seele umschloss, unter dem tiefen Verständnis und der Zuneigung dieses Blicks endgültig in sich zusammenschmolz. Er hob den Kopf, und beinahe ohne es selbst zu merken, erwiderte er Ians Lächeln.

„Haben wir noch Zeit?“

Ian schaute zum Himmel hinauf, nicht auf die Uhr, was typisch für ihn war. Er trug zwar eine Armbanduhr, aber Andion hatte nie gesehen, dass er auch nur einen einzigen Blick darauf warf. Trotzdem schien er stets zu wissen, wie spät es war.

„Deine Mutter erwartet dich noch nicht zurück. Wir könnten noch ein wenig im Park spazieren gehen.“

Andion stimmte sofort zu. Nach den qualvollen Stunden, die er im Betonkorsett seiner Schule eingezwängt gewesen war, wären ein wenig frische Luft und Natur genau die richtige Medizin, um sich zumindest für einen kurzen Augenblick aus dem Würgegriff seiner Selbstzweifel zu befreien und die schlingende Amokfahrt seines inneren Gleichgewichts in ruhigere Gewässer zurückzulenken.

Sachte setzte er die Kaninchen, die es sich auf seinem Schoß bequem gemacht hatten, auf den Boden. Die Eichhörnchen benutzten seinen Kopf als Sprungbrett zum nächsten Baum, gingen jedoch nicht, ohne ihn ein letztes Mal neckisch in den Haaren zu ziehen.

Andion schaute ihren fröhlich wippenden Schweifen noch einen Moment lang lächelnd

hinterher, ehe er sich mit einem eigentümlichen Gefühl des Bedauerns von ihnen abwandte. Die Tiere des Waldes waren ihm bessere Freunde, als es andere Menschen wohl jemals sein konnten, denn sie scheuten ihn nicht. Vielleicht sollte er das als gutes Zeichen werten. Wäre er genauso ein wahnsinniger Unhold wie sein Vater, würden sie ihm doch gewiss eher das Gesicht zerkratzen oder ihm fauchend ihre Zähne und Krallen ins Fleisch bohren, statt sich an ihn zu kuscheln und genüsslich von ihm hinter den Ohren kraulen zu lassen, oder?

Der Gedanke war ermutigend, zudem konnte er selbst seinen Teil dazu beitragen, dass der Irrsinn ihn nicht mit Haut und Haaren verschlang, wenn er denn schon so beharrlich an seine Tür zu klopfen beliebte. Er durfte eben einfach für eine Weile nicht mehr an die magischen Geschöpfe des Elfenhains denken. Das waren nur Geschichten, Märchen, nicht mehr. Er täte sicher gut daran, sich mit Ian über so handfeste Angelegenheiten wie Politik und Wirtschaft zu unterhalten, statt ihn ständig um neue Erzählungen aus dem Reich der Fantasie zu bitten.

Nur leider interessierte ihn Politik so gar nicht, und von Wirtschaft hatte er erst recht keine Ahnung. Und so kam es, dass sein guter Vorsatz bereits nach wenigen Minuten auf eine harte Probe gestellt wurde. Denn während sie langsam die kieselbestreuten Wege entlangschlenderten, hatten ihre Schritte sie ganz wie von selbst zu dem Weiher geführt, der, eingehüllt von Bäumen auf der einen und Büschen auf der anderen Seite, wie ein großes, sanft blickendes Auge das Herz des Parks bildete. Zwei Schwäne zogen majestätisch ihre Bahnen über das smaragdgrüne Wasser, hoben jedoch sofort ihre schlanken Hälse, als Andion sich dem Ufer näherte.

Ohne Hast, aber auch ohne Zögern, schwammen sie auf ihn zu und neigten ihre anmutiger Köpfe vor ihm, so als wollten sie ihn begrüßen. Andion streckte die Hand nach ihnen aus, streichelte beide, und ganz selbstverständlich nannte er sie in Gedanken bei ihren Namen: Esendion und Alisera, zwei Elfen, die einst beschlossen hatten, ihre elfische Gestalt abzulegen und als Schwäne in der Welt der Menschen zu leben – eine weitere Geschichte aus Ians unerschöpflichem Fundus mythischer Erzählungen.

Andere Menschen hätten den Schwänen vermutlich einen Kanten Brot mitgebracht, doch Andion wäre nie auf die Idee gekommen, den beiden wundervollen Geschöpfen irgendwelche alten Essensreste hinzuwerfen. Damit hätte er sie auf die Stufe bloßer Tiere herabgewürdigt. Doch waren sie nicht genau das: Tiere?

Seufzend ließ er sich ins Gras sinken. Er schaffte es einfach nicht. In seinem Kopf spukten zu viele der bunten Geschichten über Elfen, Feen, Sylphen und Dryaden herum, als dass er sie auch nur für eine halbe Stunde aus seinen Gedanken hätte verbannen können.

Alisera, der weibliche Schwan, musterte ihn mit wachen Augen, die sein Dilemma zu verstehen schienen. Als sei es das Natürlichste auf der Welt, kam sie aus dem Wasser und ließ sich neben ihm im Gras nieder. Mit einer graziösen Bewegung legte sie den Kopf auf ihre Flügel, steckte ihn jedoch nicht ins Gefieder, und auch ihre Augen blieben offen und aufmerksam.

Ihr Gefährte Esendion schien unschlüssig, ob er Aliseras Beispiel folgen sollte, doch nach

einem kurzen Blick zu Ian, der es sich mittlerweile ebenfalls auf der sommerwarmen Wiese bequem gemacht hatte, wandte er sich vom Ufer ab und kehrte zur Mitte des Sees zurück, wo er alsbald erneut seine Runden zu ziehen begann. Seine Haltung wirkte nun weniger königlich, sondern glich eher der angespannten Wachsamkeit eines Soldaten, der weiß, dass sich seine Feinde gerade in diesem Moment zum Angriff formieren, und während sein schneeweißer Körper lautlos durchs Wasser glitt, wanderten seine scharfen Vogelaugen unruhig hin und her, schienen unermüdlich nach verborgenen Gefahren Ausschau zu halten.

Versonnen runzelte Andion die Stirn. Ob die Schwäne manchmal auch so seltsame Dinge sahen wie er?

„Habe ich dir jemals erzählt, was Ogaire getan hat, nachdem er seinen erstgeborenen Sohr getötet hatte?“, fragte Ian unvermittelt.

Andion erstarrte, als habe sich sein Blut von einer Sekunde auf die andere in Eiswasser verwandelt. Ogaire an'Tairdym – allein der Name ließ ihn bis ins Mark erbeben, und das, obwohl er natürlich wusste, dass Ogaire, wie alles andere auch, lediglich eine Fantasiegestalt war, nur eine weitere schillernde Figur aus Ians unerschöpflichem Schatzkästlein mythologischer Geschichten. Doch *diese* Geschichte spendete keinen Trost, half ihm nicht, das Joch seiner Herkunft leichter zu tragen und die Qual seines Andersseins erträglicher zu machen. Denn Ogaire an'Tairdym war ein Monstrum, die Verkörperung des absolut Bösen, unheimlicher und Furcht einflößender als der Schwarze Mann – und um vieles tödlicher. Letzter Abkömmling eines einstmals mächtigen Elfengeschlechts, war er von einer der größten Hoffnungen seines Volkes zu seinem schrecklichsten Albtraum geworden, zu einem Mörder und Verräter, der die Liebe und das Vertrauen jener, die ihm am nächsten gewesen waren, auf grauenhafteste Weise missbraucht hatte. Der alles, was gut und rein gewesen war, mit kaltem Stahl aus ihren Herzen geschnitten und nichts als Trauer und Verzweiflung zurückgelassen hatte, nichts als Wut und Schmerz und Tränen, die auch in tausend Jahren nicht getrocknet sein würden.

Andion schlang sich fröstelnd die Arme um den Leib. Ein düsterer Schatten schien sich mit einem Mal auf die Welt herabzusenken, legte sich wie Asche auf das leuchtende Grün der Gräser, Büsche und Bäume ringsum, und trotz der sommerlichen Wärme war plötzlich ein kalter Hauch in der Luft, der wie die Hand eines Toten über sie hinwegstrich, sie zu sich in sein dunkles Grab zu rufen schien. Andion spürte, wie sich seine Rückenmuskulatur verkrampfte, und nur mit Mühe konnte er den Impuls unterdrücken, furchtsam über seine Schulter nach hinten zu blicken. Selbst der Schwan neben ihm hob alarmiert den Kopf, als hätten sich bei der Nennung des Namens auch ihm die Federn gesträubt, und schaute Ian anklagend an.

Andion musste sich zweimal räuspern, ehe es ihm gelang, seine Worte an der plötzlichen Enge in seiner Kehle vorbeizuzwingen, und schüttelte langsam den Kopf.

„Nein, das hast du nicht.“

Und er war sich auch nicht sicher, ob er tatsächlich etwas darüber wissen wollte. Nachdem Ian ihm zum ersten Mal die furchtbare Geschichte erzählt hatte, in der Ogaire

sein neugeborenes Kind opferte, um sein eigenes Leben zu verlängern, hatte er wochenlang unter schaurigsten Albträumen gelitten – Albträumen, in denen Ogaire nicht dem Säugling, sondern ihm sein Messer an die Kehle gesetzt hatte.

Er runzelte die Stirn und betrachtete misstrauisch Ians gleichmütiges Gesicht. Warum fing er gerade jetzt davon an? Er hatte bereits mehrere Male nach den genaueren Hintergründen und dem weiteren Fortgang der schrecklichen Geschehnisse gefragt, aber Ian hatte ihm niemals geantwortet. Wieso hatte er seine Meinung so plötzlich geändert? Andion atmete tief durch und straffte seine Schultern.

„Erzähl es mir!“

Ein Schatten glitt über Ians Gesicht, als hätte eine alte Wunde plötzlich wieder zu schmerzen begonnen, dann wandte er den Blick von ihm ab und schaute über den See. Seine sanften blauen Augen verdunkelten sich, wirkten auf einmal finster und tief wie Brunnen, die hinabführten zu einem Ort, den kein Licht der Sonne jemals erreichen würde und er schien weder Esendion, der mittlerweile sichtlich unruhig auf dem stillen Wasser seine Kreise zog, noch das gegenüberliegende Ufer wahrzunehmen. Als er zu sprechen begann, hielt Andion unwillkürlich den Atem an – und mit ihm taten es die Tiere des Parks.

„Nachdem Ogaire sein Kind geopfert hatte, verließ er den Hain und ging in die Menschenwelt.“

Andion blinzelte überrascht. „Die anderen Elfen haben ihn einfach so gehen lassen? Haben sie nicht versucht, ihn aufzuhalten oder zu bestrafen?“

Ian schüttelte den Kopf. „Er war längst fort, ehe einer von ihnen noch richtig begriff, was geschehen war. Aber selbst wenn sie ihn rechtzeitig hätten stellen können, ist nicht sicher, ob sie auch in der Lage gewesen wären, ihn aufzuhalten.“

Andion schluckte. „Ist Ogaire wirklich so mächtig?“

Ian zögerte, suchte offenbar nach den richtigen Worten. „Es ist im Grunde nicht das Ausmaß seiner Macht, das ihn von den anderen unterscheidet. Jeder Elf verfügt über die gleiche magische Kraft, doch wozu er sie einsetzen kann, darüber entscheidet allein sein Wille. Ogaire verfolgte seine Ziele mit großer Entschlossenheit, und es gab keinerlei Skrupel, die seinen Willen hätten schwächen können. Er glich einem Dolch, der, einmal geworfen, unbeirrbar seinen tödlichen Kurs beibehält. Deshalb war er damals schon mächtiger als alle anderen Elfen. Sie ahnten ja nicht einmal etwas von seinen finsternen Plänen.“

„Sie haben gar nichts gespürt?“ Andion runzelte die Stirn. Das war seltsam. Eigentlich hätten sie dazu in der Lage sein müssen. Jeder Elf besaß die Fähigkeit, auf empathischen Weg die Gefühle und Absichten eines anderen wahrzunehmen, so hatte Ian es ihm zumindest erzählt.

Doch Ian schüttelte den Kopf. „Ogaire hatte sich in einen schützenden Zauber gehüllt, der die Sinne der anderen Elfen verwirrte und seine wahren Absichten vor ihnen verbarg. Sie sahen nur das, was er ihnen erlaubte zu sehen. Sie sahen lediglich die glänzende Oberfläche, nicht den fauligen Kern, der darunter lag.“

„Jahrhunderte lang?“, rief Andion fassungslos. Denn so lange hatten Ogaires Studien der Schwarzen Magie gedauert, so lange hatte er das finstere Ritual vorbereitet, in dessen Verlauf er sein Kind getötet hatte, so viel wusste er bereits.

Ian hob die Schultern. „Jahrzehnte, Jahrhunderte, das spielte für jemanden wie Ogair keine Rolle.“

Andion erschauerte. „Sein Wille muss wirklich sehr stark gewesen sein.“

„Das war er.“ Ians Gesicht verhärtete sich, wirkte beinahe wie aus Stein gehauen. „Außerdem war er der Wächter des Hains. Er konnte sich tagelang aus der Gemeinschaft zurückziehen, ohne dadurch das Misstrauen der übrigen Elfen zu erregen. Im Gegenteil wirkte er, je öfter er allein durch den Wald streifte, nur um so mehr wie jemand, der ganz von der Bedeutung seiner heiligen Pflichten durchdrungen war, tatsächlich jedoch stieg er schon damals in die Abgründe schwärzester Magie hinab.“

Andion dachte kurz nach, erinnerte sich an all die Geschichten, die Ian ihm früher erzählt hatte. Eine besondere Figur tauchte darin immer wieder auf: Ionosen, der Prophet. Er war für die Elfen so etwas wie ein Schamane, ein heiliger Mann, der sein Leben vollkommer dem Schutz der Elfen und des Hains verschrieben hatte. Und er verfügte über eine besondere Gabe, eine, die es selbst unter so magischen Geschöpfen, wie es die Elfer waren, nur äußerst selten gab. Ionosen konnte in die Zukunft sehen, oder besser gesagt, er konnte mit seinem Geist die Fülle von Wahrscheinlichkeiten erspüren, die die Zukunft für die Elfen und den Hain bereithielt. Doch auch Ionosen hatte das Unglück nicht aufhalten können.

Gedankenversunken streichelte Andion den Schwan, der still neben ihm lag und ihn aufmerksam beobachtete. „Was ist mit Ionosen? Er war doch ein Prophet. Hätte er Ogaires Pläne nicht durchschauen müssen?“

Ian sah ihn nicht an, sein Blick glitt noch weiter in die Ferne. „Er konnte es nicht. Ogair hatte Ionosens seherische Gabe mit einem Zauber getrübt, sodass sie ihm das gleiche trügerische Bild vermittelte, das auch alle anderen von Ogair hatten.“

„Aber konnte er denn nichts dagegen tun? Konnte er den Zauber nicht brechen?“

„Dazu hätte er ihn erst einmal bemerken müssen. Aber das hat er nicht. Keiner der Elfer hat erkannt, dass sie allesamt unter Ogaires Einfluss standen, und so konnte sein teuflischer Plan gedeihen, ohne dass sie ihm die Stärke ihres eigenen Willens entgegensetzen vermochten.“

Andion sah zu Boden. Um so bitterer musste die Wahrheit sie getroffen haben, als Ogair den Zauber schließlich auflöste. Besonders Ionosen, denn Isirada, die Elfenfrau, die Ogaires Sohn empfangen hatte und von ihm getötet worden war, war die Schwester des Propheten gewesen. Wie furchtbar musste es für ihn gewesen sein, sie wie ein Stück Vieh dahingeschlachtet vorzufinden. Vermutlich hatte er niemals aufgehört, sich für sein eigenes Versagen zu hassen.

„Ich verstehe das nicht“, murmelte Andion. „Ich verstehe nicht, wieso die Elfen nicht einmal *versucht* haben, Ogair zur Rechenschaft zu ziehen.“ So eine schreckliche Tat

ungesühnt zu lassen ...

„Der Rat der Ältesten hat es so beschlossen.“ Ians Stimme klang, als käme sie von weit her. „Um Ogaire zu bestrafen, hätten ihm einige der Elfen in die Menschenwelt folgen müssen, und der Rat befürchtete, dass ein solcher Versuch zu viele Opfer kosten würde. Immerhin hatte ihnen Ogaire gerade erst ein eindrucksvolles Beispiel seiner Grausamkeit geliefert, zudem war das einstmals so stolze, mächtige Elfenvolk durch die Ignoranz und den Unglauben der Menschen ohnehin bereits zu einem kümmerlichen Häuflein zusammengeschrumpft. Das Risiko war ihnen einfach zu groß.“

Andion ballte zornig die Fäuste. „Also haben sie gar nichts getan!“

Ian schüttelte den Kopf. „Nicht ganz. Sie konnten sich immerhin dazu aufraffen, einen Zauber auszusprechen, der Ogaire die Rückkehr in den Hain unmöglich machen sollte. So glaubten sie, sich seiner auch ohne neues Blutvergießen entledigen zu können.“

Er stockte, schwieg einen Moment und fuhr dann mit leiser, seltsam kraftloser Stimme fort: „Ein Elf kann außerhalb des Hains nicht auf Dauer überleben. Ein paar Jahrzehnte, mit etwas Glück vielleicht sogar ein Jahrhundert, doch spätestens, wenn der Hain den Elfen ruft und er dem Ruf nicht folgt oder nicht folgen kann, wird er sterben.“

Andion schnaubte verächtlich. „Ich glaube kaum, dass Ogaire in die Menschenwelt gegangen wäre, wenn er damit sein eigenes Todesurteil unterzeichnet hätte.“

„Nein, das wäre er ganz sicher nicht.“ Ian lächelte bitter. „Nachdem der Zauber, mit dem ihre Sinne zuvor verhüllt worden waren, endlich erloschen war, hob sich auch für den Elfenpropheten Ionosen der Schleier, der so lange über der Zukunft gelegen hatte, und er sah, dass Ogaire nicht sterben würde. Im Gegenteil – er würde trotz des Verbannungszaubers eines Tages in den Hain zurückkehren und alles Leben dort vernichten. Ionosen erkannte, dass diese schreckliche Vision nur abgewendet werden konnte, indem man ihm zuvorkam. Also beschwor er den Rat, Ogaire trotz der drohenden Verluste verfolgen und töten zu lassen.“

Andion schaute Ian gespannt an. „Und haben sie seinen Rat befolgt?“

„Nein. Sie glaubten, Ionosen sei blind vor Trauer und lediglich darauf aus, den Tod seiner Schwester zu rächen, und dafür wollten sie keine weiteren Leben opfern. Da außerdem niemals zuvor ein Elf einen Zauber der Ältesten hatte brechen können, fühlten sie sich sicher.“

„Aber das waren sie nicht?“

Ian schüttelte den Kopf. „Nein. Ogaire hatte nicht nur seinem Sohn das Leben gestohlen, er hatte sich durch sein unheiliges Ritual auch untrennbar mit der Lebensquelle des Hains verbunden und schöpfte in vollen Zügen aus ihr. So konnte er den Ruf des Hains unterdrücken und ohne die geringste Sorge viele Jahrzehnte – oder Jahrhunderte – in der Menschenwelt überleben.“

Andion schnürte es vor Entsetzen die Kehle zusammen. „Und was geschah mit dem Hain?“

Er sah, wie Ian tief Luft holte. „Er schrumpfte. Langsam, aber unaufhaltsam zogen sich

seine Grenzen zusammen, denn da Ogaire so viel Lebenskraft nach außen riss, ging sie für den Hain verloren. Viele Elfen wurden krank und starben, und innerhalb weniger Jahrzehnte blieb von dem vormals über fünfhundert Köpfe zählenden Volk kaum noch die Hälfte übrig, denn es wurden auch keine Kinder mehr geboren. Nur wenige Jahrzehnte trennten das Elfenvolk nun noch von seiner endgültigen Vernichtung.“

Andion war, als geföre er innerlich zu Eis. „Aber wenn die Elfen sterben, verschwindet auch der Hain“, krächzte er mit zitternder Stimme. „Ogaire würde sich damit doch sein eigenes Grab schaufeln!“

Ians Gesicht schien noch mehr zu versteinern. Niemals hatte Andion ihn so ernst gesehen. „Nein, das würde er nicht. So schwach und kurz die Lebensflammen der Menschen auch brannten, fand Ogaire doch schnell heraus, dass auch sie durchaus einen gewissen Nährwert für ihn besaßen. Und er entdeckte noch etwas anderes: Stahl er einem Menschen die Lebenskraft, konnte er auch dessen Magie in sich aufnehmen. Diese Magie ist zwar, gemessen an der der Elfen, nur ein armseliges Rinnsal, doch sie reichte aus, um Ogaires eigene magische Kraft für kurze Zeit zu verstärken.“

Andion stellten sich sämtliche Nackenhaare auf. „Könnte ...“ Seine Zunge schien ihm an Gaumen festzukleben, weigerte sich, das Grauen in Worte zu fassen. „Könnte Ogaire auch einem Elfen seine Magie entreißen?“

Obwohl sich seine Haltung nicht veränderte, spürte Andion, wie sich Ian innerlich versteifte. „Nein. Nicht einmal er wäre dazu in der Lage, selbst dann nicht, wenn er zuvor die komplette Einwohnerschaft Oakwoods niedermetzeln und sich ihre magischen Kräfte einverleiben würde. Die menschliche Magie ist zu unterentwickelt und schwach, um *so etwas* bewirken zu können.“

Andion fuhr sich nervös mit der Zunge über die trockenen Lippen. Ians angespannte Miene machte unmissverständlich klar, dass dennoch kein Grund bestand, die Sektkorken knallen zu lassen. Da war noch etwas, irgendein verborgenes Fallbeil, das nur darauf wartete, herabzusausen, Andion spürte es genau. „Aber?“

„Ogaire kannte längst einen Weg, der es ihm ermöglichen sollte, die Magie eines anderen Elfen zu stehlen. Allein deshalb hat er den Hain überhaupt verlassen.“

„Was hat er getan?“

Ians Gesicht blieb ausdruckslos, doch als er sprach, klang seine Stimme dumpf, als fürchte sie den Schrecken, der seinen Worten unausweichlich folgen musste. „Er suchte sich eine Frau - eine menschliche Frau - und zeugte mit ihr ein Kind. Dieses Kind war halb Elf, halb Mensch. Es verfügte über große magische Kraft - das war Ogaires Erbe -, doch das Menschenblut zwang diese Macht in einen tiefen Schlummer. Neugeborene Elfen sind sich ihrer Umgebung und ihrer Magie sofort in vollem Umfang bewusst, Menschenkinder dagegen sind anfangs eher wie Träumer. Ihr Geist erwacht erst nach und nach, und so vermochte auch das Kind weder etwas von den Fähigkeiten, die seit dem Augenblick seiner Geburt ein Teil von ihm waren, noch von seiner wahren Herkunft in sich zu spüren.

Anders als bei anderen Elfen war die magische Kraft dieses Kindes jedoch nicht fest ir

ihm verwurzelt, sondern glich mehr einem Blatt, das, ungebunden und ohne durch die bewussten Absichten und Ziele seines Willens in eine bestimmte Form gepresst zu werden, in seinem Lebensstrom schwamm. Aus diesem Grund hätte Ogaire, hätte er dem Kind seine Lebenskraft entzogen, auch gleichzeitig seine Magie in sich aufgenommen – die *gesamte* Magie eines anderen Elfen -, und seine eigene Macht wäre auf einen Schlag verdoppelt worden. Danach wäre er mühelos in der Lage gewesen, den Zauber der Ältesten zu brechen. Er hätte in den Hain zurückkehren und jedem einzelnen Elfen seine Magie entreißen können. Auf diese Weise wäre er das mächtigste Wesen auf Erden geworden, so mächtig, dass er alle menschlichen Nationen mit einem Augenzwinkern hätte niederwerfen und sich zum Gottkaiser der Menschheit hätte aufschwingen können.“ Ian hob die Schultern. „Du siehst, die übrigen Elfen und der Hain waren letztlich vollkommer bedeutungslos für Ogaire. Sie waren lediglich ein Mittel zum Zweck, um sein eigentliches Ziel zu erreichen.“

Andion starrte Ian voll Grauen an. Kalte Klauenhände schienen seine Kehle zusammenzupressen.

„Aber er hat es nicht getan, oder? Er hat sein zweites Kind nicht getötet und ihm seine Magie geraubt.“

Geschichte oder nicht, in diesem Moment hätte ihn keine Macht der Welt davon überzeugen können, dass Ogaire nicht real war – und dass er die Menschen längst in einen Haufen willenloser Sklaven verwandelt hätte, wären seine Pläne aufgegangen.

Zum ersten Mal, seit er zu sprechen begonnen hatte, sah Ian zu ihm herüber, aber seine Augen blickten durch ihn hindurch, waren noch immer in weiter Ferne verloren. Doch wenigstens wurde sein Gesicht nicht noch starrer. Es wirkte ohnehin bereits so grau und spröde wie ein Stück alter Schiefer, der bei der leisesten Berührung zu zerspringen drohte.

„Nein, das hat er nicht. Denn obwohl es in ihm weder Skrupel noch Mitleid gab, die ihr von seinem gierigen Streben nach Macht hätten abhalten können, hatte Ogaire doch eines nicht bedacht. Er hat nicht damit gerechnet, dass ihm ein anderer Elf folgen könnte.“

„Ionosen“, flüsterte Andion.

Ian nickte. „So ist es.“

Andion schüttelte ungläubig den Kopf. „Und der Rat war damit einverstanden?“ So wie Ian die Ältesten bislang in seinen Geschichten beschrieben hatte, klang das wenig wahrscheinlich.

„Nein. Sie glaubten dem Propheten noch immer nicht, obwohl seine Zukunftsvisionen immer unheilvoller und düsterer wurden. Im tiefsten Inneren hatten sie den Untergang ihres Volkes und des Hains wohl längst als unvermeidlich akzeptiert. Auch ohne Ogaire versank die Welt der Elfen mehr und mehr in Vergessenheit, verblasste wie eine alte Fotografie aus längst vergangenen Tagen, je weniger der Zauber der Magie einen Platz in den Herzen der Menschen fand. Ogaires Verrat hatte diese Entwicklung lediglich beschleunigt, den Elfen ihre eigene Ohnmacht nur noch unerbittlicher vor Augen geführt. Doch Ionosen konnte nicht wie die anderen den Kopf senken und resigniert auf das Ende warten. Seine besondere

Gabe hatte er direkt aus dem Quell des Lebens erhalten, aus dem Herzen des Hains, und er spürte, dass der Hain nicht sterben wollte. Trotz der schrecklichen Wunde, die Ogaire ihm geschlagen hatte, wollte er leben, wollte nicht wie Rauch im Nebel der Zeit verwehen oder ausgesaugt werden wie ein Insekt, das in das Netz einer hungrigen Spinne geraten war. Ionosen konnte sich diesem Bedürfnis nicht widersetzen. Er hätte es auch nicht gewollt. Von Beginn an hatte er sein Leben und seine Fähigkeit dem Schutz des Hains gewidmet, und nicht einmal die ausdrücklichen Befehle des Rates konnten ihn davon abhalten, seiner Bestimmung zu folgen.

Also ignorierte er die Weisung der Ältesten, sich nicht länger mit Ogaire zu befassen, verließ seine Frau Nisellara und seinen Sohn Neanden und begab sich in die Menschenwelt. Dort spürte er Ogaire auf und befreite das Mädchen, das dieser zur Mutter seines zweiten Sohnes erkoren hatte, noch bevor das Kind geboren wurde. So konnte Ogaire seinen wahnsinnigen Plan nicht in die Tat umsetzen.“

Andion runzelte verwirrt die Stirn. „Warum hat er sich nicht einfach eine neue Frau genommen?“

Ian lächelte dünn. „Weil das nicht so einfach ist. Menschen und Elfen besitzen zwar gemeinsame Wurzeln, doch es ist schon unendlich viel Zeit vergangen, seit sich die Völker getrennt haben. Ogaire musste für seine Zwecke eine Frau finden, deren Vorfahren irgendwann einmal einen Pakt mit einem Elfen geschlossen hatten. Ein Hauch von Elfenmagie musste bereits in ihrem Blut liegen, oder sie hätte kein Kind von ihm empfangen können.“

„Ich verstehe.“ Andion spürte, wie sich sein rasender Herzschlag allmählich beruhigte. „Es wird wohl kaum viele solche Frauen geben.“

„Ogaire brauchte über siebzig Jahre, um auch nur eine zu finden.“

Schon schnellte sein Puls erneut in die Höhe, als ihm klar wurde, was das bedeutete. „Dann hat er doch aber sicher versucht, sein Kind wieder zurückzubekommen.“

Ian schloss kurz die Augen. Als er sie wieder öffnete, war sein Blick aus der Ferne in die Gegenwart zurückgekehrt, und sein steinernes Gesicht füllte sich mit neuem Leben.

„Das ist eine andere Geschichte.“

Was so viel hieß, dass er heute nichts mehr davon erzählen würde.

Andion atmete tief durch. Er wusste nicht, ob er Ian wegen seiner Geheimniskrämerei danken oder verfluchen sollte. Einerseits sträubte sich jede Faser seines Körpers dagegen, auch nur noch ein einziges weiteres Wort über Ogaire zu hören, und es schauderte ihn jetzt schon, wenn er an die Träume der kommenden Nacht dachte, andererseits jedoch hätte er wirklich gern erfahren, ob das Kind in Sicherheit war oder nicht.

Seufzend ließ er sich rückwärts ins weiche Gras sinken und versuchte, endlich mit dem Zittern aufzuhören. Was nicht leicht war, vor allem weil er das beklemmende Gefühl hatte, als hätte Ian ihm mit seiner düsteren Erzählung in einen Spiegel blicken lassen – einer Spiegel, in dem er sich selbst sah.

Vermutlich hatte Ian deshalb über diesen Teil der Geschichte so lange geschwiegen. Er

hatte ihn nicht noch mehr ängstigen wollen. Doch instinktiv hatte er die Parallelen wohl immer gespürt. Zweifellos handelten aus diesem Grund stets alle seine Albträume von Ogaire. Sein Unterbewusstsein hatte einfach seinen Vater, den er niemals kennengelernt hatte, durch Ogaire, dessen Gestalt fiktiv, aber durch Ians Erzählungen für ihn immer greifbar und lebendig gewesen war, ersetzt.

Beinahe gegen seinen Willen legte sich ein Lächeln auf seine Lippen, und er bemerkte erstaunt, wie zumindest ein kleiner Teil seiner Anspannung von ihm abfiel. Ians Sorge war unnötig gewesen. Auch wenn er noch immer bibberte wie ein geschorenes Lamm, das auf seinem nackten Hintern eine Bobbahn hinunterrutschte, war doch zumindest eines ausgesprochen tröstlich: So abartig und verrückt sein eigener Vater auch sein mochte, an Ogaires titanenhafte Abscheulichkeit kam er ganz sicher nicht heran.

Andions Lächeln wurde breiter. Manchmal tat es gut, sich daran zu erinnern, dass die Realität trotz allem vielleicht doch gar nicht so übel war, und es war beruhigend, die Gewissheit zu spüren, dass, auch wenn sie in noch so blumigen Worten beschrieben wurden, manche Schrecken niemals Wirklichkeit werden würden.

4. Kapitel

Schließlich wurde es Zeit, nach Hause zu gehen. Kurz bevor sie ihr kleines Haus betraten blieb Andion stehen, starrte einen Moment lang schweigend auf die unscheinbare graue Fassade des Gebäudes, dann atmete er tief durch, und seine Hand verschwand in der Hosentasche, in der wie immer sein Handy steckte – eine Bewegung, die ihm nach der vielen Jahren der Wachsamkeit und ständigen Furcht längst so sehr in Fleisch und Blut übergegangen war, dass er sie kaum noch bewusst wahrnahm, ein weiteres Ritual, das dazu diente, die Bruchstücke seines seltsamen Lebens zusammenzuhalten und die Schrecken der Vergangenheit nicht leichtfertig aus ihrer finsternen Höhle hervorzulocken. Wenn er mittags aus der Schule kam oder mit Ian im Park gewesen war, oder auch wenn er nur kurz die Wohnung verließ, um im Supermarkt um die Ecke eine Tüte Milch zu kaufen, rief er stets seine Mutter an, damit sie wusste, dass er es war, der die Tür öffnete.

Im schmalen Hausflur nickte Ian ihm zum Abschied zu. Er bewohnte das Appartement in Erdgeschoss, Andion und seine Mutter das ein Stockwerk darüber, doch obwohl sie nun schon fast zwei Jahre so dicht nebeneinander im selben Haus lebten, schien es Andion manchmal, als lägen die beiden Wohnungen in unterschiedlichen Welten. Ian kam nie mit ihm nach oben, aß niemals mit ihnen und leistete ihnen auch in der Freizeit nie Gesellschaft. Im Haus blieb er stets für sich allein, dabei hätte er jederzeit für ein kleines Schwätzchen bei ihnen vorbeischaun können, wenn ihm der Sinn danach gestanden hätte, denn natürlich besaß er ebenso einen Schlüssel zu ihrem Appartement, wie Andion zu dem seinen. Und doch benutzte er diesen Schlüssel nur zu einem einzigen Zweck.

Es waren jene Momente, die Andion am meisten von allen fürchten gelernt hatte. Denn Ian machte keine Freundschaftsbesuche. Wenn er es für nötig erachtete, seine selbst gewählte Isolation aufzugeben, dann bedeutete das mit unabänderlicher Gewissheit, dass Andion – wieder einmal – versagt hatte. Ian tat dann, was auch immer in einem solchen Fall getan werden musste – und verschwand anschließend so schnell wieder in seiner Wohnung wie ein Geist, den das Licht der Morgendämmerung gemahnt, bis zum nächsten Sonnenuntergang in seine düstere Gruft zurückzukehren.

Traurig ließ Andion den Kopf hängen. Jeden Tag hoffte er, es wäre anders, jeden Tag wurde er aufs Neue enttäuscht. Aber warum nur, warum? Konnten sie nicht wenigstens einmal so tun, als seien sie eine ganz normale Familie – eine Familie, die gemeinsam in der Küche stand und Spaghetti kochte, sich einen Krimi im Fernsehen anschaute oder an einem verregneten Abend eine Partie Mensch-ärgere-dich-nicht spielte, die zusammen lachte und fröhlich war?

Solange sie im Park spazieren gingen, machte es Ian doch auch nichts aus, ihm ein väterlicher Freund zu sein! Doch kaum war die Tür hinter ihnen zugefallen, ging er auf Distanz, und jede Illusion familiärer Geborgenheit stürzte so jäh in sich zusammen wie der Bauklötzchenturm eines kleinen Kindes, das sich noch im Augenblick des Fallens verzweifelt an die Hoffnung klammert, das unausweichliche Verhängnis mit seinen zitterigen Händen um ein paar bedeutungslose Sekunden hinauszögern zu können. Nein, sie warer

keine Familie. Sie waren bestenfalls eine Zweckgemeinschaft. Doch welchem Zweck diente sie?

Dumpf starrte er auf die Tür zu Ians Wohnung, die sich längst hinter ihm geschlossen hatte. Er wurde einfach nicht schlau aus Ian. Wie war es möglich, dass er sich einerseits so bedingungslos einem Kampf verschrieben hatte, der nicht der seine war und bei dem niemand ihm einen Vorwurf gemacht hätte, wäre er einfach eines Tages aufgestanden und auf Nimmerwiedersehen in den Sonnenuntergang marschiert – schließlich war er nicht mit ihnen verwandt, und es bestand für ihn keinerlei Notwendigkeit, sein eigenes Leben für sie zu opfern -, und es andererseits Zeiten gab, in denen er Andion beinahe gewaltsam von sich stieß und schmerzhaft offenkundig wurde, dass sie ohne die schrecklichen Ereignisse, die vor 17 Jahren zu seiner Geburt geführt hatten, vermutlich niemals etwas anderes als Fremde füreinander geblieben wären?

Doch waren sie tatsächlich mehr als das? Was wusste er schon wirklich über Ian? Was kannte er von ihm außer seinem Namen, seinen Geschichten und seiner erstaunlichen Fähigkeit, ihn immer wieder aus seinen selbst verschuldeten Schwierigkeiten herauszuholen? Trotz all seiner Versuche, mehr über seine Vergangenheit zu erfahren, war Ian bis heute ein Rätsel für ihn geblieben, und auch wenn er ihm blind vertraute, konnte Andion doch nicht die Augen vor der bitteren Tatsache verschließen, dass Ians Entscheidungen letztlich herzlich wenig mit ihm selbst zu tun hatten. Einmal hatte er ihn direkt gefragt, warum, zum Teufel, seine Mutter und er eigentlich so verdammt wichtig für ihn waren. Ian hatte ihm lediglich geantwortet, er müsse eine alte Schuld begleichen, doch dem Ausdruck in seinen Augen nach war es eher eine alte Rechnung. Eins war völlig klar: Ian hasste seinen Vater - was wirklich bemerkenswert war. Normalerweise wäre Andion nämlich jede Wette darauf eingegangen, dass Ian gar nicht fähig war zu hassen.

Mit einem leisen Seufzer machte er sich daran, die kurze Treppe zum ersten Stock hinaufzusteigen. Es waren kaum ein Dutzend Stufen, doch wie stets begann sein Herz bereits nach der Hälfte von ihnen schmerzhaft gegen seine Rippen zu wummern, und seine Beine wurden schwerer und schwerer, als steckten sie in zähem Morast, der ihn unerbittlich in die Tiefe zu ziehen versuchte. Seine Hand umklammerte das Treppengeländer, und wie jedes Mal spürte er beinahe augenblicklich die Ruhe und sanfte Stärke, die von dem rauen Holz auf ihn überströmte.

Andion atmete tief durch und öffnete seinen Geist für die Kraft und die Gelassenheit, die wie ein kühlender Lufthauch von allen Seiten über ihn hinwegstrichen. Natürlich war auch dies eine Segnung, die er allein Ian zu verdanken hatte. Sofort nach dem Kauf des Hauses hatte sein Vormund dafür gesorgt, dass sämtliche Innenräume, soweit es nur irgendwie möglich gewesen war, mit einer warmen, hellen Eichen- und Kiefernholztäfelung verkleidet worden waren. Das vermochte die quälende Enge, die sich beim Betreten eines Gebäudes wie ein Schraubstock um seine Brust und seine Kehle schloss, zwar nicht vollständig zu beseitigen, ebenso wenig wie es die feurigen Krallen von Stahl und Metall gänzlich davor abhielt, sich in seine Seele zu graben, aber es war eine größere Erleichterung, als Andion

jemals zu hoffen gewagt hatte. Außerdem – vielleicht am wichtigsten von allem – half es ihm, die düstere Wolke aus Angst und Schwermut, die überall, in jedem Zimmer, selbst hier im Treppenhaus in der Luft schwebte, zumindest ein klein wenig von sich abgleiten zu lassen. Es gab ihm die Kraft, Tag für Tag der Wärme und dem Licht den Rücken zu kehren und einzutauchen in die kalte, trostlose Welt, die am oberen Ende der Treppe auf ihn wartete.

Grimmig presste er die Zähne zusammen und zwang seine bleiernen Glieder auf die nächste Stufe. Tiefe Stille umgab ihn. Sie wurde durch nichts gebrochen, nicht durch Musik, nicht durch leise Stimmen aus dem Fernseher oder dem Radio, nicht durch Schritte oder die geschäftigen Geräusche häuslicher Arbeit. Ein Fremder hätte ihr Haus, hätte er es betreten, gewiss für verlassen gehalten.

Aber es war nicht verlassen – im Gegenteil. Doch die Anwesenheit seiner Mutter war für einen gewöhnlichen Besucher schon lange nicht mehr zu spüren. Sie konnte die Räume nicht mit mehr Leben füllen, als ein körperloses Gespenst es vermocht hätte. Manchmal schien es Andion, als sei sie tatsächlich nur noch ein Geist, nur ein flüchtiger Schatten, der sich jeden Moment in einem verirrtten Lichtstrahl in Nichts auflösen konnte.

Er schluckte hart, und seine Hände zitterten, als er den Schlüssel ins Schloss schob und zweimal herumdrehte. In anderen Häusern wäre das vermutlich nicht nötig gewesen, doch seine Mutter schloss die Tür zum Treppenhaus stets ab. Und an ganz schlechten Tagen schloss sie sich in *jedem* der kleinen Räume ein.

Als er die Tür öffnete, bot sich ihm das gewohnte Bild. Seine Mutter saß im geräumigeren Flur, der beinahe wie ein Wohnzimmer eingerichtet war, in einem Sessel, natürlich mit dem Rücken zur Wand, natürlich mit dem Gesicht zum Eingang. Die Türen zu den anderen Zimmern standen offen, damit sie stets prüfende Blicke hineinwerfen konnte, und alle Fenster waren mit schweren, dunklen Gardinen verhängt, sodass in den Räumen selbst an hellen Sonnentagen ein dumpfes, totes Zwielflicht herrschte.

„Hallo, Mom“, sagte er leise.

Sie sah zu ihm auf, kurz, doch immerhin zeigte sich heute keine Furcht auf ihrem Gesicht. Andion wagte es, erleichtert aufzuatmen.

Reglos wie ein Wasserspeier stand er in den düsteren Schatten und schaute ihr einen Moment lang mit klopfendem Herzen zu. Sie stickte; das tat sie immer. Ihre Hände bewegten sich dabei fast wie in Trance, waren ruhig und sicher, doch Andion wusste es besser. Er kannte die Panik und das Entsetzen, die dicht unterhalb der Oberfläche lauerten. Denn legte sie Nadeln und Garn auch nur für wenige Sekunden beiseite, begannen ihre Finger sofort zu zittern, ihre Schultern sanken ein, und ihre Augen zuckten gehetzt hin und her wie die eines verschreckten Vogels.

Vielleicht wäre es anders gewesen, wäre sein Vater damals gefasst und eingesperrt worden, aber das war nie geschehen. Ian hatte nie einen Zweifel daran gelassen, dass kein Polizist der Welt ihn verhaften und kein Gericht der Welt ihn verurteilen könnte, weil er zu viel Macht und Einfluss besaß. Und so konnte nichts die Angst mildern, so blieb ihnen

nichts als ständige Flucht und Wachsamkeit.

Stumm betrachtete Andion die schmale Gestalt seiner Mutter, wie sie in der trostlosen Düsternis in ihrem alten, abgewetzten Sessel saß und mit verzweifelter Intensität auf ihre Hände starrte, die ihre neueste Stickarbeit hielten, und das Herz wurde ihm schwer. Sie war so zart, so zerbrechlich! Ihr langes, schwarzes Haar umrahmte ihr bleiches Gesicht wie ein Trauerflor, ließ sie endgültig wirken wie einen Geist, der durch die verfallenen Ruinen seines Lebens wandelte, ohne zu bemerken, dass er schon seit vielen Jahren gestorben war.

Dabei war sie erst 33 Jahre alt. Grauen und hilflose Wut schnürten ihm die Kehle zusammen, wenn er daran dachte, wie jung sie gewesen war, als sein Vater sie in seiner Gewalt gehabt hatte. Monatelang! Es schien fast wie ein Wunder, dass sie den Klauer seines wahnsinnigen Erzeugers am Ende doch noch entronnen war.

Aber ihr Leben war auch so ziemlich das einzige, was sie hatte retten können. Ihre Seele jedoch war zerbrochen, war von der Grausamkeit seines Vaters unwiderruflich in Trümmer geschlagen worden, Andion spürte es genau. Tag für Tag spürte er, wie sie in Angst und Dunkelheit ertrank, spürte die kalten Klauen, die sie packten und in die Vergangenheit zurückrissen, kaum dass sie ihre Hände nicht mehr mit sinnloser Arbeit beschäftigte. Wie gern hätte er ihr geholfen, wie gern hätte er ihr einen Rettungsring zugeworfen und sie ins Licht zurückgezogen. Doch er wusste nicht wie. Schon seine bloße Gegenwart trieb die Dornen der Qual tiefer in ihr Herz. Je länger er ihr Gesellschaft leistete, je länger er bei ihr sitzen blieb, desto häufiger sah sie auf, immer mehr mit Furcht, immer mehr mit dem Gefühl, nicht ihm, sondern seinem Vater gegenüberzusitzen.

Andion wischte sich verstohlen eine Träne von der Wange. Im Grunde konnte er froh sein, dass sie ihn nicht gleich nach der Geburt in einen Sack gestopft und in irgendeinem See ersäuft hatte. Mehr konnte und mehr durfte er nicht erwarten.



Schließlich zog sich Andion still in sein Zimmer zurück. Die nächsten Stunden verbrachte er damit, über der Strafarbeit zu brüten, die ihm Mr. Colegrave aufs Auge gedrückt hatte, grimmig entschlossen, dem fetten Geschichtslehrer nicht noch einmal Gelegenheit zu geben, ihn vor der versammelten Klasse zum Gespött zu machen und sich als Zielscheibe für seine boshaften kleinen Spielchen missbrauchen zu lassen. Er würde ihm beweisen, dass er mehr war als ein weltfremder Fantast, dem es nicht gelang, Realität und Fiktior auseinanderzuhalten, der selbstvergessen vor sich hin sabbernd in seinem Erdhügel hockte und sich mit seinem Pfeifenkraut sein debiles Hirn vernebelte.

Er presste wütend die Lippen zusammen. Was für ein Teufel hatte ihn nur geritten, ausgerechnet über Ians Geschichten zu schreiben? Wie hatte er ernsthaft glauben können, irgendein anderer könne auch nur ansatzweise die Schönheit und erhabene Größe erkennen, die in jedem ihrer Worte verborgen lagen, oder einen Hauch der schrecklichen Tragik empfinden, die ihm beim Gedanken an das unwiederbringliche Dahinschwinden der einst so gewaltigen und stolzen Elfenreiche vor Kummer schier das Herz zerspringen ließ? Er hätte niemals so leichtfertig von sich auf andere schließen dürfen, obwohl er sich natürlich in

seinem Aufsatz sehr allgemein gefasst hatte. Doch dem unberechenbar schnappenden Maul von Mr. Colegraves Bosheit noch mehr von den Wundern und Geheimnissen der Elfenhaine und der mythischen Welt der Naturgeister zu offenbaren, wäre ihm wie ein Sakrileg vorgekommen; diese Geschichten gehörten ihm allein.

Gleiches galt, wenn auch aus anderen Gründen, für alles, was mit Ogaire und seiner teuflischen Plänen zusammenhing. Ogaires Namen würde er niemals einem anderen gegenüber erwähnen. Vermutlich war es abergläubisch und dumm, aber die bloße Vorstellung genügte bereits, um ihn mit lähmendem Grauen zu erfüllen, fast als könne allein der Klang jenes schrecklichen Namens, an falscher Stelle ausgesprochen, das Tor zwischen den Welten aufstoßen und den grinsenden Schnitter daraus hervortreten lassen, um ihn mit seiner kalten Knochenhand in den Tod zu reißen.

Draußen war längst die Nacht über das Land gekrochen, als er schließlich, körperlich und seelisch erschöpft von den Aufregungen des Tages, in sein Bett fiel. Doch obwohl ihm die Müdigkeit bleiern in allen Gliedern steckte und er sich nichts mehr wünschte, als sich sanft in ein traumloses Vergessen davontreiben zu lassen, lag er die nächsten zwei Stunden stocksteif in seinem Kissen und starrte mit klopfendem Herzen in die Dunkelheit seines Zimmers, verzweifelt bemüht, die schrecklichen Bilder von Ogaire und seinen furchtbarer Verbrechen aus seinen aufgewühlten Gedanken zu verbannen, bevor der Schlaf ihn übermannte.

Es war ein Unterfangen, das von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Denn so sehr er auch versuchte, den Moment hinauszuzögern, da er seine Seele schutzlos den lauernden Dämonen preisgeben musste, so unausweichlich war es, dass die ängstliche Konzentration und Anspannung schließlich ihren Tribut forderten. Irgendwann gelang es ihm nicht mehr, sich dem Gewicht seiner Lider entgegenzustemmen, sein Bewusstsein zerfaserte, verlor sich in der Stille und der hungrigen Finsternis der Nacht.

Das Grauen hatte hämisch nur auf diesen Augenblick gewartet. Unvermittelt fand sich Andion in einem dichten Wald wieder. In seinen Träumen war er schon oft hier gewesen, und auch jetzt stürzte er wie von Teufeln gehetzt zwischen den mächtigen Stämmen der Eichen, Kastanien und Tannen hindurch, sprang über knorrige Wurzeln und schmale Bäche, bahnte sich keuchend seinen Weg durch Büsche und Dornengestrüpp. Manchmal strauchelte er, fiel hin, schrammte sich Hände und Knie auf, rappelte sich jedoch sofort wieder hoch und rannte weiter. Er spürte die Blicke, die sich in seinen Rücken bohrten, Blicke, die erbarmungslose Kälte in sich trugen und ihn wie Peitschenhiebe vorantrieben.

Auch das kannte er. Er rannte und rannte, hetzte unter dem endlosen grünen Blätterdach dahin, floh in Panik vor der mörderischen Präsenz, die mit der unerbittlichen Zielstrebigkeit eines jagenden Raubtiers näher und näher kam. Doch heute war der Wald nicht so endlos wie sonst, nicht so gleichförmig. Erst waren es nur kleine, verwelkte Blätter und Gräser, die das lebendige Grün durchbrachen, doch mit jedem weiteren Schritt, den er voranstolperte, wurden die Zeichen des Verfalls offenkundiger, schockierender. Bald waren ganze Baumgruppen verdorrt und schwarz, als hätte sich das grauenhafte Maul eines Dämons

über die Eichen und Tannen und Haselnusssträucher gestülpt und gierig das Leben aus ihnen herausgeschlürft, und wohin er auch blickte, sah er die winzigen, verkohlten Körper von Sylphen und Blütenfeen, die wie gefrorenes Laub unter seinen Füßen knackten und knisterten, als er mit schreckensstarrem Gesicht vorwärtstaumelte. Die Luft, die er in seine schmerzenden Lungen sog, roch nach Fäulnis und Verwesung, und selbst das vitale, kräftige Braun des Bodens verblasste, verwandelte sich mehr und mehr in schaurige, graue Totenasche, die in unheimlichen Wolken um seine Knöchel wallte und sich als schmieriger Film auf seine schweißfeuchte Haut legte. Auch das Licht veränderte sich, wurde schmutzig und stumpf, als quetsche eine unsichtbare Faust alle Farben und alle Hoffnung aus der Welt heraus, bis nur noch eine leere, verschrumpelte Hülle übrig war, und der Himmel über ihm wurde schwarz, als sei das helle, strahlende Blau wie Blut aus einer offenen Wunde in der grausigen, toten Erde versickert.

Andion versuchte, dem Verfall auszuweichen, doch wohin er auch lief, es wurde immer schlimmer. Schließlich trugen ihn seine panischen Schritte mitten hinein ins Herz der Zerstörung. Er blieb so plötzlich stehen, als sei er gegen eine unsichtbare Barriere geprallt. Tot, alles um ihn herum war tot - jeder Baum, jeder Strauch, alle Blumen und Gräser, ja sogar die noch geschlossenen Samenkörner in der Erde. Jede Erinnerung an die überschäumende Freude und Lebenskraft, an das Licht und die Wärme, die früher hier geherrscht hatten, war mit solch einer grausamen Endgültigkeit vom Antlitz der Welt getilgt worden, dass Andion vor Qual und Entsetzen aufheulte.

Tränen schossen ihm in die Augen, und eine Welle der Übelkeit überkam ihn. Keuchend brach er in die Knie. Er kannte diesen Ort. Hier hatte Ogaire seinen ersten Sohn getötet. Und hier würde auch er sterben.

Verzweifelt kämpfte er gegen die lähmende Schwäche, die ihm jede Unze Kraft aus dem Leib zu saugen schien, versuchte, wieder auf die Füße zu kommen, doch er stand noch nicht wieder sicher, als hart gesetzte Schritte hinter ihm aufklangen und eine Stimme scharf wie ein Messer die Stille durchschnitt.

„Von diesem Ort gibt es kein Entrinnen für dich!“

Ogaire. Andion musste ihn nicht sehen, um ihn zu erkennen. Er spürte seine Nähe, spürte seine verderbte Seele, deren widerwärtiger Gestank ihm die Kehle zusammenschnürte und sich wie Säure in seine Haut brannte.

Er wollte sich herumwerfen und fliehen, wollte fort von diesem grauenhaften Ort des Todes und der Schmerzen, doch so sehr er es auch versuchte, er vermochte sich keinen Millimeter von der Stelle zu rühren. Es war, als seien seine Füße plötzlich mit dem schrecklichen toten Boden verwachsen, als sei er zu einem Teil der schwarzen, verkrüppelten Bäume und Sträucher geworden, die wie die skelettierten Überreste qualvoll verendeter Tiere um ihn herum in die Höhe ragten.

Als hätte er alle Zeit der Welt, trat Ogaire in sein Blickfeld. Andion keuchte entsetzt auf, als er in seine Augen blickte, in Augen, die den seinen so sehr glichen und doch so kalt und unbarmherzig waren wie die eines Hais, dessen Zähne sich gerade in den Leib eines

wehrlosen Tauchers gegraben haben.

„Lass mich gehen!“, flehte er. „Bitte! Lass mich gehen!“

Ogaire betrachtete ihn, wie eine Spinne eine Fliege betrachtet hätte, die sich in ihrem Netz verfangen hatte. Seine Augen blieben kalt, seine Miene unbewegt. „Du kannst deiner Bestimmung nicht entkommen. Dein Leben und deine Macht gehören mir.“

„Ich werde sie dir niemals geben!“, presste Andion verzweifelt hervor.

Ogaire's Gesicht näherte sich dem seinen. Die Farbe seiner Augen veränderte sich, wurde dunkel wie geronnenes Blut. „Das musst du auch nicht. Ich werde sie mir einfach nehmen.“

Noch während er sprach, stieß er mit der rechten Hand zu. Andion brüllte auf, als seine Finger wie Messerklingen durch Haut, Fleisch und Knochen schnitten und sich tief in seine Brust bohrten, brüllte, als sie sich um sein zuckendes Herz schlossen und es ihm mit einem einzigen grausamen Ruck aus dem Leib rissen.

Schreiend fuhr er in seinem Bett in die Höhe. Sein Pyjama klebte schweißnass an seinen Körper, und seine Arme und Beine schlotterten unkontrolliert. Keuchend rang er nach Luft. Das Blut rauschte tosend in seinen Ohren, und sein Herz hämmerte so heftig gegen seine Rippen, als versuche es voller Panik, der Falle seines Brustkorbs zu entkommen und sich wie ein ängstliches Tier in der Dunkelheit seines Zimmers zu verkriechen, sich zitternd in irgendeine Nische zu drücken, wo der stählerne Griff des Todes es nicht erreichen konnte.

Stöhnend krümmte sich Andion zusammen, presste beide Hände auf die Brust. Der Schmerz war noch da, war so real, dass er instinktiv damit rechnete, eine offene Wunde zu berühren und warmes Blut zwischen seinen Fingern zu spüren. Panisch langte er zum Lichtschalter, sah sich gehetzt um. Er war allein.

Doch war er das wirklich? Ogaire war ein Elf, und Elfen konnten sich für menschliche Augen unsichtbar machen. Er könnte direkt neben seinem Bett stehen und lauern, ohne dass er ihn bemerken würde.

Die Angst trieb ihn aus dem Bett, er verhedderte sich in seiner Decke, stürzte, fiel, rappelte sich sofort wieder auf und flüchtete in eine Ecke des Zimmers. Dort kauerte er sich bebend zusammen.

Es war nur ein Traum, nur ein Traum. Er flüsterte die Worte wie ein verzweifelt Gebet, doch es nützte nichts. Die Angst wühlte wie ein hungriges Tier in seinen Gedärmen, erfüllte jede Faser seines Körpers, ertränkte seine Seele in Finsternis. Er fand nicht einmal die Kraft ihn zu verfluchen, weil der mit seiner grässlichen Geschichte neues Öl in seine ohnehin überreizte Fantasie gegossen und ihn ganz offensichtlich zu ungeahnten kreativen Höhenflügen inspiriert hatte.

So schlimm waren seine Träume noch nie gewesen, so real hatten sie sich nie zuvor angefühlt. Er glaubte noch immer, Ogaire's mitleidlose Stimme zu hören und seine eisigen Finger auf seiner Brust zu spüren, und obwohl er sich der Irrationalität seiner Gefühle vollkommen bewusst war, hätte ihn in diesem Moment nichts auf der Welt davon zu überzeugen vermocht, dass er nicht eines grausamen und qualvollen Todes sterben würde, sollte Ogaire ihn jemals finden. Er erfror in seiner Angst, konnte sich nicht mehr rühren,

konnte nur noch zittern, wusste nicht, wie er sich je wieder würde bewegen können.

Doch er saß noch nicht einmal eine Minute reglos da, als er die Schreie aus dem Nebenzimmer hörte. Seine Mutter. Sie schrie in Todesangst, wie so oft im Schlaf. Oder war es heute real?

Wankend zwang sich Andion auf die Füße. Er musste sofort zu ihr. Er musste ihr helfen, sie wecken, falls sie träumte, sie retten, falls sie wirklich in Gefahr war. Er durfte sie nicht im Stich lassen.

Auf dem Weg zur Tür stolperte er zweimal, ging in die Knie, raffte sich wieder auf, rang mit aller Macht gegen seine eigene Furcht und Schwäche. Selbst wenn seine Mutter lediglich träumte, war sie in Gefahr. Mehr als einmal hatte sie sich im Schlaf durch ihre heftigen Bewegungen selbst verletzt.

Drei Herzschläge später stand er in ihrem Zimmer. Er machte Licht und sah sofort, dass sie sich wie in einem schrecklichen Kampf mit einem unsichtbaren Feind im Bett hin und her warf.

„Mom!“, rief er erschrocken, eilte zu ihr, fasste sie an den Schultern, hielt sie fest.

„Mom, wach auf! Bitte!“

Drei-, viermal musste er seine Worte wiederholen, bevor sie reagierte, dann zuckten ihre Lider plötzlich hoch.

Sie sah ihm direkt in die Augen. Ein Schrei höchster Panik sprang von ihren Lippen. Sie riss sich von ihm los, stieß ihn fort. Andion verlor das Gleichgewicht, kippte nach hinten und schlug hart mit dem Kopf auf den Boden.

Sie setzte nach. Sie war sich ihrer selbst nicht bewusst, sah nur ihn, sah in ihm den Feind. Wie von selbst lag plötzlich der unterarmlange Messingkerzenhalter, der auf ihrem Nachttisch gestanden hatte, in ihrer Hand. Sie schwang ihn wie von Sinnen, erwischte Andion an der Stirn.

Schmerz stach wie eine feurige Lanze durch seinen Kopf. Er sackte benommen zur Seite. Sie kam wie eine Furie über ihn. Der Kerzenständer sauste auf ihn herab, wieder und wieder und wieder, nagelte ihn wie ein Insekt mit verkrüppelten Flügeln am Boden fest.

„Mom, bitte!“, rief Andion verzweifelt, krümmte sich zusammen, versuchte, sein Gesicht so gut es ging vor ihren Schlägen zu schützen.

„Mom, bitte, hör auf! Ich bin es! Dein Sohn!“

Doch sie hörte ihn nicht. Keine Macht der Welt, keine Stimme, erst recht nicht seine, konnte sie an dem Ort des Schreckens, an dem ihre Seele zurzeit verweilte, erreichen.

Ihre Schläge wurden noch härter, sie traf ihn auf den Armen, an den Schultern, am Rücken. Andion rollte sich hilflos am Boden zusammen, ertrug den Schmerz, tat nichts, um sie aufzuhalten.

Doch plötzlich war eine andere Hand da. Sie griff nach dem Kerzenständer, entwand ihr seiner Mutter und warf ihn fort.

„Hör auf!“, durchdrang Ians Stimme ungewohnt befehlend den Wahnsinn.

Er zog sie von Andion fort, hielt sie fest, flüsterte ein paar Worte und strich ihr leicht

übers Gesicht. Sie erschlaffte sofort. Ian fing sie auf, trug sie zum Bett, legte sie dort behutsam nieder und deckte sie zu.

Dann drehte er sich um. Sein sonst so gütiges Gesicht war zu einer steinernen Maske erstarrt, und seine blauen Augen versprühten einen so intensiven Zorn, dass Andion unwillkürlich zurückwich. Zum ersten Mal hatte er Angst vor Ian.

Ians grimmige Miene änderte sich nicht, als er mit zwei schnellen Schritten zu ihm trat und ihn auf die Füße zog. Unsanft bugsierte er ihn aus dem Raum, drückte ihn im Flur in den nächsten Sessel und packte ihn hart am Kinn.

Andion wich seinem Blick aus, während Ian schweigend seine Verletzungen begutachtete. Der Kerzenhalter hatte ihm beim ersten Schlag die Haut über der rechten Schläfe aufgerissen. Erst jetzt spürte er, dass ihm warmes Blut über die Wange bis zum Kinn rann und von dort nach unten tropfte. Ian schloss die Wunde mit seiner besonderen Gabe, doch jetzt fühlte sich die Heilung nicht so sanft und tröstlich an wie noch am Nachmittag. Ians ganze Wut lag darin.

Kaum war die Blutung gestillt, ließ er ihn abrupt los. Seine blauen Augen funkelten kalt und hart wie Eiskristalle.

„Was sollte das, Andion?“, herrschte er ihn an. „Du weißt genau, dass du nicht zu ihr gehen darfst, wenn sie so schlimme Träume hat.“

„Ich ... ich wollte ihr doch nur ...“

„Helfen?“, unterbrach Ian ihn zornig. „Du hast ihr nicht geholfen. Du hast ihre Angst nur noch verstärkt. Bei allen Bäumen, wann begreifst du das endlich, Andion? Du *kannst* ihr nicht helfen, und wenn du das weiterhin nicht einsiehst, wird es nicht Kenneth sein, der dir ein Messer in den Leib stößt!“

Andion schrak zurück. „Das ... das wird sie nicht tun!“

„Verlass dich nicht darauf. Wenn sie so große Angst hat, kann sie dich nicht von deinem Vater unterscheiden. Und du weißt das!“

Andion sah zu Boden. Hilflos ballte er die Fäuste. „Warum?“, flüsterte er. „Warum sehe ich ihm nur so ähnlich? Ich möchte so gern für sie da sein, aber ich kann sie nicht einmal trösten!“

Ians schüttelte den Kopf. Seine Stimme klang schroff, schnitt mit unerbittlicher Grausamkeit in Andions Seele. „*Nichts* kann sie trösten!“

Andion erbehte. „Wie konnte er das nur tun? Wie konnte er ihr nur so viel Leid zufügen?“

„Weil ihm das Leben anderer bedeutungslos ist. Dein Vater nimmt keine Rücksicht – auf niemanden.“

Andion sah abrupt auf. „Wenn ich ihm je begegnen sollte, werde ich ...“

Ian ließ ihn nicht zu Wort kommen. Sein Zorn, eben erst leicht abgeklungen, loderte neu auf wie ein Buschfeuer unter heißem Wind. „Wenn du ihm wirklich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen solltest, wirst du nur eins tun: weglaufen.“

„Aber ...“

Ian packte ihn hart am Arm. „Du wirst weglaufen, hast du verstanden? Ich habe nicht so

viel geopfert, damit du dich einfach von ihm umbringen lässt! Du musst weiterleben! Also halte dich von ihm fern.“

Ians Wut erschreckte Andion. Nie, nie zuvor hatte er ihn so erlebt.

„Ich ... ich verspreche es.“

„Ich verlasse mich darauf!“

Damit ging Ian, abrupt und ohne ein weiteres Wort. Andion starrte ihm hinterher, auch nachdem sich die Tür schon längst hinter ihm geschlossen hatte. Kälte sickerte in seine Glieder, betäubte ihn, fraß jeden seiner Gedanken. Er spürte nicht einmal die Tränen, die haltlos über seine Wangen strömten.

5. Kapitel

Er wusste nicht, wie lange er reglos in dem alten, zerschissenen Sessel gehockt und mit leerem, tränenverschleiertem Blick auf die geschlossene Wohnungstür gestarrt hatte, wie lange er verzweifelt darauf gehofft hatte, Ian möge noch einmal zurückkehren, der alte, vertraute Ian, dem es mit einem Lächeln, einer Berührung oder ein paar aufmunternder Worten so oft gelang, die Last seines erbärmlichen Lebens ein wenig leichter zu machen. Doch Ian kam nicht; das Wunder, das er so selbstverständlich zu akzeptieren gelernt hatte, blieb aus.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis Andion endlich die Kraft fand, sich aus dem stillen, düsteren Flur zurück in sein Zimmer zu schleppen. Die Kälte in seinem Inneren war noch immer da, hüllte ihn in einen Panzer aus Eis, ließ seinen Schmerz und seine Qualen wie die gespenstischen Schemen von Toten unter der gefrorenen Oberfläche seiner Seele dahintreiben. Die Welt um ihn herum schien auf merkwürdige Weise entrückt, hatte etwas seltsam Irreales und Traumartiges, als sei das jähe Erwachen aus seinem Albtraum lediglich eine Täuschung gewesen, als sei er noch immer in Ogaires schrecklichem Banr gefangen, noch immer gefangen zwischen den schwarzen, verkrüppelten Eichen und Tannen, die unsichtbar und anklagend neben seiner schlurfenden Gestalt in die Höhe ragten.

Kaum hatte er die Tür seines Zimmers hinter sich ins Schloss gedrückt und mit zittriger Händen nach dem Lichtschalter getastet, ließ er sich, den Rücken gegen das kühle Holz der Wand gepresst, langsam zu Boden sinken, zog seine Knie dicht an den Körper und schlang bebend seine Arme darum. Tränen der Scham brannten heiß in seinen Augen, schnürten ihm die Kehle zusammen. Das bleiche, verzerrte Gesicht seiner Mutter tanzte wie ein höhnischer Geist um ihn herum, die Erinnerung an ihren blinden, wahnsinnigen Hass schien das Universum zu füllen, hallte wie ein lautloser Schrei durch seine Seele und ließ ihn voller Qual aufschluchzen.

Wie hatte er nur so dumm sein können? All die Jahre hatte er verzweifelt darum gekämpft, den Abgrund zwischen ihm und seiner Mutter irgendwie zum Verschwinden zu bringen, und doch war es nur eine Frage der Zeit gewesen, bis das Kartenhaus seiner naiven Hoffnungen und Illusionen endgültig in sich zusammenstürzte und die kalte, grausame Wahrheit dahinter zum Vorschein kam – eine Wahrheit, die er zwar immer gekannt, die ein Teil von ihm aber offensichtlich trotzdem bisher geleugnet hatte. Obwohl er jeden Tag aufs Neue mit seinem Unvermögen und seinem Versagen konfrontiert worden war, hatte er trotz allem tief in seinem Inneren daran geglaubt, dass vielleicht doch noch alles gut werden würde, dass die zerbrochene Seele seiner Mutter vielleicht doch wieder heil werden konnte, wenn es ihm nur gelang, sie während seiner Anwesenheit so wenig wie möglich mit dem hässlichen, verderbten Kern seines wahren Wesens zu kontaminieren. Er hatte versucht, in ihrer Gegenwart selbst zum Schatten zu werden, zu einem Gespenst wie sie, einer vagen, verschwommenen Erinnerung an vergangenen Schmerz, die verblasste, ehe sie noch richtig Gestalt angenommen hatte. Aber seine Hoffnung, auf diese Weise die Wunden, die sein Vater ihr geschlagen hatte, wieder schließen zu können, war vergeblich gewesen, war nichts

weiter als die närrische Fantasie eines kleinen Kindes, das sich verzweifelt an etwas klammerte, das es niemals haben konnte.

Ian hatte recht gehabt. Hätte statt des Kerzenständers ein Messer auf dem Nachttisch seiner Mutter gelegen, hätte ihre Flucht vermutlich heute Abend ein jähes, blutiges Ende gefunden.

Zitternd ließ er den Kopf auf seine Knie sinken; Tränen rannen heiß seine Wangen hinab, tränkten den Stoff seines Pyjamas mit seiner Qual. Wäre Ian nicht aufgetaucht, hätte es zweifellos übel ausgehen können. Die dumpfen Schmerzen, die überall dort pochten, wo die Schläge seiner Mutter ihn getroffen hatten, waren ein beredtes Zeugnis des Wahnsinns, den er so leichtfertig heraufbeschworen hatte, und eine düstere Warnung, die ihn eindringlich gemahnte, auch das winzigste, zaghafteste Pflänzchen seiner kindlichen Sehnsucht nach mütterlicher Liebe, das noch der kalten, trostlosen Wirklichkeit zu trotzen versuchte, ein für allemal aus seinem Herzen zu brennen.

Offensichtlich in voller Absicht hatte Ian lediglich die Platzwunde an seiner Stirn versorgt, die Prellungen und Blutergüsse an seinen Schultern und seinem Brustkorb jedoch unbehandelt gelassen. So etwas hatte er noch nie getan, und selbst wenn Andion nicht seinen lodernden Zorn gespürt und in sein hartes, abweisendes Gesicht geblickt hätte, hätte allein das genügt, um ihm den Ernst der Situation deutlich vor Augen zu führen.

Er schluchzte leise auf, dann hob er den Kopf und starrte dumpf durch das sterile Kunstlicht der Schlafzimmerlampe zum Fenster hinüber, starrte durch die dünne Scheibe in die wogende Dunkelheit dahinter. Sollte ihn Ogaire doch holen, wenn es ihn so sehr danach gelüstete! Vielleicht wäre es tatsächlich am besten so. Dann hätte die Qual endlich für alle ein Ende.

Irgendwann dämmerte schließlich ein neuer Morgen herauf, und die Finsternis hinter dem Fenster wich widerwillig einem blassen Schimmer grauen Lichts. Die Sonne verbarg ihr Antlitz verschämt hinter einer düsteren Wolkendecke, die umso dichter zu werden schien, je öfter Andion einen Blick nach draußen warf.

Resigniert ließ er den Kopf hängen. Jetzt mochte ihm also nicht einmal mehr die Sonne ins Gesicht scheinen.

Mechanisch erhob er sich vom Boden und zog sich an. Die Wohnung lag in tiefem Schweigen, als er schließlich sein Zimmer verließ. Nicht einmal das Holz an der Decke und den Wänden gab einen Laut von sich, schien ebenso wie das Licht angewidert vor ihr zurückzuweichen. Mit hängenden Schultern schlurfte er in die Küche und begann, das Frühstück zuzubereiten. Mit jeder Minute, die verstrich, spürte er, wie sein Herz schneller gegen seine Rippen wummerte und seine Handflächen vor Anspannung und Nervosität feucht wurden. Mit allen Sinnen lauschte er in die Stille hinaus, lauschte auf die Emanationen von Furcht und Verzweiflung, die wie feiner Nebel in der Luft schwebten, lauschte auf das leise Geräusch von Schritten, die sich ihm zaghaft näherten.

Sie kam, als er gerade fertig war. Ohne ein Wort setzte sie sich zu ihm an den Tisch. Sie aßen schweigend, so wie jeden Morgen. Andion wagte nicht, auch nur ein einziges Mal den

Kopf zu heben. Sie sollte nicht schon wieder in seine Augen blicken müssen, sollte nicht schon wieder an das Monster erinnert werden, das sie so sehr verletzt hatte.

Schließlich stand er auf, obwohl er kaum mehr als zwei Bissen gegessen hatte und der dampfende Tee in seiner Tasse gänzlich unberührt geblieben war. Sein Hals war so eng, dass er einfach nichts herunterbrachte. Den Blick noch immer angestrengt auf den Boden zu seinen Füßen geheftet, kehrte er in sein Zimmer zurück und begann, seine Tasche zu packen.

Natürlich würde er heute nicht zur Schule gehen, aber das durfte seine Mutter nicht erfahren. Wenn er ihr nicht noch mehr Kummer bereiten wollte, musste er sie anschwindeln und so tun, als sei alles in Ordnung. Noch eine Lüge mehr. Doch darauf kam es jetzt wohl auch nicht mehr an.

Ein leises Geräusch in seinem Rücken ließ ihn erschrocken zusammenzucken. Eigentlich hatte er erwartet, dass seine Mutter sich nach dem Frühstück in ihren Sessel zurückzog und erneut in ihre Stickerei vertiefte, doch sie war hier. Sie stand im Türrahmen und beobachtete ihn.

Sein Herz machte einen schmerzhaften Sprung und begann unvermittelt zu rasen. Er spürte ihre Blicke auf sich ruhen, spürte die eisige Klammer ihrer Furcht und starrte noch konzentrierter auf seine Fußspitzen. Sein Blick verschwamm; hastig blinzelte er sich eine Träne fort und wandte sich zu ihr um.

Doch als er sich mit gesenktem Kopf an ihr vorbei aus dem Zimmer schieben wollte, streckte sie plötzlich eine Hand nach ihm aus. Ganz leicht, so wie das Streicheln einer Feder, glitten ihre Fingerkuppen über seinen Arm, aber Andion blieb dennoch stehen, als sei unvermittelt ein Blitz durch seinen Körper gefahren. Er biss sich hart auf die Lippen. So gern würde er sie ansehen, würde ihre Berührung erwidern und sie für seine Dummheit um Vergebung bitten. Stattdessen zwang er seine Augen stur geradeaus.

„Andion?“

Ihre Stimme war ebenso zart wie ihr gesamtes Wesen, flüchtig, zerbrechlich, nur ein Hauch in einer viel zu rauen Welt.

Er schluckte hart, einmal, zweimal, konnte nichts antworten.

Sie zögerte. Er spürte es so deutlich, als könnte er ihre Gefühle aus ihrem Gesicht ablesen, spürte, wie sie mit sich rang – nein, nicht mit sich selbst, mit ihrer Angst, mit dem widerwärtigen, schwarzen Krebsgeschwür, das ihr von seinem Vater in die Seele gepflanzt worden war. Und sie gewann. Heute gewann sie tatsächlich, wenn auch nur einen kleinen Sieg.

„Ich habe dir wehgetan“, sagte sie leise. Ihre Worte ritten auf einer Welle echten Mitgefühls, tiefen Bedauerns und bitterer Reue.

Er winkte hastig ab. „Das ... war nicht der Rede wert.“

Die Lüge lag schwer wie ein Stück Blei auf seiner Zunge, zog seinen Magen zu einem harten, pochenden Knoten zusammen. Er spürte, wie sie innerlich erbehte.

„Aber ich ... ich habe dich *geschlagen*!“

Andion schloss die Augen, biss sich noch fester auf die Lippe. Seine Kehle war so eng, dass er kaum noch Luft bekam. „Es ... es ist okay, Mom. Es war meine Schuld. Ich hätte nicht ...“

Er brach ab, als sie plötzlich ihre Hand ausstreckte. Sie berührte ihn am Kinn, hob es sachte an und drehte seinen Kopf zu ihr. Erschrocken wandte er die Augen ab.

„Andion. Bitte sieh mich an!“

Er zuckte innerlich zurück. „Ich ... ich kann nicht!“

„Bitte!“

Ihr Flehen war so gramerfüllt, so voller Verzweiflung, dass Andion schließlich nachgab.

Er holte zitternd Luft, dann öffnete er langsam die Augen und wandte ihr seinen Blick zu. Seine Rückenmuskulatur verkrampfte sich, und sein Herzschlag dröhnte in seinen Ohren wie die Glocke des Jüngsten Gerichts, die ihn zu seiner ewigen Verdammnis rief. Gleich würde neue Furcht ihr Gesicht verzerren, gleich würde sie vor ihm zurückweichen, wenn die eisigen Wogen der Erinnerung abermals über ihr zusammenschlugen und sie wieder zurück in die Finsternis rissen, zurück in die Hölle aus Grauen und Schmerz, in die sie sein Vater vor 17 endlosen Jahren verbannt hatte.

Doch sie kämpfte. Sie konnte die Flut der Dunkelheit in ihrer Seele nicht aufhalten, aber für einen winzigen Moment schaffte sie es, darauf zu schwimmen wie ein Korken auf stürmischer See, wenn auch Tränen in ihren Augen glitzerten. Sie strich ihm sanft über die Wange.

„Es ist nur dieselbe Farbe“, flüsterte sie. „Nur das, nicht mehr.“

Andion schluchzte auf, schwankte hilflos in seinem Kummer und seinem Schmerz. Von einer Sekunde zur anderen hatte er das Gefühl, als würde es ihn innerlich zerreißen, als würde seine Seele unter dem Gewicht seiner Trauer und seiner Qual unwiderruflich in tausend Scherben zerspringen. Sie schien es zu spüren, kam noch etwas näher - und umarmte ihn.

„Es tut mir leid, Andion. Es tut mir so leid. Ich liebe dich. Ich liebe dich wirklich. Bitte glaub mir, mein Sohn!“

Ein heftiges Zittern überlief ihn. Mühsam schluckte er an den Tränen, die heiß in ihm emporquollen.

„Ich weiß das,“ presste er hervor. „Ich weiß das doch.“

Sie bebte jetzt ebenfalls und schlang noch fester die Arme um ihn. Andion schloss die Augen, versank in der seltenen, kostbaren Berührung, wünschte, der Augenblick würde niemals enden und sie könnten bis in alle Ewigkeit so dastehen, vereint in der Liebe und Geborgenheit, nach der er sich so sehr verzehrt hatte. Aber das lag nicht in seiner Macht; der Moment zerrann wie Wasser auf heißem Sand. Viel zu schnell ließ sie ihn wieder los, doch immerhin versuchte sie zu lächeln, versuchte, dem Blick seiner unheimlichen grünen Augen standzuhalten.

Das war mehr, als er jemals hatte erhoffen dürfen. Und plötzlich dachte er an Kenneth und seine Kumpane, dachte daran, wie sich der Ausdruck in den Augen seiner Mutter wandeln

würde, würde er ihr gestehen, dass er drei seiner Mitschüler mit ein paar beiläufigen Faustschlägen ins nächste Krankenhaus befördert hatte.

Die Gründe wären bedeutungslos. Sollte sie je erfahren, dass er zu Gewalt fähig war, würde er auch diese wenigen Augenblicke, in denen sie ihn tatsächlich lieben konnte, verlieren. Nie, niemals durfte das geschehen! Lieber würde er sich von Kenneth umbringer lassen!



Als er wenig später die Wohnungstür aufschloss und ins Treppenhaus hinaustrat, wartete Ian bereits auf ihn. Sein Gesicht war ernst, doch nicht mehr so streng und abweisend wie in der Nacht zuvor, und düstere Wolken der Sorge verdunkelten das sonst so strahlende Blau seiner Augen, als er Andion durchdringend musterte. Andion antwortete ihm, bevor er noch seine Frage hatte stellen können.

„Es ist alles in Ordnung, Ian.“

Das war es wirklich, mehr als jemals zuvor in seinem Leben.

Ian schien es zu spüren, denn seine Miene hellte sich sichtbar auf.

„Das ist gut.“

Wie jeden Morgen verließen sie gemeinsam das Haus, trennten sich jedoch ein paar Minuten später, da Ian noch einige Einkäufe erledigen musste. Andion hingegen schlenderte ohne Eile weiter die Straße entlang, die ihn zum Park führen würde.

Ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen. Mr. Perry hatte ihn bestrafen wollen, doch in Grunde hatte er ihm mit der Woche Zwangsurlaub sogar einen Gefallen getan. Nach einer Nacht wie dieser hätte er sich in der qualvollen Enge des alten Schulgebäudes vermutlich ohnehin über kurz oder lang röchelnd und mit glasigem Blick auf dem staubigen Boden des Klassenzimmers wiedergefunden, und das war etwas, worauf er gerade heute getrost verzichten konnte.

Wenn er doch nur schon im Park wäre! Obwohl er sich in Oakwood heimischer fühlte als an jedem anderen Ort, an dem er bisher gelebt hatte, gab es auch hier wie in allen übrigen Städten Dinge, an die er sich wohl nie gewöhnen würde. Auch hier ragten die kalten, grauen Fassaden der Gebäude wie gewaltige Grabsteine in den Himmel empor, erhoben sich wie düstere Mahnmale des Todes, die die engen Schluchten zwischen ihren hohen Mauern mit ewigem Schatten füllten. Beinahe überall bedeckten Beton und Asphalt den Boden schnitten ihm die Luft und die Nährstoffe ab, und die wenigen Gräser, die kühn in den winzigen Ritzen zu wachsen wagten, wurden mit stinkenden Chemikalien vergiftet und siechten langsam ihrem qualvollen Ende entgegen.

Auch die Eichen, Kastanien und Buchen, einst erhabene Hüter unzähliger Tiere und Wesen des Kleinen Volkes, waren zu schwachen, kränklichen Zerrbildern ihrer einstigen Größe verkümmert und fristeten in spärlichen Inseln aus karger, von tausenden gleichgültiger Füße hart getretener Erde entlang der Rinnsteine Oakwoods ihr trostloses Dasein, kaum in der Lage, mit ihren verzweifelt tastenden Wurzeln zwischen Rohren, Kabeln und altem Müll genug Nahrung und Wasser für sich selbst zu finden.

In der Danann Lane, die von ihrem Haus beinahe bis zum Park führte, war das nicht anders, und wie so oft, wenn er an ihnen vorbei die breite Straße hinabschritt, schien das leise, schmerzzerfüllte Wimmern der bis zur Unkenntlichkeit kultivierten Bäume wie das Wehklagen verlorener Seelen durch seinen Geist zu wehen, ein schauriger Chor von Verdammten, die auf ewig in den Feuern der Hölle brannten und wussten, dass Erlösung nur eine Lüge war. Er hörte all die Geschichten, die ihr trauriges Ende in verdorrten Zweigen oder abgestorbenen Wurzeln fanden, spürte den Kummer der Bäume über tote Küken in viel zu kleinen Nestern, spürte all dies mit wachsendem Zorn.

Nichts davon war gut. So sollte es nicht sein! Es sollte hier keine Häuser und Straßen geben! Der Boden, das Land gehörte dem Wald, den Bäumen und den Tieren. Wo sich jetzt die widerwärtigen Betonklötze der Menschen mit ihren grausam scharfen Winkeln und Kanten wie die Zähne titanischer Raubtiere ins schutzlose Fleisch der Erde gebohrt hatten sollten mächtige, uralte Eichen wurzeln, sollten weise Buchen um das Licht der Sonne wetteifern und Schlehen, Ahorn und Eschen unzähligen Tieren Nahrung spenden.

Er konnte sie fühlen, konnte spüren, welcher Baum an welchen Platz gehörte, wusste, wo welcher Busch wachsen musste. Beinahe ohne es selbst zu merken, wurden seine Schritte langsamer und langsamer und stockten schließlich ganz. Die Ampel an der Kreuzung, die er gerade hatte überqueren wollen, die Autos, Lkws und Busse, die knatternd und stinkend an ihm vorbeibrausten, all das verschwamm vor seinen Augen, und er erblickte das Land so, wie es eigentlich sein sollte.

Erst war es nur die Silhouette einer knorrigen Eiche, die sich flüchtig vor der nächsten Hauswand abhob, dann kam der Schatten einer hoch aufstrebenden Buche hinzu, gleich darauf der einer zweiten. Farben und Formen wurden rasch intensiver, durchscheinende Äste wurden fest, erlangten Struktur, Blätter entfalteten sich wie grüne Fächer an elastischen Zweigen, Stämme wurzelten zwischen lebendigen Büschen und Gräsern, die wie kunstvolle Ornamente den Boden schmückten.

Andion blickte atemlos umher, war wie berauscht von so viel Leben, so viel Vitalität. Die Häuser, die Menschen, die Fahrzeuge, all das wurde immer blasser und durchsichtiger, verlor mehr und mehr an Realität. Leichter Wind hob an, begrüßte ihn, rief nach ihm, umwob ihn mit einer sanften, zärtlichen Melodie, betörend und drängend zugleich, hüllte ihn ein wie ein leises, sehnsuchtsvolles Lied, das direkt zu seiner Seele zu sprechen schien. Die Luft, eben noch stickig und schwer von Lärm und Gestank, war plötzlich erfüllt von Rauschen der Bäume. Gewaltige grüne Wipfel neigten sich ihm majestätisch entgegen, schienen ihn mit tausend uralten Gesichtern erwartungsvoll zu betrachten.

Winzige, zartgliedrige Feen, kaum größer als Schmetterlinge, stiegen aus den bunten Blüten der Waldblumen empor, erst einzeln, dann in Pärchen, schließlich mehr, als er zu zählen vermochte. Sie erhoben sich auf durchsichtigen Schwingen in die Lüfte und tanzten dort mit den Sylphen, die auf Vögeln oder dem Wind selbst ritten. Auch sie sangen seinen Namen, das Drängen wurde stärker, bekam eine Richtung.

Unwillkürlich machte Andion einen Schritt nach vorn, dann noch einen. Irgendwer rief

etwas, ein misstönendes Kreischen und dumpfes Hupen folgte, doch er nahm keines dieser Geräusche bewusst wahr. Sie waren nicht länger ein Teil seiner Welt, waren so weit von ihm entfernt wie das sinnlose Plappern eines vergessenen Radios in einem schon vor langer Zeit verlassenen Haus. Er musste weitergehen, musste dem Drängen folgen.

Plötzlich streifte ihn etwas hart an der Seite. Er wurde beinahe zu Boden gerissen, wankte. Greller Schmerz ließ seinen Traum zersplittern. Das Hupen! Er musste mitten auf die Straße geraten sein!

Doch er konnte sie nicht sehen! Alles, was er sah, waren Bäume - ein Wald, den es hier überhaupt nicht geben durfte, ein Wald, der trotzdem realer war als alles andere um ihn herum.

Kalte Panik grub sich in sein Herz. Ob er sie sah oder nicht, die Autos würden ihr dennoch überfahren. Eines musste ihn bei seinem unkontrollierten Herumtorkeln bereits gestreift haben, und wenn er nicht sofort von der Straße herunterkam, konnte der nächste Aufprall tödlich enden.

Hilflos stolperte er voran. Wohin? Wohin sollte er gehen? Wo war nur der verdammte Straßenrand? Er konnte sich doch nicht *so weit* auf die Fahrbahn verirrt haben! Aber so sehr er sich auch konzentrierte, er sah noch immer nichts außer Bäumen. Lediglich das Hupen und Dröhnen der Autos schien mehr und mehr anzuschwellen, türmte sich um ihn auf wie eine Woge aus brüllenden Dämonen, die danach lechzten, sich auf ihn zu stürzen und ihm das Fleisch von den Knochen zu reißen.

Mit zusammengebißenen Zähnen stolperte er vorwärts - die falsche Richtung. Noch mehr Hupen, noch mehr kreischende Bremsen. Die Straße war breit. Drei Fahrbahnen, drei zu viel für jemanden, der keine von ihnen sehen konnte.

Schreie wütender Auto- und Motorradfahrer stoben vorbei, mischten sich in ein tiefes, bedrohliches Brummen, das von Sekunde zu Sekunde lauter wurde. Ein LKW. Doch von wo kam er?

Verzweifelt drehte sich Andion im Kreis. Eine Hupe dröhnte auf, wild, fordernd. Andion spürte die Gefühle des Fahrers, spürte, dass er nicht bremsen wollte, sich darauf verließ, dass dieser *hirnlose Idiot* schon rechtzeitig zur Seite sprang.

Andion war wie gelähmt, war wie ein Reh, das nachts im Kegel eines Scheinwerfers zu Stein erstarrte. Er fühlte, wie der Fahrer begriff, dass er bremsen musste. Doch zu spät. Er würde ihn treffen. Der Fahrer wusste es, und Andion wusste es auch. Es war vorbei. Seine Muskeln verkrampften sich, erwarteten den tödlichen Aufprall.

Ein hoher, schriller Schrei durchschnitt plötzlich die Luft, übertönte das Brüllen des heranrasenden Kolosses. Gleichzeitig spürte er das Rauschen kräftiger Schwingen im Gesicht und erhielt einen harten Schlag vor die Brust. Er stolperte zurück, stieß mit der Hacken gegen die Bordsteinkante und fiel hintenüber. Der brutale Aufprall ließ jähen Schmerz durch seinen Rücken lodern, und noch ehe er wusste, wie ihm geschah, senkte sich ein schweres Gewicht auf seine Brust herab und nagelte seinen verkrümmten, keuchenden Körper unbarmherzig am Boden fest.

Sekundenlang blieb ihm die Luft weg, und sein Blick verschwamm. Als er sich wieder klärte, waren die Bäume verschwunden, und die Stadt war zurückgekehrt. Eine dichte Traube von Menschen hatte sich um ihn gebildet. Alle starrten sie ihn an, einige mit missbilligend gerunzelter Stirn und offener Ablehnung in ihren kalten, anklagenden Blicken, andere mit großen, staunenden Augen, die voll verwirrter Faszination auf ihm ruhten. Ungläubiges Raunen und zorniges Getuschel erfüllten die Luft wie das fiebrige Summer gereizter Hornissen; Flüche und wütende Beschimpfungen prasselten auf ihn nieder, einige andere hingegen brachten lediglich ein verblüfftes Keuchen zustande und deuteten beinahe ehrfürchtig mit dem Finger auf ihn.

Andion hatte keinen Blick für sie übrig. Ebenso ungläubig wie sie starrte er auf der Schwan, der mitten auf seiner Brust hockte und ihn mit seinen glitzernden schwarzen Augen aufmerksam musterte.

„Esendion!“, flüsterte er.

Wie zur Bestätigung neigte der Schwan den Kopf. Dann bog er seinen langen Hals und sah bedeutungsvoll zur Straße zurück, wo die Autos, Lkws und Motorräder, ohne von dem Menschaufmarsch auch nur die geringste Notiz zu nehmen, wie ein reißender, alles verschlingender Strom aus Chrom und Metall an ihnen vorbeirauschten.

Ein eisiger Schauer rann Andion den Rücken hinab. Esendion hatte ihn gerettet! Er hatte ihn von der Straße und damit aus der Reichweite der Autos gestoßen. Aber wie hatte der Schwan die Gefahr spüren können, in der er sich befand? Wie hatte er sie überhaupt *begreifen* können? Er war doch nur ein Tier! *Nur ein Tier.*

Als hätte er seine Gedanken gelesen, fuhr Esendions Kopf zu ihm herum. Er hackte kurz mit dem Schnabel nach ihm, nicht schmerzhaft, eher wie ein ungeduldiger Schulmeister, der einem ungelehrigen Schüler einen Klaps auf den Hinterkopf gab.

Andion zuckte erschrocken zusammen. Die glitzernden schwarzen Augen des Schwans ruhten auf ihm, musterten ihn mit einer Eindringlichkeit und Klugheit, dass seine Wangen vor Scham zu brennen begannen. Esendion neigte graziös sein Haupt, akzeptierte so seine stumme Entschuldigung. Gleich darauf breitete er die Flügel aus, erhob sich mit ein paar kräftigen Schlägen in die Luft und flog davon.

Benommen starrte Andion ihm hinterher. Für zwei, drei Sekunden glotzten alle mit offenem Mund nach oben, verfolgten gebannt, wie die schneeweiße Gestalt des Schwans am wolkenverhangenen Himmel kleiner und kleiner wurde und schließlich hinter den Dächern der Häuser ihren Blicken entwand. Als hätte sich mit dem letzten Aufblitzer von Esendions schimmerndem Gefieder ein unsichtbarer Zauber gelöst, ruckten die Köpfe des Mobs herum, und unversehens fand sich Andion erneut im Zentrum der allgemeinen Aufmerksamkeit wieder. Er lag noch immer am Boden, und als er so plötzlich von mehreren Dutzend Augenpaaren voller Unverständnis und zorniger Empörung durchbohrt wurde, kam er sich mit einem Mal vor wie ein bizarres außerirdisches Schuppenmonster, das gerade zur Vivisektion vorbereitet werden sollte. Er spürte ihre Ablehnung, ihre Verwirrung und Wut gegenüber allem, was anders war als sie, spürte den Abgrund, der mit

jeder Sekunde, die er wie ein Wurm vor ihnen im Staub herumkroch, breiter und unüberwindbarer wurde, und sprang hastig auf die Füße.

Um ein Haar wäre er gleich wieder eingeknickt. Seine linke Hüfte schmerzte höllisch, dort, wo ein Auto ihn gestreift haben musste. Offenbar hatte es der Fahrer nicht für nötig befunden, anzuhalten und sich zu vergewissern, ob sein hilflos über die Straße torkelndes Opfer die Kollision mit der Motorhaube seines Wagens ohne Knochenbrüche oder schwerwiegende innere Verletzungen überstanden hatte. Andion biss grimmig die Zähne zusammen. Vermutlich hätte es ihn selbst dann nicht gekümmert, wenn sein zerschmetterter Körper in einer Lache aus Blut und Gedärmen auf dem Asphalt gezuckt hätte oder ihm das Gehirn aus seinem geborstenen Schädel wie ein Klumpen matschigen Schnees auf die Windschutzscheibe gespritzt wäre.

Unsicher wankte er zur nächsten Hauswand hinüber und stützte sich schwer dagegen. Die Augen der Leute folgten ihm. Sie fragten ihn nichts, halfen ihm nicht, fixierten ihn jedoch mit ihren Blicken. Er wollte fort von hier, fort von diesem kaltherzigen Rudel Wölfen, das nichts tat, um seine Schmerzen zu lindern, fort, bevor noch irgendjemand auf die Idee kam, beim nächsten Psychiater anzurufen und zwei breit gebaute Pfleger mit einer höchst unbequemen Jacke nach ihm auszusenden.

Doch er konnte kaum laufen, schon gar nicht schnell. Seine Hüfte schmerzte von Minute zu Minute stärker, seine Beine waren zittrig und schwach, und das Blut rauschte so laut in seinen Ohren, dass es beinahe den Lärm der fahrenden Autos übertönte. Ohne Hilfe würde er nicht weit kommen. Er würde unter den Augen der gaffenden Meute zusammenbrechen, und dann würden sie ihn packen, würden ihn irgendwohin schleifen und ihm Fragen stellen, Fragen, die er nicht beantworten konnte.

Eine Woge der Verzweiflung überkam ihn. Jegliches Leugnen und Aufbegehren hatte am Ende nichts genützt. Vielleicht sollte er sich einfach in das Unvermeidliche fügen, vielleicht war es an der Zeit, die hässliche Wahrheit endlich zu akzeptieren. Er war verrückt! Noch länger konnte er beim besten Willen nicht mehr daran zweifeln. Vermutlich wäre es für alle das Beste, wenn sie ihn wegsperreten, bevor er anderen Menschen ein Leid zufügte, so wie sein Vater es getan hatte.

Er sackte in die Knie, war bereit, das Urteil anzunehmen, das die Mächte des Schicksals über ihn gesprochen hatten. Der Schatten seiner Vergangenheit war zu lang, seine Bössartigkeit zu widerwärtig und allumfassend, um ihm auf Dauer entfliehen zu können. Er war ein Narr gewesen, etwas anderes zu glauben. Er schloss die Augen; sein Kopf sank herab, und eine einsame Träne rollte lautlos über seine Wange.

Da griff plötzlich eine starke Hand nach seinem Arm und zog ihn behutsam vom Boden hoch. Ian.

„Komm mit“, sagte er leise. Er stützte ihn, brachte ihn fort von den Schaulustigen, fort vom Ort seiner Demütigung und Qual.

Andion ließ sich widerspruchslos von Ian führen, setzte mechanisch einen Fuß vor der anderen. Die Welt um ihn herum, seine Gefühle, Ängste und Schmerzen schienen auf

einmal merkwürdig surreal und fern, drifteten davon wie die Fragmente eines Traums, der zu fremdartig und bedrohlich war, um an der glatten Oberfläche der Wirklichkeit haften zu bleiben.

Kurz verlor er den Faden. Als seine Gedanken wieder klar wurden, waren sie bereits im Park, zwischen den Bäumen. Mit Ians Hilfe humpelte er noch ein paar Schritte weiter, ehe er ohne einen Laut zu Boden sank. Zitternd vor Schwäche schloss er die Augen, presste einen Arm vor die Stirn und versuchte, an nichts zu denken, während das Feuer in seiner Hüfte und die pochenden Schmerzen der Prellungen und Blutergüsse unter Ians sanfter Berührung von Sekunde zu Sekunde mehr zu einer bloßen Erinnerung wurden.

Ian musste ihm den Arm schließlich mit sanfter Gewalt vom Gesicht ziehen. Andion erwartete, dass er ihn nun fragen würde, was, zum Teufel, jetzt schon wieder passiert war, doch als er in Ians Augen blickte, fand er in ihnen eine unerwartete Wahrheit.

„Du weißt es, Ian! Du weißt, was mit mir los ist!“

Ian nickte langsam. Noch nie hatte Andion einen derart tiefen Schmerz in seinem Gesicht gesehen, noch nie hatten seine blauen Augen so voller Kummer und Mitgefühl auf ihm geruht. Unvermittelt grub sich eisige Furcht in sein Herz, und sein Magen krampfte sich in Erwartung des Unheils zusammen, das seinen achtlos hervorgestoßenen Worten unabwendbar folgen musste.

„Ja, Andion. Ich weiß es. Und ich bin mehr als froh, dass Esendion in der Nähe war. Ohne ihn hätte es böse ausgehen können.“ Er stockte, holte dann tief Luft. „Wenn der Hain uns ruft, verliert die Welt der Menschen an Bedeutung. Selbst wenn wir wissen, was geschieht, sind wir einen Moment lang von der Schönheit seines Anblicks so verzaubert, dass wir vergessen, dass wir trotz allem noch immer ein Teil jener Welt sind und sie uns noch immer zu berühren – und zu töten – vermag.“

Andion runzelte die Stirn und schaute Ian verwirrt an. „Der ... Hain?“

Ian nickte bedächtig. „Der Wald, den du gesehen hast. Das war der Hain.“

Andion erstarrte. „Der Elfenhain.“ Er schluckte mühsam, bebte plötzlich am ganzen Leib. „Dann ... dann bin ich nicht verrückt?“

Ian lächelte schwach. „Nein, ganz sicher nicht. Nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein.“ Seine blauen Augen ruhten mit verstörender Eindringlichkeit auf ihm, bannten seinen Blick. „Es gibt so vieles, was du nicht über dich weißt, Andion, und ich wünschte von Herzen, ich könnte dir dieses Gespräch noch ein wenig länger ersparen, aber die Zeit des Versteckspiels ist nun vorüber. Der Hain hat dich zu sich gerufen, und du musst die Wahrheit kennen, bevor du dem Ruf folgst.“

Andion wich unwillkürlich zurück. „Wahrheit? Welche Wahrheit?“

„Die Wahrheit über deine Herkunft. Die Wahrheit über deine Bestimmung.“

Andion keuchte auf. Die Bedeutung von Ians Worten loderte wie ein Blitz durch seine Seele, nahm ihm beinahe die Luft zum Atmen. Tief im Inneren hatte er es stets gespürt, hatte er es stets gewusst. Ängstlich hatte er all die Jahre den Blick davon abgewandt, doch jetzt wurde er gezwungen hinzusehen. Und er sah, was die ganze Zeit über offen vor seinen

Augen gelegen hatte. Ians Geschichten über die Elfen, ihren Hain und all die wundersamen Wesen, die dort lebten – sie waren wahr. Sie waren alle wahr!

Aber das bedeutete auch ...

Andion sprang auf. „Nein!“, schrie er außer sich. „Das ist nicht wahr! Das *kann* nicht wahr sein!“

Ians stand ebenfalls auf. „Andion, es tut mir leid, aber ...“

Andion wich zurück. „Ich will das nicht hören! Lass mich in Ruhe!“

Abrupt warf er sich herum und rannte davon, floh vor der grauenvollen Gewissheit, die seine Seele in Trümmer zu legen drohte.

6. Kapitel

Blind vor Entsetzen stürzte Andion durch den Park. Er rannte, bis seine Lungen vor Erschöpfung zu brennen begannen und sein Atem nur noch als qualvolles Pfeifen über seine Lippen kam, rannte, bis das Stechen in seiner Seite ihn in der Mitte entzweizureißen schien und ihm war, als wolle sein rasendes Herz jeden Augenblick wie ein zu prall gefüllter Luftballon seinen Brustkorb sprengen.

Schließlich blieb er keuchend stehen, lehnte sich schwer gegen den rauen Stamm einer mächtigen Eiche und rang verzweifelt nach Atem. Würgende Übelkeit zog ihm den Mager zusammen, trieb bittere Galle seine Kehle hinauf. Stöhnend presste er sich eine Faust auf den Leib, dann gaben seine zitternden Beine unter ihm nach, und er sank kraftlos auf die Knie. In einem wilden Anfall von Selbsthass wollte er seinen Kopf gegen den Baum schmettern, wieder und wieder und wieder, wollte die grauenhafte Wahrheit irgendwie aus seinem Schädel vertreiben, die sich wie ein hungriger Wurm in ihn hineingegraben hatte und ihr fauliges Gift in seine Seele pumpte.

Stattdessen schloss er die Augen, ließ seine Stirn gegen die warme Rinde der Eiche sinken und weinte. Tränen rannen als glitzernde Perlen seine Wangen hinab, tropften von seinem Kinn zu Boden, benetzten die trockene Erde mit seinem Gram. Sein Körper krümmte sich zusammen, und seine Schultern bebten, als Schreie der Qual in seiner Kehle gellten und keinen Weg nach draußen fanden.

Irgendwann war Ian bei ihm, legte ihm tröstend eine Hand auf die Schulter. Andion reagierte lange nicht auf die sanfte Berührung, und Ian drängte ihn nicht dazu. Schweigend saß er bei ihm unter dem Blätterdach der Eiche; Mitgefühl, Sorge und Kummer umgab ihn wie eine Aureole aus goldenem Licht, hüllten ihn in eine beinahe körperlich greifbare Aura liebevoller Zuwendung, die nur noch von einem einzigen anderen Gefühl überstrahlt wurde: bedingungslose Opferbereitschaft.

Sie durchdrang die Schwärze, die Andion gefangen hielt, berührte etwas tief in seiner Seele. Ians Worte, die ihm noch in der Nacht rätselhaft und verwirrend erschienen waren, hatten nun ihre wahre Bedeutung offenbart. Nun wusste er, was Ian aufgegeben hatte – und warum.

Andion schluckte mühsam, versuchte, seine Tränen unter Kontrolle zu bringen. Er musste sich zusammenreißen, er musste sich der Wahrheit stellen. Sich ihr zu verweigern, hieße, all die Opfer, die Ian gebracht hatte, mit Füßen zu treten.

Mit einem verzweifelten Aufbäumen seines Willens riss er sich aus seiner Apathie, hob den Kopf und sah Ian an. Ians tiefblaue Augen begegneten seinem Blick stumm.

„Ionosen“, flüsterte Andion.

Ionosen neigte bestätigend den Kopf.

Andion atmete tief durch, sammelte Kraft für seine nächsten Worte. Als er den Mund öffnete, spürte er, wie das Zittern seiner Hände auch auf seine Stimme übergriff. „Ich ... ich bin kein Mensch.“

Ian seufzte leise. „Nur zur Hälfte.“

„Ich bin ein Elf.“

„So wie dein Vater.“

Unvermittelt hatte Andion das Gefühl, in eine unendliche Dunkelheit zu stürzen. Das Schicksal besaß einen wahrlich grausamen Humor. Da hatte er jahrelang seinen *realen* Vater mit einer *fiktiven* Märchenfigur verglichen und Trost in dem Gedanken gefunden, dass kein Mensch so abscheulich und verderbt sein konnte wie Ogaire, nur um jetzt zu erfahren, dass er die Begriffe real und fiktiv genau falsch herum verwendet hatte. Sein *realer* Vater war nichts weiter als eine Illusion gewesen, ein Trugbild, das nun unter dem Ansturm der Wirklichkeit zerbarst.

„Ogaire. Ogaire ist mein Vater!“, hauchte er.

Ionosen nahm ihn sanft bei den Schultern, sah ihn voller Mitgefühl an. „Ich wünschte, ich könnte dir hier widersprechen, doch leider kann ich es nicht. Es ist wahr.“

Andion schluchzte auf. Alle Kraft, die noch in seinen schmerzenden Muskeln steckte, schien auf einen Schlag ins Nichts zu verpuffen, ließ ihn wie eine Marionette mit zerschnittenen Fäden vollends zu Boden sinken. Einen endlosen Moment lang lag er einfach nur da, presste beide Hände auf die Augen und rang mit der nackten Panik, die wie ein Schwert aus Eis durch seine Seele fuhr, seine Gedanken und seinen Körper lähmte. Wieder spürte er Ians tröstende Berührung auf seiner Schulter, ein Anker, der ihm half, sich aus der Kälte und Dunkelheit zurück ins Licht zu ziehen. Er holte ein paar Mal tief Luft, dann nahm er langsam die Hände von seinen Augen und blickte in Ians kummervolles Gesicht.

Ionosen neigte den Kopf; seine sanften blauen Augen waren dunkel vor Gram, und als er sprach, klang seine Stimme spröde, war erfüllt von Bitterkeit und Schmerz, einem Schmerz den er all die Jahre vor ihm verborgen gehalten hatte. „Es tut mir wirklich leid, Andion. Ich wollte dich nicht anlügen.“

Andion winkte ab und schnitt eine Grimasse, von der er hoffte, dass sie als Lächeln durchgehen würde. „Du musst mir nichts erklären, Ian, und du musst dich erst recht nicht bei mir entschuldigen. Ich bin froh, dass du dein kleines Geheimnis so lange für dich behalten hast.“

Wahrhaftig, er hätte es wirklich keine Sekunde früher erfahren wollen, obwohl natürlich längst nicht alle Dinge, die Ian ihm verschwiegen hatte, mit Ogaire und seinen teuflischen Plänen zu tun hatten. Dennoch wäre der Horrortrip seines Lebens mit Sicherheit noch um einiges Furcht einflößender und bedrohlicher gewesen, hätte er von Anfang an die Wahrheit über seinen Vater gekannt. Selbst an der Lüge hatte er bereits schwer genug zu schleppen gehabt, doch sie hatte ihm zumindest ein paar wenige gnadenvolle Momente der Entspannung gegönnt.

Andererseits – der Gedanke durchbrach die Dunkelheit und das Entsetzen wie ein unerwarteter Streifen blauen Himmels die düsteren Wolken eines heraufziehenden Gewitters und ließ ihn innerlich erbeben – hatten sich mit Ians schockierender Enthüllung viele seiner Ängste, die ihn noch Minuten zuvor gequält hatten, im wahrsten Sinne des Wortes in Luft aufgelöst.

Sein Herz begann plötzlich schneller gegen seine Rippen zu schlagen, und unvermittelt füllten sich seine Augen mit Tränen, als er zaghaft den Kopf hob und zum ersten Mal seit seinem unfreiwilligen Tänzchen mit dem LKW seine Umgebung wieder bewusst wahrnahm.

Sofort hob leichter Wind an, zupfte ihm verspielt an den Haaren und wisperte seinen Namen, und hinter den Bäumen des Parks sah er die uralten, mächtigen Eichen und Tanner des Hains, so als sei der Park nichts weiter als ein Bild, das mit schwachen Wasserfarben über ein bereits existierendes Gemälde gemalt worden war und nun im Licht der Sonne langsam verblasste.

Staunend schaute er zu Ian, und obwohl er ihn nun schon so viele Jahre kannte, war es, als sähe er ihn heute zum ersten Mal wirklich.

„Es ist alles real“, flüsterte er ergriffen, und die Bedeutung dieser Erkenntnis ließ der düsteren Schatten seines Vaters – zumindest für den Moment – von ihm fortweichen und erfüllte ihn mit einem unerwarteten, tiefen Gefühl der Dankbarkeit und Ehrfurcht. „Ich halluziniere nicht!“

Ein Lächeln glitt über Ionosens Gesicht, als er den Wandel in seiner Stimmung bemerkte. „Natürlich nicht. Ich sagte dir ja, dass du mir in dieser Hinsicht vertrauen kannst, und jetzt kennst du die Wahrheit selbst. Du kannst den Hain sehen und die Stimmen der Sylphen im Wind hören, weil in deinen Adern das Blut eines Elfen fließt.“

Andion holte zitternd Luft und wischte sich mit einer Hand über die feuchten Augen. Er spürte, wie ein giftiger Stachel, der all die Jahre in seiner Seele gesteckt und ihn mit Zweifel und Selbsthass erfüllt hatte, ein für alle Mal aus ihm herausgespült wurde und sich alle bizarren Bruchstücke seines seltsamen Daseins, die bisher fremdartig und surreal gewesen waren, zu einem neuen Muster zusammenfügten, einem Muster, in dem das albtraumhafte Martyrium seiner Existenz endlich einen Sinn ergab. Ein eigenartiges Gefühl der Leichtigkeit ergriff von ihm Besitz, und zum ersten Mal in seinem Leben brachte er der Mut auf zu glauben, dass das Universum auch für ihn einen Platz bereithielt, an den er gehörte, einen Ort, der selbst für ihn zu einer Heimat werden konnte.

Er spürte in sich hinein, kostete die neuen, ungewohnten Empfindungen, die in ihm erwachten, und erlangte unvermittelt eine weitere Gewissheit.

„Der Zugang zum Hain ist hier im Park“, rief er verblüfft.

Ionosen nickte lächelnd. „Ja. Deshalb hast du dich hier so wohl gefühlt. Obwohl du es nicht wusstest, hast du seine Nähe immer gespürt.“

Andion schloss die Augen, verfolgte mit gebannter Faszination, wie Blumen intuitiver Verknüpfungen spontan in seinem Geist erblühten – und sog scharf Luft ein. „Es ist der letzte Zugang!“

Ionosens Lächeln verschwand, und ein Schatten fiel über sein Gesicht. „Das stimmt. Es ist der einzige, der noch existiert – der einzige von tausenden.“

Andion starrte ihn erschüttert an. „Aber ... wie konnte es bloß so weit kommen? Ich hätte niemals gedacht, dass es so schlimm um die Elfen steht!“

Ionosen seufzte. „Jahrhunderte voller Unglauben und Ignoranz auf der einen und

Verbitterung auf der anderen Seite haben sehr wirkungsvoll dafür gesorgt, dass sich die beiden Welten immer mehr voneinander entfernt haben. Die Menschen vergaßen unsere Existenz, und wir lernten, sie für ihre Engstirnigkeit und die gedankenlose Brutalität zu verachten, mit der sie alles zerstörten, was ihnen bei der Verwirklichung ihrer technokratischen Allmachtsfantasien in den Weg geriet. Und so gab es niemanden, der die verhängnisvolle Entwicklung hätte aufhalten können oder wollen.“ Er machte eine resignierte Geste in die Runde. „Die gemeinsame Zeit der Elfen und Menschen neigt sich so fürchte ich, unwiderruflich ihrem Ende entgegen. Die Bäume, die du hier siehst, sind tatsächlich der einzige Anker, den unser Hain noch in der Welt der Menschen besitzt. Wenn sie gefällt werden, wird der Hain endgültig im Zwielflicht des Vergessens versinken, denn es würde bedeuten, dass die Menschen auch noch den letzten kümmerlichen Rest ihres Wissens um ihre Verbundenheit mit der Natur und den unsichtbaren Reichen verloren hätten. Dann gäbe es keinen Weg mehr zurück.“

„Aber das hier ist *Oakwood*!“, rief Andion. „Die Leute hier *lieben* ihren Park! Sie würden niemals diese Bäume fällen. Sie sind immerhin das Wahrzeichen der Stadt!“

Ionosen hob die Schultern. „Ja, vielleicht. Es scheint, als würden die Einwohner Oakwoods tatsächlich spüren, dass dieser Ort hier etwas ganz Besonderes ist.“ Ein wehmütiges Lächeln spielte um seine Lippen, und der Blick seiner blauen Augen verlor sich in einer unbestimmten Ferne. „Möglicherweise gibt es doch noch Hoffnung. Es wäre schön, auch wenn die meisten der übrigen Elfen vermutlich nicht meiner Meinung wären. Aber trotz all ihrer Fehler habe ich niemals aufgehört, auf das Gute in den Menschen zu vertrauen. Menschen und Elfen könnten so viel voneinander lernen, wenn sie nur bereit wären zuzuhören.“

Andion nickte bedächtig. Einen Moment lang hingen sie beide schweigend ihren Gedanken nach, dann hob er den Blick und schaute Ionosen an.

„Ich habe mich immer gefragt, warum du uns ausgerechnet in so ein mickriges Kaff geschleppt hast. Das Land ist groß, und es hätte viele größere Städte gegeben, wo wir uns besser hätten verstecken können. Aber du hattest keine Wahl, nicht wahr?“

Ionosen schüttelte den Kopf. „Nein, die hatte ich nicht. Es war abzusehen, dass das Erbe deines Vaters bald in dir erwachen und der Hain dich zu sich rufen würde. Du musstest in der Nähe des Tors sein, denn ist der Ruf erst einmal erfolgt, bleibt dir nicht viel Zeit.“

Andion erschrak. „Wie viel?“

„Nur ein paar Stunden. Gemessen an der Lebensspanne eines Elfen bist du kaum mehr als ein Neugeborenes, das gerade aus dem Bauch seiner Mutter hervorgekommen ist und zum ersten Mal aus eigener Kraft zu atmen begonnen hat, und jetzt, da das elfische Blut in dir erwacht ist, bedürfen dein Körper und dein Geist der stärkenden Zuwendung des Hains. Folgst du dem Ruf nicht bis spätestens morgen früh, wirst du verwelken wie eine Blume ohne Wasser.“

„Das heißt, ich werde sterben.“

„Ja.“

Andion atmete tief durch, versuchte den harten Knoten der Furcht zu lockern, der sich plötzlich in seinem Magen gebildet hatte – und erstarrte, als sich unvermittelt eine grauenvolle Erkenntnis in sein Herz grub.

„Ogaire weiß ebenfalls von dem Zugang!“

Ionosen nickte. „Ja. Das ist etwas, das ein Elf immer spüren wird.“

Andion keuchte auf. Eine Woge aus Eiswasser schien durch seinen Schädel zu schwappen, betäubte jeden seiner Gedanken und ließ nur eine einzige entsetzliche Gewissheit zurück. „Er ist bereits hier, nicht wahr? Hier in Oakwood!“

Ionosen hob den Arm, wollte ihm beruhigend eine Hand auf die Schulter legen. Andion zuckte zurück. Ionosen seufzte leise. „Das ist er. Er kam nur wenige Wochen nach uns in die Stadt.“

Andion starrte ihn voll Grauen an. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, versuchten vergeblich, das Zittern zu unterdrücken, das seine Zähne wie im Fieber aufeinanderschlagen ließ.

„*Zwei Jahre?* Ich habe zwei Jahre Tür an Tür mit diesem Monstrum gelebt und habe es nicht gewusst?“ Das Zittern verstärkte sich, vibrierte wie das höhnische Lachen eines boshaften Gottes durch seinen Körper, verspottete ihn für seine Dummheit und kindliche Naivität, mit der er sich selbst von der lächerlichen Illusion hatte überzeugen wollen, dass es vielleicht doch einen Ort geben könnte, an dem er sicher war, wo die gierigen Augen seines mörderischen Vaters ihn niemals finden würden. Andererseits – und die unbestreitbare und zwingende Logik dieses Gedankens ließ das Hohngelächter in seinem Inneren jäh verstummen – hatten sie das offensichtlich auch nicht.

Sein Herzschlag beschleunigte sich; er fuhr sich aufgeregt mit der Zunge über seine trockenen Lippen, und ein zaghaftes Lächeln glitt über seine Züge. „Ogaire weiß nicht, wo ich bin, stimmt’s? Die ganze Zeit über hockt er wie eine fette Spinne irgendwo in der Stadt und wartet darauf, dass ich an seinem Netz kleben bleibe!“ Die intuitive Erkenntnis einer erstaunlichen Wahrheit vertrieb die Kälte der Furcht aus seinen Gliedern und ließ ihn wieder ruhiger atmen. Forschend sah er Ionosen an. „Aber das tue ich nicht, weil *du* im Gegensatz zu ihm genau weißt, wo die Spinne ihr Nest hat, nicht wahr? Du weißt, wo sich Ogaire aufhält!“

Ionosen nickte. „Ja. Obwohl ich zugeben muss, dass er es mir nicht leicht gemacht hat. Am Anfang, als er noch geglaubt hat, in der Menschenwelt schalten und walten zu können, wie es ihm beliebte, war er weniger sorgfältig darauf bedacht, seine Spuren zu verwischen, doch nachdem ich deine Mutter und dich aus seiner Gewalt befreit hatte, ist er vorsichtiger geworden. Aber zum Glück musste ich mich nicht allein auf meine prophetische Gabe verlassen.“

Andion runzelte die Stirn.

Ionosen lächelte, als er die Verwirrung auf seinem Gesicht sah. „Vergiss nicht, dass es mittlerweile fast 90 Jahre her ist, seit ich den Hain verlassen habe. Seitdem verfolge ich Ogaire, und in dieser Zeit bin ich mit der Welt der Menschen recht vertraut geworden.“ Er

zuckte mit den Schultern. „Die meisten Privatdetektive sind ziemlich gut darin, jemanden zu finden, der nicht gefunden werden will.“

Andion blinzelte verdutzt. „Du hast Ogaire beschatten lassen?“

„Ja, so nennt man das wohl.“ Ionosens Lächeln verblasste, und ein harter, entschlossener Zug grub sich in seine Mundwinkel. „Auf diese Weise bin ich über den Aufenthaltsort unseres speziellen Freundes stets auf dem Laufenden geblieben.“

Andion erschrak. „Könnte er uns nicht genauso aufspüren?“

Ionosen schüttelte den Kopf. Seine blauen Augen schimmerten im dunstigen Sonnenlicht wie gehärteter Stahl. „Nein. Nicht solange mein Wille, euch zu beschützen, größer ist als seiner, euch zu finden.“

Andion atmete tief durch. „Wer ...“ Er stockte, räusperte sich und versuchte noch einmal, die Worte an der Enge in seiner Kehle vorbeizuzwingen. „Wer gibt er vor zu sein?“

„Im Augenblick nennt er sich Crofton Wicklow und arbeitet als Arzt im Oakwood General Hospital.“

„Ein *Arzt*?“ Andion starrte ihn ungläubig an. „In einem *Krankenhaus*?“

Ionosen nickte finster. „Was für einen besseren Ort könnte es für Ogaire geben, um seinen schrecklichen Hunger zu stillen? Nirgendwo sonst kommt er so leicht an die Lebenskraft der Menschen und an ihre Magie heran.“

Andion hatte das Gefühl, als geföre er innerlich zu Eis. „Soll das heißen, er saugt sie aus? Er hat sich als Arzt getarnt, um die Menschen, die mit der Hoffnung auf Hilfe zu ihm kommen, auf seinem Operationstisch *leerzuschlürfen*?“

Ionosens strahlende blaue Augen verdunkelten sich. „Ogaire hatte schon immer ein Talent dafür, das Gute zu pervertieren und für seine eigenen widerwärtigen Zwecke zu missbrauchen. Er hat schon früh herausgefunden, dass die Lebensflamme eines Menschen unmittelbar vor seinem Tod noch einmal besonders hell zu leuchten beginnt und sich die Magie, die dieser Flamme innewohnt, im Augenblick des Sterbens auf eine einzigartige Weise verdichtet. Aus diesem Grund übernimmt er als Arzt auch meist die hoffnungslosen Fälle, bei deren Tod niemand Verdacht schöpft. Er weiß genau, wie weit er gehen kann, ohne aufzufallen.“ Ionosen stockte. Als er weitersprach, schwangen Bitterkeit und unterdrückter Zorn in seiner Stimme mit. „Hin und wieder – nicht so oft, um über die Grenzen Oakwoods hinaus bekannt zu werden, aber oft genug, um seinen Ruf als begnadeter Chirurg nicht zu gefährden – vollbringt er ein kleines Wunder und holt einen Patienten wieder ins Leben zurück, dessen Tod bereits unausweichlich schien. Auf diese Weise sichert er sich seine Position im Krankenhaus und sorgt dafür, dass die Quelle, an der er seine unersättliche Gier befriedigt, niemals versiegt.“

Ionosen blickte zu Boden. Seine Zähne mahlten aufeinander, und seine Kiefermuskulatur verkrampfte sich. Andion spürte die Wut, die heiß in ihm loderte. „Du glaubst, ich wäre ein guter Heiler, Andion, aber du irrst dich. Im Vergleich zu Ogaire bin ich ein Nichts. Es ist wahrhaftig eine bittere Ironie, doch durch seinen skrupellosen Willen, alles Leben zu beherrschen, ist er auch zum besten Heiler geworden, den es jemals unter den Elfen gab.“

Ich bin lediglich in der Lage, Prellungen, Schnitte und Abschürfungen und mit etwas Anstrengung auch kleinere Frakturen zum Verschwinden zu bringen, er hingegen vermag selbst eine Seele, die bereits auf der Schwelle des Todes weilt, mit einer bloßen Bewegung seiner Hand zurück in ihren Körper zu zwingen und neues Leben in dessen erkaltete Muskeln hineinzupressen. Und niemand macht ihm einen Vorwurf, wenn das Wunder einmal ausbleibt.“

„Das ... das ist abscheulich!“ Würgende Übelkeit zog Andion den Magen zusammen, und er keuchte voller Qual auf, als sich die ganze Bedeutung von Ionosens Worten mit schonungsloser Grausamkeit in sein Gehirn brannte.

„Ogaire tötet die Menschen, um mich zu finden!“

Ionosen nickte bekümmert. „Er hat niemals aufgegeben, nach dir zu suchen - oder nach deiner Mutter. Doch selbst wenn er die halbe Menschheit abschlachtet und sich an ihren magischen Kräften mästet, noch einmal wird er meinen Willen nicht überwinden können. Noch einmal werde ich nicht zulassen, dass er ...“

Er brach ab, die Hände zu Fäusten geballt.

Andion erschauerte vor dem Zorn, der in heißen Wellen von Ionosen ausstrahlte, doch er spürte auch die Verzweiflung, die darunter lag, ein so entsetzliches, alles durchdringendes Gefühl von Trauer und Scham, dass ihm sein eigener Schmerz, seine eigene Schuld mit einem Mal nichtig und unbedeutend erschien. Grimmig presste er die Lippen aufeinander. Welches Recht hatte er, sich derart in seinem Selbstmitleid zu suhlen? Er war nicht der Einzige, der litt. Nicht der Einzige, dessen Seele von Ogaires widerwärtiger Machenschaften besudelt worden war.

„Hast du je daran gedacht, ihn zu töten?“

Ionosen zuckte zusammen. In seinen sanften blauen Augen loderte der Hass. „Es gibt keinen Tag, an dem ich nicht daran denke. Doch das würde mir meine Schwester auch nicht zurückbringen, und ich ... ich könnte ihn nicht besiegen. Mein Wille ist nur stark, wenn ich beschützen kann, doch sein Wille zu töten übersteigt den meinen um ein Vielfaches. Ließe ich es auf eine offene Konfrontation ankommen, würde er mich zerquetschen wie ein Insekt, und er weiß genau, dass ich deine Mutter und dich niemals einem solchen Risiko aussetzen würde. Mir bleibt nur, seine Pläne zu behindern, solange ich es vermag.“

Ein leichter Wind hob an und zupfte verspielt an ihrem Haar, wie um sie beide zu trösten, und er lenkte Andions Aufmerksamkeit jäh auf die drängenden Probleme der Gegenwart zurück. Erschocken sah er Ionosen an. „Du hast gewusst, dass der Hain mich ruft. Du hast es gewusst, weil du den Ruf genauso gespürt hast wie ich, nicht wahr?“

Ionosen nickte. „So ist es. Aus diesem Grund ist auch Esendion erschienen. Er mag jetzt ein Schwan sein, aber in diesem unscheinbaren Körper wohnt immer noch eine wache Elfenseele, und jeder Elf kann es fühlen, wenn der Hain einen aus seinem Volk zu sich ruft.“

„Aber dann ... dann weiß es auch Ogaire!“, rief Andion entsetzt. „Und er weiß, wo sich der Zugang zum Hain befindet! Ich werde ihm wie ein reifer Apfel vor die Füße fallen, und

er braucht mich nur noch aufzuheben!“

Ionosens Gesicht wurde hart. „Er wird es versuchen, das steht außer Frage. Vermutlich ist er sogar schon auf dem Weg hierher. Aber er wird dich nicht sehen können. Ich werde dich mit all meiner Macht vor ihm verstecken.“

„Wie?“

„Auf die gleiche Weise, auf die sich jeder Elf vor den Blicken eines gewöhnlichen Menschen zu verbergen vermag. Wir verwirren ihre Sinne mit unserer Magie und werden dadurch für ihre Augen unsichtbar.“ Er hob die Schultern. „Einen solchen Verhüllungszauber auf einen Elfen anzuwenden, erfordert zwar eine ungleich größere Konzentration und Anstrengung, ist aber keinesfalls unmöglich.“ Ein dünnes Lächeln umspielte seine Lippen, was die kalte Entschlossenheit auf seinen Zügen noch bedrohlicher machte. „Ogaire mag sich selbst bereits für allmächtig halten, aber er ist trotz allem noch immer ein Wesen aus Fleisch und Blut. Hab’ keine Angst, Andion. Er könnte nur einen Meter neben dir stehen und würde dich doch nicht wahrnehmen können.“

Andion schaute ihn besorgt an. „Vielleicht muss er das gar nicht. Er weiß, dass ich keine andere Wahl habe, als innerhalb der nächsten Stunden die Grenze zum Hain zu passieren. Könnte er mir nicht einfach folgen oder sich dort auf die Lauer legen, bis ich auftauche?“

„Nein.“ Ionosen schüttelte entschieden den Kopf. „Der Zauber der Ältesten ist noch immer intakt. Er macht es Ogaire unmöglich, den Zugang zu benutzen. Es gibt für ihn nur einen einzigen Weg, die magische Barriere zu durchbrechen und trotz des Abwehrzaubers in den Hain zu gelangen.“

Andion starrte zu Boden, und seine Hände ballten sich zu Fäusten. „Ich bin der Schlüssel. Wenn er mich in seine Gewalt bekommt ...“

Ionosen nickte düster. „Sollte ihm das je gelingen, würde er dich ohne Zögern töten und dir deine magische Kraft entreißen. Nichts könnte ihn dann noch aufhalten. Der Hain wäre unwiderruflich verloren. *Alles* wäre verloren.“

Andion straffte seine Schultern. „Mir scheint, ich sollte mich besser beeilen.“

Er sah in Ionosens Augen und erkannte darin eine schmerzhaft Wahrheit. „Du wirst mich nicht begleiten, oder?“

Ionosen erwiderte seinen Blick, und Andion spürte das Bedauern und die Sorge, die ihr erfüllten. „Nein. Ich kann deine Mutter nicht ohne Schutz zurücklassen. Würde ich mit dir in den Hain gehen, würden alle meine Zauber in dieser Welt verlöschen, und dann könnte Ogaire euer Versteck mühelos aufspüren. Vielleicht lauert er sogar genau darauf.“

Andion spürte, wie ihm angesichts dieser erschreckenden Vorstellung ein eisiger Schauer über den Rücken lief. Gleichzeitig runzelte er die Stirn und fragte sich, wieso Ogaire auf eine derartig kapitale Dummheit hoffen sollte. Wenn er tatsächlich halb damit rechnete, dass Ionosen ihn in den Hain begleitete, bedeutete das ...

Mit einem flauen Gefühl im Magen sah er in die Richtung, aus der, lautlos und doch unendlich wundervoller als alles, was er jemals zuvor gehört hatte, die Stimme des Elfenhains in seiner Seele wisperte.

„Sie werden mich erkennen, nicht wahr? Sie werden wissen, wer mein Vater ist.“

Ionosen seufzte. „Das werden sie. Deine Augen werden es ihnen verraten. In deinen Adern fließt das Blut der an'Tairdym, ebenso wie in den seinen. Sie werden es sehen, und sie werden es spüren.“

Andion schnitt eine Grimasse. „Ich nehme an, der Begrüßungscocktail fällt diesmal aus.“

Ionosen sah ihn ernst an. „Du bist Ogaires Sohn und dazu nicht einmal ein reinblütiger Elf. Keiner von ihnen wird dich vorbehaltlos akzeptieren.“

Andion schluckte. „Werden sie mir überhaupt zuhören? Werden sie nicht lediglich das Monster in mir sehen, das mich gezeugt hat?“

Ionosen wich seinem Blick aus, starrte auf seine Hände. „Ich weiß es nicht.“

Andion spürte, wie die Furcht, die er in den letzten Minuten erfolgreich zurückgedrängt hatte, mit jäher Wucht zu ihm zurückkehrte. „Ich bin der Sohn desjenigen, der zwei von ihnen getötet und den Hain vergiftet hat. Was sollte sie davon abhalten, mir einfach einen Ast über den Schädel zu ziehen und meinen Kopf auf den nächsten Baumstumpf zu speißen?“

Da nahm Ionosen ihn bei den Schultern und sah ihn eindringlich an. „Dein Name. Andion bedeutet nicht nur Hoffnung, es ist auch ein heiliger Name - einer, den nur ein Elfenprophet verleihen darf. Und auch wenn ich gegen einen ausdrücklichen Befehl des Ältestenrates gehandelt habe, werden sie doch wissen, dass du diesen Namen nicht grundlos erhalten hast. Sie werden erkennen, dass ich an dich glaube.“

Andion senkte den Kopf. „Ogaire hat sie schon einmal betrogen. Sie werden denken, dass er dich längst getötet hat und der Name lediglich eine List ist, um sie erneut zu täuschen.“

„Nicht, wenn du dies bei dir trägst.“

Ionosen reichte Andion einen kleinen, silbernen Gegenstand, der wie eine Münze aussah. Sie kribbelte heftig auf seiner Haut.

Andion runzelte die Stirn. „Was ... was ist das?“

„Eine Kafén. Sie trägt eine magische Botschaft. Sie wird den Ältesten alles erklären, was sie wissen müssen.“

Andion betrachtete skeptisch das unscheinbare, trotz des wolkenverhangenen Himmels im trüben Licht der Sonne schimmernde Plättchen, das warm auf seiner Handfläche prickelte. „Man kann so etwas nicht fälschen, oder?“

Ionosen schüttelte den Kopf. „Nein. Sie ist stets von der Aura des Elfen umgeben, der sie geschaffen hat. Verlier sie nur nicht.“

„Ganz sicher nicht.“ So wie es aussah, war Ionosens kleiner magischer Brief das Einzige, was zwischen ihm und einem Mob blutrünstiger Elfen stand, die vermutlich nichts lieber tun würden, als ihn johlend am nächsten Baum aufzuknüpfen, nachdem sie ihm zuvor mit handfesten Argumenten klar gemacht hatten, wie sehr sie sich darüber freuten, nach 90 Jahren ohnmächtigen Zorns und hilflosen Erlebens des eigenen Niedergangs endlich der kleinen Ogaire junior kennenlernen zu dürfen. Andions Mut sank. Wie sollte er sie jemals davon überzeugen, dass er nichts Böses im Schilde führte? Dass er kein Spion Ogaires war

der ihnen heimtückisch einen Dolch in den Rücken stieß, sobald sie ihm die Hand zur Freundschaft reichten? Vielleicht vermochte Ionosens Kafén, an ihrem Misstrauen etwas zu ändern, vielleicht belog er sich damit aber auch nur selbst.

„Noch etwas“, fuhr Ionosen fort, und Andion spürte sofort die Furcht, die plötzlich in seiner Stimme mitschwang. Er hob den Kopf und sah in Ionosens angespanntes Gesicht. Ionosen holte tief Luft.

„Mein Sohn, Neanden, ist nach Ogaire zum Wächter des Hains ernannt worden. Du wirst also zuerst auf ihn treffen, und er ... er wird dich sicher nicht willkommen heißen. Er war schon damals von Hass auf Ogaire zerfressen, deshalb beuge dich ihm sofort, oder es könnte sein, dass er dich auf der Stelle tötet.“

Andion sog erschrocken Luft ein. Neanden. Ionosens Sohn hatte nicht nur seine Tante sondern letztlich auch seinen Vater an Ogaire verloren, und vermutlich hatte er 90 Jahre lang nur für einen einzigen Tag gelebt – den Tag, an dem er dem feigen Mörder das Leid, das er über seine Familie gebracht hatte, mit gleicher Münze würde zurückzahlen können. Andion rieb sich fröstelnd seine Arme. Seine Hoffnung, mit Hilfe von Ionosens geheimnisvoller Kafén einen Weg in die Herzen der Elfen zu finden, zerbröckelte noch mehr, schien mit einem Mal so Erfolg versprechend wie der Versuch, allein mit einer Zahnbürste bewaffnet die heranstürmenden Orkhorden Saurons in die Flucht schlagen zu wollen.

„Was nützt mir dieses Ding, wenn ich keine Gelegenheit bekomme, es jemandem zu zeigen, bevor ich massakriert werde!“, rief er verzweifelt. Er knirschte in hilfloser Wut mit den Zähnen. Das Flüstern des Hains wurde lauter, zog ihn mit jeder Minute, die verstrich, mehr in seinen Bann. Nicht mehr lange, und er würde dem Ruf folgen müssen, ob er wollte oder nicht. Seine Gedanken überschlugen sich, suchten fieberhaft nach einer Möglichkeit, die hungrigen Löwen zu besänftigen, bevor er sich anschickte, zu ihnen in die Grube hinabzuspringen. Er musste sie irgendwie ablenken, sich ein Zeitfenster eröffnen, wie winzig auch immer, das es ihm erlaubte, ihnen Ionosens Kafén zu präsentieren, ehe sie ihm in ihrem blinden Zorn den Kopf von den Schultern rissen. Es musste einfach einen Weg geben, schließlich war er ein Elf – ein Elf, ebenso wie sie.

Der wirbelnde Strom seiner Gedanken stoppte jäh, als ihm unvermittelt etwas klar wurde. „Wenn tatsächlich Ogaires Blut in meinen Adern fließt und der Kerl so scharf darauf ist, sich meine magische Kraft unter den Nagel zu reißen, dann muss ich magiemäßig ja einiges auf der Pfanne haben! Und jetzt, wo der Hain mich ruft ...“ Er schaute Ionosen an, und sein Herz begann vor Aufregung schneller gegen seine Rippen zu schlagen. „Könnte ich irgendwie an diese Magie herankommen? Könnte ich sie benutzen, um mich gegen Neander und die anderen Elfen zu schützen, bis sie bereit sind, mir zuzuhören?“

Ionosen erwiderte seinen Blick mit sichtlichem Unbehagen, nickte aber. „Ja. Es ist möglich, wenn ich auch hoffe, dass es niemals dazu kommt.“

„Aber ich *spüre* keine Magie in mir!“, rief Andion. „Woher weiß ich, was ich tun muss, wenn es soweit ist?“

„Du wirst es wissen. Du wirst es instinktiv spüren.“

„Bist du sicher?“

„Ja. Es ist ganz natürlich, dass du im Augenblick noch keinen bewussten Zugang zu deinen magischen Kräften besitzt, doch das wird sich ändern, sobald du im Hain bist. Der Hain hat dich zu sich gerufen, und er wird auch die letzte Fessel sprengen, die deine Macht jetzt noch bindet.“

Andion starrte frustriert zu Boden. „Ich wünschte dennoch, ich wüsste mehr über diese ganzen Dinge.“

Immerhin konnte ihm das den Hals retten, wenn es wirklich hart auf hart kam. Doch Ionosen schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht entscheidend, was du darüber weißt. Elfische Magie beruht allein auf der Stärke des Willens. Vertraue auf dein Erbe, mehr ist nicht nötig.“

Andion seufzte. „Ich hoffe, du hast recht.“

Ionosen lächelte ihm beruhigend zu. Er zögerte kurz, dann legte er Andion eine Hand auf die Schulter und sah ihn ernst an.

„Andion, da ist noch etwas. Sage niemandem, warum Ogaire dich töten will. Sollte der Rat jemals die Wahrheit über seine ruchlosen Pläne erfahren, werden sie in dir nichts anderes als eine Bedrohung sehen, ganz gleich, welchen Namen du trägst.“

Mehr brauchte er nicht zu sagen; die Konsequenzen waren klar.

Andion erhob sich. Entschlossen straffte er seine Gestalt und blickte in die Richtung, aus der, jubilierend und süß wie der Frühlingswind, der sich nach Monaten der Gefangenschaft aus der eisigen Umarmung des Winters befreit, der Ruf des Hains durch seine Seele strich.

„Ich sollte jetzt gehen.“

Ionosen nickte stumm. Er stellte sich neben Andion und nahm ihn bei den Schultern, dann kehrte sich sein Blick nach innen, und Worte begannen über seine Lippen zu strömen. Es war eine Sprache, wie Andion sie niemals zuvor gehört hatte und deren Melodie und Bedeutung ihm dennoch unendlich vertraut waren. Überrascht schnappte er nach Luft.

Ionosen lächelte, als er sein verblüfftes Gesicht sah. „Du siehst, das Verständnis für die Sprache der Elfen liegt dir ebenfalls im Blut. Auch darüber musst du dir keine Gedanken machen.“

Und offensichtlich auch nicht über etwas anderes. Plötzlich spürte Andion, dass er tatsächlich in Ionosens Zauber gehüllt war, einen Zauber, der einen Schleier der Unsichtbarkeit um sie wob und sie beide vor Ogaires Blicken verbarg. Die magische Energie war so intensiv, dass Andion das Gefühl hatte, sie beinahe mit den Händen greifen zu können. Er spürte Ionosens Willen darin, seine bedingungslose Hingabe und Entschlossenheit, ihn zu beschützen, was immer auch geschah, spürte die kristallene Schärfe seiner Konzentration, die die Luft zwischen ihnen zum Knistern brachte und prickelnd über seinen Körper rann, und zum ersten Mal wurde ihm bewusst, wie gewaltig die Macht des Elfenpropheten tatsächlich war. Ionosens Stärke strömte in seinen Geist spülte den Schlick seiner kleinmütigen Zweifel hinfert und erfüllte ihn mit neuer Zuversicht.

In der Tat, Ogaire war nicht allmächtig. Und solange er solche Feinde wie Ionosen hatte die sich ihm entgegenstellten, gab es noch immer Hoffnung.

Doch ob allmächtig oder nicht, für Andion spielte das – zumindest im Augenblick – keine Rolle mehr. Er konnte nicht länger warten. Der Hain verlangte nach seiner Anwesenheit. Immer stärker hatte er das Gefühl, als sei ein Anker tief in seine Seele versenkt worden, und wenn er dem Zug der Kette nicht bald folgte, würde ihm seine Seele wohl aus dem Leib gerissen werden – was ohne Zweifel sein Tod wäre.

Er ging los, erst langsam, dann immer schneller. Ionosen blieb dicht an seiner Seite, konzentriert und wachsam. Seine Lippen hatten sich erneut zu bewegen begonnen, flüsterten Worte der Macht in die warme Sommerluft, und Andion spürte, wie sich der Kokon aus magischer Energie, der sie beide umhüllte, noch einmal verstärkte.

Unsichtbar und lautlos wie Mondlicht huschten sie zwischen den Stämmen der Bäume hindurch, überquerten eine offene Grünfläche und tauchten auf der anderen Seite wieder in den Schatten des Waldes ein. Niemand hielt sie auf. Sollte Ogaire tatsächlich bereits irgendwo hier im Park durch die Büsche schleichen, so hatte er sie offensichtlich bisher noch nicht entdeckt. Andion betete, dass es noch eine Weile so bleiben möge.

Dann stoppten seine Schritte jäh, und seine Augen wurden groß. Der Zugang zum Hain lag unmittelbar vor ihm.

Auf den ersten Blick schien es nichts zu geben, das die Aufmerksamkeit eines ahnungslosen Spaziergängers über das übliche Maß hinaus auf sich hätte ziehen können. Die knorrigen Eichen und die mächtigen, dunklen Tannen und Föhren unterschieden sich in nichts vom Rest des Wäldchens, und doch fühlte Andion sofort die Veränderung in der Luft, ein eigenartiges Summen und Vibrieren, das ihm niemals zuvor aufgefallen war, obwohl er in den letzten beiden Jahren vermutlich mehr Zeit hier im Park verbracht hatte als in der düsteren Gruft, die er gemeinsam mit seiner Mutter und Ionosen bewohnte. Heiße Schauer jagten durch seinen Körper, und die Haare auf seinem Kopf gerieten in knisternde Bewegung, als er ehrfürchtig einen Schritt nach vorne trat. Niemals zuvor hatte er etwas Ähnliches empfunden; es war, als stünde er am Rande einer unsichtbaren Gewitterwolke, die gerade Atem holte, um den gewaltigsten Blitz der Menschheitsgeschichte auf die Erde niedersausen zu lassen, und doch gab es keine Furcht in seinem Herzen, nicht mehr, nicht in diesem Augenblick. Die Spannung um ihn herum schien von Sekunde zu Sekunde zuzunehmen, und der Ruf des Hains war mittlerweile zu einem machtvollen Tosen angeschwollen, das wie ein Sturmwind durch seinen Geist brauste und jeden Gedanken bis auf einen mit sich davontrug.

Doch obwohl alles in ihm danach schrie, endlich den Vorhang beiseitezuschieben und die Schwelle zu überschreiten, drehte er sich noch einmal zu Ionosen um.

„Weiß meine Mutter Bescheid? Weiß sie, wohin ich gehen muss?“

Ionosen nickte. „Ja. Sie weiß alles.“

Andion hörte die letzten beiden Worte kaum noch. Sein Verlangen hatte ihn endgültig überwältigt, zwang ihn mit aller Macht vorwärts. Plötzlicher Nebel wallte rings um ihn auf.

doch er ging einfach weiter. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Der Hain erwartete ihn.

7. Kapitel

Stumm und reglos wie die Schatten, die sich in dem engen, stickigen Zimmer drängten, stand Ogaire am Fußende des Bettes und blickte mit ausdrucksloser Miene auf die bleiche, ausgemergelte Gestalt, die vor ihm lag. Die Augen der Frau waren geschlossen; ihr Atem kam nur noch als leises, qualvolles Pfeifen über ihre rissigen Lippen, und ihr ausgezehrttes Gesicht, das früher durchaus schön gewesen sein mochte, war durch das schreckliche Wüten der Krankheit entstellt, die sie schließlich ans Ende ihres Weges, ins Oakwood General Hospital zu Dr. Crofton Wicklow, geführt hatte.

Ogaire spürte, wie ihre Lebensflamme mit jedem Tag, der verstrich, schwächer und kraftloser wurde, wie der Tod mit jedem Sonnenuntergang ein kleines Stückchen näher gerückt war, eine hungrige Ratte, die sich durch ihren Körper fraß, die Blut und Fleisch und Knochen verschlang und nur eine leere, faulige Hülle zurücklassen würde.

Doch noch war es nicht soweit, ebenso wenig wie bei den anderen fünf Patienten, die wie halb mumifizierte Leichen in ihren Sarkophagen entlang der Wände des Krankenzimmers aufgereiht waren. Bei einigen hatte man die eitrigen Geschwüre auf ihrer Haut mit dicken Mull umwickelt, anderen Kanülen mit Infusionsschläuchen in die dünnen Gliedmaßen gebohrt; es war ein lächerlicher Versuch, mit Hilfe von absurden Maßnahmen ihr armseliges Leben um ein paar weitere nutzlose Tage oder Wochen verlängern zu wollen, das sinnlose Bemühen, einen Brand zu löschen, der schon längst außer Kontrolle geraten war.

Ogaire kümmerte es nicht. Gleichgültig ließ er seinen Blick über die Reihe der Sterbenden wandern. Diejenigen, deren verlöschender Geist noch genug Kraft besaß, um seine Anwesenheit zu bemerken, drehten schwach ihre Köpfe und sahen mit trüben Augen zu ihm hin, und sofort spürte er, wie die Herzen in den verdorrten Leibern schneller zu schlagen begannen, wie sein Anblick allein genügte, um ihr sieches Fleisch in neuer, verzweifelter Hoffnung erbeben zu lassen. Selbst jetzt noch, wo der Geruch von Krankheit und Tod trotz der halb geöffneten Fenster bereits wie ein unsichtbares Leichentuch über ihren Betten schwebte, war ihr Vertrauen in ihn unerschütterlich.

Er kannte sie alle, hatte sie begleitet vom Tag ihrer Einlieferung ins Oakwood General Hospital, hatte sie – manche mehr als einmal – in seinen Operationssaal gerollt und mit dem grässlichen chirurgischen Metzgerwerkzeug dieser Welt in ihren Innereien herumgepanscht, hatte sie mit Medikamenten gemästet und Chemikalien in sie hineingepumpt, obwohl er von Anfang an gewusst hatte, dass es keine Rettung für sie geben würde.

Aber das spielte keine Rolle. Ob sie sich auf ihrem Weg in den Abgrund an jeden winzigen Strohalm klammerten und sich bis zum letzten Atemzug aus der Umarmung des Todes herauszuwinden versuchten oder sich schicksalsergeben ins Unvermeidliche fügten, am Ende würden sie alle seinen Zwecken dienen.

Ein leises Wort floss über seine Lippen, und die Augen jener, deren Blicke noch einen Lidschlag zuvor voll hündischem Flehen auf ihm geruht hatten, fielen zu. Müdigkeit

schwappte wie eine gewaltige Woge über sie hinweg und spülte ihren Geist in die Dunkelheit, und wenn sie in ein paar Stunden wieder daraus hervortauchten, würde die Erinnerung an Crofton Wicklows Besuch in ihrem Krankenzimmer unwiderruflich aus ihren Gedächtnis verschwunden sein.

Ogaire fokussierte seinen Willen neu, flüsterte ein weiteres Wort, und ein Netz aus magischer Energie hüllte sich um seine schlanke, hochgewachsene Gestalt. Gedankenschnell breitete es sich aus, erfüllte den Raum bis in den letzten Winkel mit seiner konzentrierten Präsenz. Es war eine Vorsichtsmaßnahme, die ihm in den letzten beiden Jahren zur alltäglichen Routine geworden war. Jeder, der in den nächsten paar Minuten das Bedürfnis verspürte, das Krankenzimmer zu betreten, würde spätestens, wenn er seine Hand auf die Türklinke legte, unweigerlich mit seinem Zauber in Berührung kommen – und vergessen, was er gerade noch hatte tun wollen. Niemand würde mehr wissen, dass es im dritten Stock des Oakwood General Hospital überhaupt noch ein Zimmer mit der Nummer 115 *gab*, in dem sechs sterbende Menschen langsam ihrem Ende entgegendämmerten – nicht solange er ihren Augen nicht gestattete zu sehen. Wie stets, so würde er auch diesmal bei der Durchführung seines Vorhabens ungestört bleiben.

Doch heute war er ausnahmsweise nicht gekommen, um zu töten. Er schaute umher, betrachtete gleichmütig die sechs abgehärmten Gestalten, die keine Hoffnung hatten, dieses Zimmer anders als in einem Leichensack noch einmal verlassen zu können, und traf innerhalb eines Wimpernschlages seine Wahl.

Beim letzten Mal war es ein Mann gewesen; heute würde es eine Frau sein. Er entschied sich für jene, die ihm bereits beim Betreten des Raums aufgefallen war, denn ihr Tod stand unmittelbar bevor, war vermutlich nur noch eine Frage weniger Tage. Dabei war es noch nicht einmal eine Woche her, da hatte sie ihm in ihrem Bett gegenübergesessen, schwach, aber in stolzer, aufrechter Haltung, die ihren gebrechlichen Körper Lügen strafte, und ihr Herz hatte vor Furcht und banger Hoffnung aufgeregert in ihrer Brust geklopft, während er ihm mit zuversichtlichem Lächeln ein neues Medikament in die Vene injizierte.

Natürlich war es eine Farce gewesen, nur ein alberner Mummenschanz, um seine eigentlichen Absichten zu verschleiern, denn die Tür zurück in ihr Leben war schon längst hinter ihr ins Schloss gefallen, und keiner Macht dieser Welt würde es gelingen, sie wieder aufzustoßen. Wie immer, so hatte auch in ihrem Fall die ausbleibende Wirkung des Medikaments zuverlässig dafür gesorgt, dass das mühsam zusammengehaltene Kartenhaus ihrer Entschlossenheit endgültig zum Einsturz gebracht worden war und die Kraft ihres Willens, die schon zuvor nicht ausgereicht hatte, um eine Heilung zu bewirken, unwiderruflich in den Abgründen ihrer Resignation und Mutlosigkeit versickerte.

Nun war der Augenblick gekommen, auf den er gewartet hatte. Er würde tun, wozu kein Arzt und kein Medikament der Welt imstande waren: Er würde ihr ein neues Leber schenken.

Bar jeder Regung trat Ogaire an ihr Bett. Leben zu geben bedeutete ihm genauso wenig wie Leben zunehmen; beides war lediglich Teil eines Spiels, das zu spielen ihm Ionosen

vor 17 Jahren aufgezwungen hatte, und er würde seine Spielfiguren ziehen, solange es nötig war. Und im Moment war ein kleines medizinisches Wunder das, was ihm am meisten nützen würde, um den Strom verzweifelter Patienten, die bei ihrer Anmeldung im Oakwood General Hospital ausdrücklich nach dem begnadeten Doktor Wicklow verlangten, niemals abreißen zu lassen, wusste doch mittlerweile nahezu jeder Kranke in der Stadt, dass er mit seinen Behandlungsmethoden oft unerwartete Erfolge erzielte, mit denen längst niemand mehr gerechnet hatte.

Ohne Eile zog er ein kleines Skalpell aus einer der Taschen seines Ärztekittels hervor. Ob zum Töten oder zum Heilen, für beides brauchte er das Blut des Menschen, dessen Lebenskraft er mit seiner Elfenmagie berühren würde. Gelassen setzte er die Klinge an der Arm der Frau und drückte zu, dann tippte er mit der Fingerkuppe in das Blut, das in einem dicken dunklen Tropfen aus dem Schnitt hervorquoll.

Es waren Bewegungen, auf die er nach tausendfacher Wiederholung nicht mehr die geringste Aufmerksamkeit verwenden musste. Er hob die Hand, legte sich den Tropfen behutsam auf die Zunge, schmeckte das faulige Aroma von Krankheit und Tod, das ihm entströmte wie der Verwesungsgestank eines Tierkadavers, der in der Sommerhitze langsam vor sich hin rottete, dann fokussierte er seinen Willen. Mühelos schlug er eine Brücke zur Lebenskraft der Frau, bohrte seinen Geist tief in die fast erloschene Glut, die einst so strahlend und hell in ihr gebrannt hatte.

Doch als er gerade damit beginnen wollte, seine Elfenmagie in sie hineinzupumpen, um zu tun, wozu ihr eigener Wille nicht mehr imstande war, hob er abrupt den Kopf. Ein sanftes Wispern wehte plötzlich durch seine Seele, eine süße Melodie voller Freude und Sehnsucht, unendlich vertraut selbst nach all den Jahren, in denen er sich hinter den Mauern seiner finsternen Magie verborgen gehalten hatte. Und doch wirkte ihr Klang eigenartig schwach und fern, schienen die hellen Töne ängstlich vor ihm zurückzuweichen, fast als hüteten sie ein Geheimnis, das sie furchtsam vor ihm zu schützen versuchten.

Ogaire sandte seinen Geist aus, ließ ihn blitzartig an dem schimmernden Strang entlanggleiten, der ihn auch hier in der Menschenwelt mit dem Herzen des Hains verband. Er kam wie ein eisiger Sturmwind über den Hain, fegte seinen zaghaften Widerstand beiseite und zwang die Quelle des Ursprungs brutal unter die Herrschaft seines Willens.

Sofort wurde das Flüstern in seiner Seele lauter, kraftvoller. Der Ruf des Hains. Doch er galt nicht ihm. Er galt seinem Sohn. Endlich war der Augenblick gekommen, auf den er all die Jahre gewartet hatte.

Ogaire gab sein Opfer frei und spürte sogleich, wie das Herz des Waldes vor ihm zurückzuckte, furchtsam und voller Zorn, doch er verschwendete keinen weiteren Gedanken daran. Noch immer schmeckte er das Blut der Frau auf seiner Zunge, noch immer lag ihr Leben in seiner Hand. Mit einem beiläufig geflüsterten Wort trieb er die stählerne Klinge seines Willens tief in sie hinein, packte das verdorrte Pflänzchen ihrer Lebenskraft und riss es ihr mit einem einzigen brutalen Ruck zusammen mit den wenigen armseligen Fetzen Magie, die sie besaß, aus dem Leib.

Noch ein paar Sekunden zuvor hätte sie ihm lebend mehr genützt als tot; doch die Regeln des Spiels hatten sich gerade geändert. Nun brauchte er jede Unze Kraft, die er bekommen konnte, und er brauchte sie schnell. Aber ein Leben war nicht genug. Sein Sohn war mit Sicherheit bereits auf dem Weg zum Hain. Und natürlich würde Ionosen ihn beschützen.

Ionosen. Zum ersten Mal seit Langem huschte eine Regung über Ogaires ausdrucksloses Gesicht. Der Prophet war stark, viel stärker als er erwartet hatte; das Feuer seines Hasses hatte ihn verändert, hatte seine Entschlossenheit und seinen Willen zu einer machtvollen Waffe geschmiedet, einem ehernen Schild, das selbst er nicht ohne Weiteres zu durchdringen vermochte. Ein Leben würde bei Weitem nicht ausreichen, um eine Bresche in seinen Schutzwall zu schlagen und die süße Frucht zu pflücken, die sich schon viel zu lange dahinter verbarg.

Also nahm Ogair auch noch die der anderen fünf Menschen im Raum, ließ sie als tote verwelkte Hüllen in ihren Betten zurück. Hätten die Umstände es erlaubt, hätte er auf dem Weg nach draußen gern noch ein paar weitere Krankenbesuche gemacht, aber soviel Zeit blieb ihm nicht. Sechs mussten genügen.

Keine drei Herzschläge später hatte er das Zimmer verlassen. Eingehüllt in einen Mantel aus schützender Magie, schritt er unsichtbar wie ein Geist die Korridore entlang. Über das Treppenhaus gelangte er in die Garage im Kellergeschoss, wo sein Auto stand. Ein schneller Wagen, gekauft und wartend allein für diesen einen Zweck.

Er stieg ein, fuhr los, während Worte der Macht unaufhörlich über seine Lippen strömten. Sie fokussierten seinen Willen, woben Schleier aus knisternder Magie um seinen silbernen Ferrari, die ihn vor jedem menschlichen Auge – und besonders vor den wachsamen Blicken allzu pflichtbewusster Gesetzeshüter – verbargen.

Kaum war er aus dem Parkhaus auf die Straße gebogen, beschleunigte er mit Höchstwerten, jagte mit halsbrecherischer Geschwindigkeit durch die Stadt. Niemand sah ihn, niemand schickte ihm empörte Rufe hinterher, obwohl er ein ums andere Mal andere Wagen nur um Haaresbreite verfehlte. Rasend schnell näherte er sich dem Park. Sein Sohn war noch immer dort, war noch nicht hinübergewechselt.

Mit quietschenden Reifen schleuderte er um eine Ecke, rammte dabei fast einen Bus, der sich eben anschickte, in die Kreuzung einzufahren, deren rote Ampel er gerade ignoriert hatte, und jagte weiter seinem Ziel entgegen. Eine kalte Gewissheit erfüllte ihn. Noch einmal würde sein Sohn ihm nicht entkommen. Mit der Macht der sechs Leben, die er verschlungen hatte, würde er Ionosens magischen Schild zerschmettern, und dann würde er sich nehmen, was von Anfang an ihm gehört hatte.

Ohne jede Vorwarnung brach sein Wagen plötzlich zur Seite aus, begann in wildem Zickzackkurs über die Fahrbahn zu schlingern, als jähe Böen ihn packten und wie ein weggeworfenes Spielzeugauto unkontrolliert hin und her schleuderten. Gleichzeitig rauschte eine massive Windhose aus Erde und Staub heran, schmetterte mit der Wucht einer niedersausenden Abrissbirne gegen die Windschutzscheibe und ließ sie in einer dichten Wolke aus Glas, Sand und Geröll in den Innenraum bersten.

Ogaire bündelte seinen Willen, hüllte sich in eine schützende Blase aus magischer Energie, an der der prasselnde Hagelschauer innerhalb eines Sekundenbruchteils so vollständig verdampfte wie Schneeflocken, die auf eine heiße Herdplatte trafen, dann jagte er einen Pfeil aus konzentriertem Zorn hinaus in die kochende Luft, der die aufgebracht Sylphen kreischend auseinander trieb.

Doch so schnell er auch reagierte, es war bereits zu spät. Ein mörderischer Schlag erschütterte den Wagen, und die Welt zerbarst im ohrenbetäubenden Kreischen reißenden und sich verformenden Metalls, als der Ferrari nahezu ungebremst eine Straßenlaterne streifte, wie ein außer Kontrolle geratener Brummkreisel mehrere Dutzend Meter über der Asphalt schlitterte und schließlich mit Brachialgewalt gegen einen am Fahrbahnrand stehenden Baum prallte. Wie von der Faust eines Riesen getroffen, wurde die Beifahrerseite nach innen gedrückt, stießen scharfkantige Metallgrate wie Messer nach Ogaire, drohten, ihn zu zerquetschen.

Er beachtete sie nicht einmal. Beiläufig bog er die Trümmer, die jedem Menschen vermutlich schwerste Verletzungen zugefügt hätten und aus denen er wohl nur mit äußerster Mühe und dem massiven Einsatz von Schweißgeräten hätte befreit werden können, beiseite, trat auf die Straße und blickte suchend umher.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite entdeckte er einen Mann, der gerade dabei war, in sein parkendes Auto zu steigen. Mit einem einzigen leisen Wort brachte Ogaire ihn unter seine Kontrolle. Der Mann erstarrte zur Reglosigkeit, während er gleichzeitig für die Augen aller anderen ringsum unsichtbar wurde.

Mit ein paar wenigen schnellen Schritten trat Ogaire auf ihn zu, schlitze ihm im Vorbeigehen die Kehle auf, entriss ihm Leben und Magie und stieg in den Wagen. Sekunden später brauste er von Neuem auf den Park zu. Die Sylphen kehrten nicht zurück.

Doch das mussten sie auch nicht. Er hatte sein Ziel beinahe erreicht, als plötzlich ein Schatten über die Motorhaube glitt, ein Schatten mit weißem Gefieder und mächtiger Schwingen, die zornig die Luft peitschten. Keinen Atemzug später krachte ein schwerer Steinbrocken auf die Windschutzscheibe herab, verwandelte sie mit einem scharfen Knall in eine stumpfe Masse gesplitterten Glases, die Ogaire abermals komplett die Sicht raubte.

Doch dieses Mal war er darauf gefasst gewesen. Er brachte den Wagen behutsam zum Stehen, stieß die Fahrertür auf und stieg aus. Mit unbewegter Miene sah er die Straße entlang in Richtung des Parks, ignorierte Esendion, der aufgeregt kreischend über ihm flatterte. Um dieses Ärgernis würde er sich ein anderes Mal kümmern; im Augenblick lagen seine Prioritäten woanders.

Für den Rest der Strecke benötigte er ohnehin kein Fahrzeug mehr. Er lief los, beschleunigte mit einer Geschwindigkeit, die kein Mensch jemals erreicht hätte, machte sich bereit, Ionosens magischen Schild zu zerschmettern.

Doch er kam zu spät. Im gleichen Moment, in dem er über eine weitläufige Rasenfläche auf das Wäldchen zustürmte, in dem sich der letzte Zugang befand, spürte er, wie sein Sohn die Grenze zum Hain passierte und das Wispern in seinem Geist langsam verklang. In der

Elfenwelt konnte er ihn nicht erreichen - *noch* nicht. Auch Ionosen würde seinen Kopf heute noch einmal auf seinen Schultern behalten. Vermutlich floh er gerade aus dem Park. Er hatte seinen Sohn nicht begleitet.

Reglos starrte Ogaire einen Moment lang auf die knorrigen Eichen, die mit einer geradezu unverschämten Aura selbstgefälligen Triumphs vor ihm aufragten, dann wandte er sich ab. Natürlich wäre es von Vorteil gewesen, wäre Ionosen auch jetzt noch an der Seite seines Sohnes geblieben, aber im Grunde hatte er nicht wirklich damit gerechnet. Der Prophet war nicht so dumm, dass er die Konsequenzen eines solchen Handelns nicht vorausgesehen hätte. Doch letztlich spielte es keine Rolle, was er tat. Seine Ziele würden sich erfüllen, ob früher oder später, war bedeutungslos; schließlich waren die Möglichkeiten, die ihm offenstanden, bei Weitem vielfältiger, als selbst Ionosen ahnte.

Er konnte es sich leisten zu warten. Und während er wartete, würden sich sehr viele Menschen wünschen, sie hätten niemals die Bekanntschaft mit Dr. Crofton Wicklow, dem begnadeten Arzt des Oakwood General Hospital, gemacht. Nun, da er wusste, dass sein Sohn dem Ruf gefolgt war, würde er einen neuen Zauber wirken, größer und mächtiger als alle anderen zuvor, und dann würde diese lächerliche Scharade endgültig ihr Ende finden. Denn dann würde der Hain selbst ihm dienen. Das Herz des Waldes würde persönlich dafür sorgen, dass sein Sohn ihm unweigerlich in die Hände fiel. Sogar Ionosen, der große Elfenprophet, würde hilflos mit ansehen müssen, wie er seinem Schützling genüsslich das Leben und seine Magie aus dem Leib schlürfte, selbst wenn er seinen Plan rechtzeitig durchschauen sollte. Aber vermutlich war nicht einmal das der Fall.

8. Kapitel

Im ersten fahlen Licht des Morgens erwachte Neanden, wie so oft mit einem Schrei auf den Lippen, wie so oft mit dem grauenhaften Gefühl von Blut, das feucht an seinen Händen klebte, Blut, dessen warme Nässe durch den dünnen Stoff seines Hemdes drang, sich in schaurigen Lachen um ihn herum auf dem Boden sammelte – um ihn und die stumme, reglose Gestalt, die er weinend in seinen Armen hielt.

Keuchend starrte er in die Düsternis, versuchte seinen rasenden Herzschlag zu beruhigen, während die Bilder seines Traums noch immer in seinen Augen brannten, sich mit grausamen Widerhaken in seine Seele gruben, nicht zuließen, dass er vor den Schrecken seiner Erinnerung ins helle Licht des Tages floh.

Zitternd fuhr er sich mit einer Hand über die Stirn. Obwohl es im Hain niemals wirklich kalt war, schlugen seine Zähne klappernd aufeinander, und seine Glieder schlotterten, als sei alle Wärme, die es jemals in seinem Leben gegeben hatte, schon seit Langem aus seinem Körper verschwunden und habe nichts als Dunkelheit und graue Asche in ihm zurückgelassen.

Grimmig ballte er die Fäuste, bohrte sich die Fingernägel ins Fleisch, bis seine Handballer schmerzhaft zu pochen begannen. Wie er sie hasste, diese Träume, diese schrecklichen Gespenster der Vergangenheit, die in den trostlosen Ruinen seines Lebens hausten, die Nacht für Nacht aus den Schatten hervorkrochen, um mit ihren toten, anklagenden Augen und blutbesudelten Leibern in einer grausigen Parade durch die kalten, staubigen Hallen und Korridore seines Geistes zu defilieren. Selbst jetzt noch spürte er ihre Blicke, die in stummem Vorwurf auf ihm ruhten, spürte die Furcht, die Verzweiflung und das Entsetzen, die wie eine schwarze Woge über ihn hinwegspülten, und ein ersticktes Schluchzen entrang sich seiner Kehle.

Seine Träume kannten die Wahrheit. Es war sinnlos, vor ihnen davonlaufen zu wollen. Jedes Mal, wenn er die Augen schloss, wenn die kalten Klauen des Schlags ihn packten und in die Dunkelheit rissen, zurück zu jenem grauen, nebligen Morgen, der alles zerstörte, woran er jemals geglaubt hatte, spürte er, wie das Gewicht seiner Schuld sich auf ihn herabsenkte – eine Schuld, die mit jedem Jahr, das verstrich, schwerer auf seinen Schultern lastete. Es war der Morgen, an dem seine Jugend endete, an dem alle seine Hoffnungen und Träume mit einem einzigen brutalen Schlag zerschmettert wurden; der Morgen, an dem der Tod in sein Leben trat.

Jede Nacht war er dort, sah sich selbst, wie er nichts ahnend die Tür zum Haus seiner Tante öffnete, sah, wie seine Augen vor Überraschung und Erschrecken groß wurden, als ihm der überwältigende Geruch nach Blut entgegenschlug und er begriff, dass etwas Entsetzliches geschehen sein musste. Spürte die Panik, als er mit klopfendem Herzen vom Raum zu Raum eilte und sie schließlich neben ihrem Bett auf dem Boden fand, ihren blutüberströmten Körper ausgeweidet wie ein Stück Vieh, ihr Gesicht zu einer verzerrten Maske des Grauens erstarrt. Ihre wunderschönen blauen Augen, die ihn immer mit so viel Zuneigung und Wärme betrachtet hatten, waren ihr im Todeskampf aus den Höhlen

gequollen und starrten blicklos und stumpf gegen die Decke, und ihr klaffender Mund hatte sich zu einem lautlosen Schrei geöffnet – einem Schrei voller Entsetzen und Qual, der für immer in ihrer Kehle verschlossen geblieben war. Denn ihr Schlächter hatte nicht zugelassen, dass auch nur ein einziger wimmernder Laut über ihre Lippen drang, der irgendjemanden auf das grässliche Verbrechen hätte aufmerksam machen können, während er ihr in aller Ruhe ihr Kind aus dem Leib schnitt und ihr danach die Klinge seines Messers in ihr zuckendes Herz ramnte.

Neanden stöhnte auf, dann schlug er mit einem jähen Ruck seine Decke zurück und schwang seine Beine aus dem Bett. Obwohl die Dunkelheit vor dem Fenster erst zaghaft dem Licht des neuen Morgens zu weichen begann und der Mond noch immer als schmale Sichel über den Wipfeln der Bäume am Horizont hing, würde er in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden. Leise kleidete er sich an und trat hinaus auf den breiten Ast der mächtigen Eiche, deren dichtes Blätterdach seiner Familie bereits seit Generationen als Heimstatt diente – zumindest dem kläglichen Rest, der davon noch übrig war.

Neanden straffte seine Gestalt und atmete tief durch. Er schloss die Augen, ließ sich von der Stille des nächtlichen Waldes umfassen und lauschte dem leisen Flüstern des Windes in den Blättern der Bäume, das er als Kind so sehr geliebt hatte. Doch das Licht, das ihm in seiner Kindheit Trost gesendet hatte, war schon vor langer Zeit erloschen, und es würde niemals wieder brennen. Denn wo die Nachtluft ihn früher sanft umschmeichelt und das warme Gefühl von Geborgenheit und Schutz in sich getragen hatte, so barg sie nun nur noch das Versprechen auf Zerstörung und Tod, ein kalter Hauch, der wie ein unsichtbares Leichentuch über allem schwebte. Auch dies war Ogaires Werk.

Neanden erbehte, als jäher Hass in ihm emporquoll und sich sein Magen vor Verzweiflung und hilfloser Wut zusammenzog. Gleichzeitig spürte er, wie Tränen der Scham in seine Augen stiegen. Denn mochte es auch Ogair gewesen sein, der durch seinen ruchlosen Verrat den Keim der Vernichtung in ihre Herzen gepflanzt und sie alle dem Untergang geweiht hatte, so war er doch nicht der Einzige, dessen Seele befleckt worden war; nicht der Einzige, an dessen Händen Blut klebte. So sehr Neanden ihn auch verabscheute und für seine schändlichen Verbrechen in die finsterste Hölle wünschte, konnte er doch eine schmerzhaft Tatsache nicht leugnen: Nicht Ogair war der Wächter des Hains; *er* war es. Es war *seine* Aufgabe, für die Sicherheit und das Wohl des Waldes und seiner Bewohner zu sorgen. Doch er hatte versagt. Tag für Tag musste er mitansehen, wie alles, was ihm jemals etwas bedeutet hatte, unter seinen Händen zu Staub zerfiel, spürte er, wie die Lebenskraft und Vitalität des Waldes dahinschwand, wie Gräser vertrockneten und Blumen welkten, weil ihre Wurzeln keine Nahrung mehr fanden, wie die Elfen und Wesen des Kleinen Volkes immer mehr zu schwächlichen, substanzlosen Schatten verblassten, die mit stumpfem Blick und hängenden Schultern ihrem Ende entgegenschlurften.

Und er stand daneben, ohnmächtig und verzweifelt, während die Welt um ihn herum zugrunde ging, unfähig zu helfen, unfähig, Ogaires widerwärtiger Fäulnis Einhalt zu gebieten und den Hain wieder zu dem zu machen, was er einst gewesen war: einem Ort der Liebe

und der Hoffnung, des Lachens und des Gesangs; einem Ort, an dem die Flamme des Lebens wieder in all ihrer Reinheit und erhabenen Schönheit erstrahlte und selbst noch der unscheinbarsten Grashalm und den winzigsten Käfer mit ihrer überschäumenden Vitalität und Freude erfüllte.

Doch das waren Wunschträume. Er war noch immer ein Schwächling, noch immer so ein jämmerlicher Versager wie damals, als er neben dem geschändeten Leichnam seiner Tante gekniet und verzweifelt versucht hatte, sie ins Leben zurückzuholen. Mit der gesamten Kraft seines Willens hatte er darum gekämpft, ihre klaffenden Wunden zu schließen und ihr Herz erneut zum Schlagen zu bringen, aber er war schon damals kein guter Heiler gewesen, und seit jenem Tag vermochte er es gar nicht mehr.

Plötzlich spürte er, dass er nicht mehr allein war. Erschrocken hob er den Kopf und sah, dass seine Mutter Nisellara ebenfalls nach draußen getreten war. Sie hatte ihn noch nicht bemerkt, war ganz in ihre eigenen Gedanken, ihren eigenen Kummer versunken. Im fahlen Licht des untergehenden Mondes wirkte ihr schmales Gesicht kränklich und blass, als sei ihre Haut nicht viel mehr als eine dünne, durchscheinende Hülle, die bei der geringsten Berührung auseinanderbrach, und ihr weißes Nachtgewand hing schlaff wie das Hemd eines Toten von ihren knöchernen Schultern herab.

Neanden schnürte es die Kehle zu. Hatte sie auch gestern schon so schlecht ausgesehen? Reglos stand seine Mutter da, blickte mit starrer Miene zu der mächtigen Eiche hinüber, deren Äste die Heimstatt trugen, in deren Räumen einst Isirada gelebt hatte – Isirada und Ogair.

Die Aura dumpfer Resignation und Gram, die sie umgab, wurde stärker, schwängerte die stille Nachtluft mit ihrer Qual. Ein scharfer, altvertrauter Schmerz schnitt durch seinen Magen, als die Emanationen ihres Leids über ihn hinwegspülten und sich mit seiner eigenen Trauer und Scham vermischten. Rasch eilte er zu ihr herüber.

Sie spürte ihn kommen und wandte den Kopf zu ihm. Ihre Augen waren voller Schmerz, Bitterkeit und Verzweiflung.

„Wir hätten es erkennen müssen, Neanden“, sagte sie leise.

Neanden fuhr zusammen, als hätte sie ihm ins Gesicht geschlagen. Er starrte sie an, unfähig zu antworten, unfähig, seinen Blick von ihrer gramzerfurchten Miene abzuwenden.

Ein Beben lief über ihre schmale Gestalt, ließ sie einen Moment lang schwanken. „Wir sind doch Elfen!“, rief sie gequält. „Hätten wir nicht *irgendetwas* spüren müssen? Uns war er am nächsten. Er war doch so oft bei uns, zusammen mit Isirada. Wir saßen ihm direkt gegenüber, haben ihm in die Augen gesehen. Wir hätten ...“

„Hör auf, Mutter!“ Neanden wich ruckartig von ihr fort; seine Hände ballten sich zu Fäusten, und er atmete schwer, vermochte kaum noch genug Luft an dem stählernen Reif vorbeizuzwingen, der seine Kehle umschlossen hielt. Sie musste es nicht aussprechen. Es gab keinen Tag, an dem er sich nicht die gleichen Fragen stellte, keinen Tag, an dem seine Seele nicht vor Hass und bitteren Selbstvorwürfen blutete.

„Wir konnten gar nichts tun“, presste er mühsam hervor. „Ogairs Zauber war einfach zu

stark. Er hat nicht nur uns getäuscht, sondern unser gesamtes Volk. Selbst die Ältesten haben nie etwas Böses in ihm gesehen, wie hätten da wir seine Lügen durchschauen können?“

Die Worte schmeckten schal auf seiner Zunge. Zu oft hatten sie bereits hier gestanden, hatten versucht, eine Antwort auf ihre quälenden Fragen zu finden, irgendetwas, das die Last ihres Versagens und ihrer Schuld ein wenig leichter hätte machen können. Es war eine vergebliche Hoffnung, er wusste es, und sie wusste es auch. Woher hätten sie diese Hoffnung auch nehmen sollen? Der Schlag war zu heimtückisch gewesen, hatte sie zu unvermittelt getroffen.

Neanden presste voll Bitterkeit die Lippen aufeinander. Nicht einmal Ionosen, der große Elfenprophet, hatte das Unheil kommen sehen. Auch er hatte Isiradas Tod nicht verhindern können – oder den ihres Kindes. Auch er war machtlos gegen Ogaires finstere Magie gewesen, hatte nichts getan, als Ogair den Hain mit seiner Bösartigkeit besudelte und ihr sein widerwärtiges Mal in die Seele brannte. Nichts getan, als er die reine Quelle des Lebens schändete und das Gift seiner Verderbtheit in sie hineinpumpte. Viel zu viele waren bereits gestorben.

Seine Mutter las seine Gefühle aus seinem Gesicht. Ihre Gestalt straffte sich. „Ionosen wird ihn aufhalten!“, rief sie beinahe vorwurfsvoll. „Eines Tages wird er Ogair finden und stellen. Der Hain wird wieder gesunden und Ionosen wird zu uns zurückkehren.“

Neanden erstarrte. Seine Miene wurde hart. Vielleicht hatte seine Mutter recht. Vielleicht versuchte sein Vater tatsächlich, Ogair zu vernichten. Doch das änderte nichts an seinem Verrat. Gegen den ausdrücklichen Befehl des Rates hatte er den Hain verlassen und war in die Menschenwelt gegangen, hatte seine heiligen Pflichten als Hüter und Beschützer des Waldes mit Füßen getreten und sich von seinem Volk abgewandt – und von seiner Familie.

Neunzig Jahre war er nun schon fort, und nicht ein einziges Mal hatte der Hain ihn zurückgerufen. Darin lag eine bittere Wahrheit, und auch wenn seine Mutter die Augen davor verschloss, er selbst vermochte es nicht. Ogair hatte seinen Verfolger vermutlich schon vor langer Zeit getötet.

Trotzdem schwieg er. Natürlich konnte seine Mutter spüren, dass er nicht wie sie an die Rückkehr seines Vaters glaubte, aber sie weigerte sich, es zu sehen, klammerte sich noch immer verzweifelt an eine Illusion, die schon längst so zerschissen und brüchig wie ein altes, von Motten zerfressenes Kleidungsstück geworden war, das nur noch von wenigen dünnen Fäden am Auseinanderfallen gehindert wurde.

Und so war auch er zum Schweigen verdammt, war gezwungen, seine Rolle in einem Spiel zu spielen, das mit jeder neuen Runde den Dolch der Qual tiefer in sein Herz trieb. Doch er hatte keine Wahl. Niemals könnte er es sich verzeihen, ließe er zu, dass auch noch ihre letzte Hoffnung erlosch, dass ihr auch der letzte Zufluchtsort genommen wurde, der ihre frierende Seele noch zu wärmen vermochte. Dieses winzige Fünkchen Zuversicht war alles, was sie noch am Leben hielt. Er wusste, sollte sie jemals gänzlich ihren Mut verlieren, würde sie innerhalb kürzester Zeit dahinsiechen und sterben, und das könnte er nicht

ertragen. Sie war der Einzige, der ihm noch geblieben war. Der Einzige, den Ogaires schrecklicher Verrat noch nicht von seiner Seite gerissen hatte.

Hastig kniete er vor ihr nieder und drückte ihre Hand gegen seine Stirn.

„Vergib mir, Mutter! Vergib mir meinen Kleinmut und meine Zweifel. Jeden Tag flehe ich darum, dass du recht behältst, aber ich bin nur ein schwacher Narr. Ich besitze nicht die Kraft deines Glaubens. Bitte verzeih mir!“

Ein Funke ihrer alten Stärke glomm in ihrer Seele auf. Sie streichelte ihm sanft über Haar. „Du bist mein Sohn, Neanden. Es gibt nichts, was ich dir nicht verzeihen könnte.“

Neanden schloss die Augen, presste ihre Hand noch fester an seine Stirn und wünschte, er könnte das gleiche von seinem Vater sagen.



Der Morgennebel lag noch in dichten Schleiern über dem Boden des Waldes, als Neander sich anschickte, das Dorf zu verlassen. Es war ihm lieber, seine Pflichten als Wächter aufzunehmen, solange die meisten der anderen noch schliefen. So musste er wenigstens nicht in ihren Gesichtern und in ihren Herzen lesen, dass auch sie seinen Vater für einen Verräter hielten.

Doch als er sich gerade dem Rand des Dorfes näherte, spürte er die Präsenz eines anderen herannahen. Er zwang sich, tief durchzuatmen, glättete die stürmischen Wogen seiner Gefühle, so gut er es eben vermochte, und wandte sich um.

Gairevel can'Cerion kam zwischen den Bäumen hervor und winkte ihm. „Neanden warte!“

Neanden versuchte, nicht zu erschrecken. Gairevel war ein Krieger, ein starker, stolzer Mann, so vollkommen in seiner Hingabe an das Wohl der Gemeinschaft und seiner Loyalität gegenüber dem Willen des Rates, so unbeugsam in seiner Entschlossenheit, der Hain und seine Bewohner gegen jegliche Bedrohung zu verteidigen, dass Neanden jedes Mal, wenn er ihn erblickte, die Kehle eng wurde. Denn während ihm sein eigenes Versagen, seine eigene Schuld mit jedem weiteren verwelkten Blatt und jedem neuen Grab, das sie ausheben mussten, tiefer und schmerzhafter in die Seele schnitt, schien Gairevel von dem Sterben ringsum unberührt zu bleiben. Das Licht seiner Hoffnung leuchtete noch immer so strahlend und hell wie vor 90 Jahren, noch ehe ihnen das ganze Ausmaß des Verhängnisses, das Ogaires Verrat über ihr Volk gebracht hatte, offenbar geworden war, und je leerer es im Dorf wurde, desto reiner und kraftvoller brannte sein Wille, sich nicht von Krankheit und Verfall in die Knie zwingen zu lassen und dem drohenden Untergang mit trotzig erhobenem Kopf seine Herausforderung ins Gesicht zu schleudern.

Neanden beneidete ihn um seine würdevolle Ruhe und um die Kraft seiner Überzeugung. In Gairevels ernste, dunkle Augen zu blicken und seine bedingungslose Liebe zum Leber zu spüren, seine Leidenschaft und Entschlossenheit, bis zum letzten Atemzug für sein Volk und seine Heimat zu kämpfen, war, als würde er in einen Spiegel schauen – einen Spiegel, der ihm zeigte, wie groß der Verlust, den er erlitten hatte, tatsächlich war.

Beschämt schlug er die Augen nieder, und sein Magen verkrampfte sich. „Wünschen die

Ältesten, mich zu sprechen?“, fragte er dumpf.

Es war eine naheliegende Vermutung. Was sonst könnte Gairevel zu so früher Stunde von ihm wollen?

Gairevel nickte ernst. „Ja. Die Angelegenheit duldet keinen Aufschub. Ich fürchte, du wirst mich begleiten müssen.“

Neanden erstarrte. „Jetzt sofort?“

Sein Herz schlug ihm auf einmal bis zum Hals. Noch nie hatte der Rat noch vor Sonnenaufgang eine Versammlung einberufen. Was auch immer geschehen sein mochte, offenbar war es wichtig genug, dass sie ihren treuen Vasallen schickten, um ihn abzufangen, ehe er für den Rest des Tages im Wald verschwand. Ein eisiger Schauer rann seinen Rücken hinab, und seine Hände wurden feucht. Hatte er einen Fehler gemacht? Hatte er seine Pflichten trotz allen Bemühens nicht gut genug erfüllt? Er tat, was er konnte, bewachte die Grenzen, ließ niemanden herein. Doch gegen den schleichenden Tod des Hains konnte er nichts tun. Er konnte die Bäume des Waldes nicht wieder zum Wachsen bringen, seine Grenzen nicht erweitern; er vermochte sie ja nicht einmal am Schrumpfen zu hindern.

Dabei hätte er es sogar mit bloßen Händen versucht, wenn es auch nur den geringsten Erfolg versprochen hätte. Aber nicht einmal die Ältesten selbst wussten, wie sich die eiternde Wunde im Herzen des Hains, die Ogaires widerwärtiger Zauber dort hinterlassen hatte, schließen ließ.

Natürlich spürte Gairevel seine Not. Er schaute ihn an, und seine großen ausdrucksstarken Augen schimmerten voller Mitgefühl und Verständnis.

„Alle wissen, dass du tust, was in deiner Macht liegt, Neanden, auch der Rat. Die Ältesten würden niemals daran zweifeln, dass du für den Hain ohne zu zögern dein Leben geben würdest, sollte es jemals nötig sein. Aber heute geht es nicht um deine Pflichten, Neanden. Vertrau mir. Es gibt nichts, worüber du dir Sorgen machen müsstest.“

Neanden sah ihn misstrauisch an. Das wäre tatsächlich einmal etwas Neues. Da Gairevel jedoch offensichtlich nicht mehr sagen wollte, folgte er ihm schweigend zurück in Richtung Dorf.

Wenige Minuten später betraten sie den Versammlungssaal, in dem der Rat der Ältesten residierte. Wie immer, wenn er in den dämmrigen Schatten der Eichen eintauchte, deren gewaltige Stämme die natürlichen Wände der riesigen Halle bildeten, und zu dem dichten, grünen Blätterdach emporblickte, das sich als Schutz vor Wind und Wetter in schwindelerregender Höhe über dem laubbedeckten Boden spannte, erbebt Neanden vor Ehrfurcht angesichts des unermesslichen Alters und der Bedeutung dieses Ortes, einer Bedeutung, die nur noch vom Herzen des Waldes selbst übertroffen wurde.

Er holte zitternd Luft und starrte durch das dunstige Zwielflicht auf die Gruppe vor Gestalten, die in einem schlichten Halbkreis mit untergeschlagenen Beinen vor ihm auf der Erde saßen und ihm abwartend entgegensahen. Seine Kehle schien sich mit Sand zu füllen und seine Rückenmuskulatur verkrampfte sich.

Sie waren alle da. Der gesamte Rat der Ältesten war vollständig versammelt – so

vollständig zumindest, wie das in diesen traurigen Zeiten noch möglich war. Früher einmal waren sie 30 gewesen, die 30 weisesten Frauen und Männer des Dorfes, die reinste Verkörperung von Klugheit, Weitsicht und moralischer Integrität, die das Volk der Elfen in seiner Jahrtausende langen Geschichte jemals hervorgebracht hatte; nun war kaum noch die Hälfte von ihnen geblieben. Sie wirkten seltsam verloren in dem großen Raum.

Rilcaron, der Sprecher des Rates, hob sogleich die Hand, als er sie eintreten sah, und winkte ihn zu sich.

„Tritt näher, Neanden.“

Sein Herz begann plötzlich hart gegen seine Rippen zu hämmern, dröhnte wie die Glocke des Jüngsten Gerichts in seinen Ohren. Steif setzte er sich in Bewegung, schritt mit demütig gesenktem Haupt auf die Gruppe der Ältesten zu. Nur mit einem flüchtigen Gedanken registrierte er, dass Gairevel am Eingang der Halle zurückgeblieben war, und sein Mut schwand noch mehr. Was auch immer die Ältesten für einen Grund für dieses rätselhafte Treffen haben mochten, er betraf nur ihn allein.

Er spürte, wie sie ihn beobachteten, wie ihre Blicke wie Nadeln in seine Seele dranger und all seine Ängste und Zweifel, seine zerstörten Hoffnungen und Träume gnadenlos ans Licht zerrten. Sie sondierten seine Gefühle, lasen in ihnen so mühelos wie in der Strömungen des Windes und den wirbelnden Wolkenfetzen am Firmament, die die ersten zarten Ahnungen von Regen oder Sonnenschein, vom kühlen Hauch des Herbstes oder das Versprechen auf den Duft von Blüten und frischen Gräsern nach einem langen, eisigen Winter in sich trugen. Sie kannten seine tiefsten Abgründe und dunkelsten Geheimnisse, wussten um den Hass und die Scham, die in seinem Herzen brannten, und um die Qualen die ihn Nacht für Nacht schreiend aus seinem Schlaf erwachen ließen.

Seine Schultern sanken herab. Es war sinnlos, irgendetwas vor ihnen verbergen zu wollen, und er versuchte es erst gar nicht. Wenigstens diesen winzigen Rest von Würde wollte er sich bewahren. Er erschauerte, als er in die Aura aus Weisheit und Erhabenheit eintauchte, die von ihnen ausstrahlte wie Hitze von einem lodernden Feuer, und seine Adern schienen sich mit Gletscherwasser zu füllen. Sie standen so unendlich weit über ihm, waren so sehr erfüllt vom Wissen um ihre Macht und Bedeutung, von der Erwartung demütigen Respekts und selbstverständlicher Unterwerfung, dass es ihn beinahe körperlich schmerzte. Verglichen mit ihnen war er nicht mehr als ein Wurm, der im Schatten von mächtigen, uralten Eichen herumkroch, Eichen, deren Wurzeln bis ins Herz der Erde selbst hinabreichten und deren hohe Wipfel mehr gesehen hatten als alle Vögel am Firmament, mehr als die Sonne und der Wind, der die flüsternden Stimmen ferner Länder mit sich brachte, und die Wolken, die, unbeeindruckt vom Werden und Vergehen allen Lebens, in majestätischer Lautlosigkeit über das Land zogen.

Mit jedem weiteren Schritt drückte ihn das Gewicht ihrer Gegenwart tiefer zu Boden spürte er deutlicher die Erfahrung der Jahrtausende, die wie eine unsichtbare Woge über ihn hinwegrollte. Niemals war ihm mehr als in diesem Moment bewusst gewesen, wie winzig und unbedeutend er tatsächlich war und wie armselig der Beitrag, den er seinem

Volk in seinem grausamen Überlebenskampf zu bieten hatte. Wahrhaftig, er war keine Eiche; er war lediglich ein kleiner Sprössling, der eben begonnen hatte, den ersten Hauch von fester Rinde zu bilden, bar jeglichen Nutzens für die Gemeinschaft und alle, die ihr Wohl leichtfertig in seine Hände gelegt hatten.

In angemessenem Abstand zu ihnen kniete er nieder, neigte den Kopf noch tiefer und blickte stumm zu Boden. Er würde warten, schweigend und demütig, bis sie das Wort an ihn richteten. Doch als er spürte, wie noch jemand den Saal betrat, hätte er beinahe jegliche Tradition vergessen und mit großen Augen über seine Schulter zum Eingang gestarrt.

Maifell de'Sionne – er musste sie nicht ansehen, um zu wissen, dass sie es war, die hereinkam. Ihr Wesen war so rein wie das Licht der Sonne und so fröhlich wie eine klar sprudelnde Quelle inmitten des Hains, und ihre Schritte waren so leicht, als würde sie vor Sylphen getragen in die weite Halle schweben.

Neanden spürte, wie sein Herz schneller gegen seine Rippen schlug. Was, bei allen Bäumen, machte ausgerechnet *sie* hier? Gab es an diesem absurden Morgen überhaupt noch *irgendjemanden*, der einfach nur in seinem Bett lag und schlief? Ein enger Klumpen stieg seinen Hals empor und verschloss seine Kehle. Wie jedes Mal, wenn er Maifell um sich wusste, wünschte er, er könnte tröstend einen Arm um sie legen, könnte sie an einen Ort bringen, an dem es nicht so viel Schmerz und Tod gab. Einen Ort, an dem sie niemals Kummer leiden, an dem sie nicht Tag für Tag denen, die sie liebte, bei ihrem langsamen Sterben zusehen musste.

Jeder Verlust quälte sie, mehr als jeden anderen, denn ihr Herz war voller Mitgefühl und Wärme. Doch gerade das machte sie verwundbar, gerade das ließ den Tod zu ihrem ständigen Begleiter werden, zu einem düsteren Schatten, der bereits auf sie wartete, wohin auch immer sie ihre Schritte lenkte. Er würde alles dafür geben, könnte er die Last, die sie trug, auf seine eigenen Schultern laden. Aber das war nicht möglich. Er war zu schwach, um ihr beizustehen – so wie alle anderen. Denn ihr Sanftmut und ihre Güte verliehen der heilerischen Gabe, die jedem Elf zu eigen war, mehr Stärke als gewöhnlich. Maifell war bei Weitem die beste Heilerin, die es seit Jahrhunderten im Hain gegeben hatte, und doch konnte auch sie nur lindern, nicht heilen.

Neanden presste bitter die Lippen aufeinander. Selbst wenn sie um Hilfe gebeten hätte, wieso hätte sie ausgerechnet *ihn* fragen sollen? Er besaß nichts, was für sie auch nur von geringstem Interesse gewesen wäre, weder als Heiler noch ... bei allem anderen.

Sie trat wie er vor den Rat, kniete nun an seiner Seite, stumm, abwartend, wie es der Tradition entsprach.

Neanden spürte, wie Rilcaron sie beide mit seinen Blicken maß, und er spürte ebenso das intensive Gefühl von Befriedigung und Triumph, das den Ältesten plötzlich erfüllte. Mit gewichtiger Miene begann er zu sprechen.

„Maifell, Neanden, ihr seid die beiden jüngsten Kinder unseres Volkes. Ihr seid diejenigen, die die Hoffnung für unsere Zukunft in sich tragen. Gerade in dieser verzweifelten Zeit ist es unser Wunsch, dass ihr das Licht der Elfen neu erstrahlen lasst!“

Neanden erstarrte. Sein Herz raste plötzlich so heftig, dass er glaubte, es müsste jeder Augenblick in seiner Brust explodieren, und die Welt begann sich um ihn zu drehen. Maifell sollte seine *Frau* werden? Der Rat wollte sie *vermählen*?

Zitternd schloss er die Augen, und seine Schultern krümmten sich. Scham und Furcht schnürten ihm die Kehle zusammen, erstickten das winzige Fünkchen der Freude, das zaghaft in der kalten Asche seiner Seele erwachte. Wie konnten sie ihm das nur antun? Wie konnten sie ihm derart grausam ein Messer ins Herz stoßen? Maifell war so zart, so rein und unschuldig wie frisch gefallener Schnee, ihre Seele so makellos und unverdorben wie eine Blume, die im warmen Schein der Frühlingssonne zu neuem, blühendem Leben erwacht. Wie oft hatte er davon geträumt, sie zu berühren, hatte sich vorgestellt, wie es wäre, sie in seinen Armen zu halten, ihre samtene Haut zu liebkosen und den würzigen Duft ihres Haares zu riechen, ihre weichen Lippen auf den seinen zu spüren und die Trostlosigkeit seines Lebens für einen kurzen, gnadenvollen Moment vergessen zu können.

Doch er wusste, dass er sich damit nur selbst belog. Er war nicht würdig, an Maifells Seite zu stehen. Was hatte er ihr schon zu bieten außer Dunkelheit? Würde nicht sein düsterer Schatten das Licht von ihr fernhalten, ihre leuchtenden Farben unweigerlich verblassen und ihre wundervolle Lebensfreude und Vitalität dahinwelken lassen? Und dennoch ...

Neanden öffnete die Augen, versuchte tief durchzuatmen. Wer war er, an der Entscheidung des Rates zu zweifeln und seine Weisheit infrage zu stellen? Sie waren die *Ältesten*! Sie waren schon alt gewesen, Jahrhunderte bevor er seinen ersten krähenden Atemzug getan hatte, und sie vermochten Wahrheiten zu erkennen, die allen anderen verborgen blieben. Vielleicht – Neanden erbehte vor qualvoller Sehnsucht, einer Sehnsucht, der er nie gewagt hatte, Raum zu geben – vielleicht konnte es hier ja genauso sein. Vielleicht kannten sie ihn besser als er sich selbst, erblickten Hoffnung, wo er nur Dunkelheit sah. Wie sehr wollte er daran glauben!

Ein scharfer, altvertrauter Schmerz schnitt durch seinen Magen, und seine Kehle zog sich noch enger zusammen. So viele Jahre hatte er geglaubt, den Rest seines trostlosen Daseins in Einsamkeit verbringen zu müssen, zu deutlich war ihm bewusst, dass dies die einzige Chance war, auf die er jemals hatte hoffen dürfen, denn Elfen banden sich nur ein einziges Mal in ihrem Leben, und alle anderen Elfenfrauen außer Maifell waren bereits vermählt – oder verwitwet.

Neanden schluckte mühsam und starrte mit klopfendem Herzen auf seine Hände.

„Es wäre mir eine Ehre, Euch diesen Wunsch zu erfüllen“, krächzte er.

„Und wie ist deine Antwort, Maifell?“, fragte Rilcaron feierlich.

Erst da merkte Neanden, dass Maifell neben ihm innerlich erstarrt war. Ihre Fröhlichkeit, ihre Güte, die Wärme ihres Herzens, die ihn so sehr verzauberte – all dies schien in eisiger Kälte zu erfrieren. Sie sah ihn nicht an, mied seinen Blick.

„Nein. Ich ... ich kann nicht“, presste sie hervor, schien an den Worten beinahe zu ersticken.

Neanden wankte. Er spürte, wie sämtliches Blut sein Gesicht verließ, wie seine Hände in seinem Schoß zu zittern begannen. Sein Körper wurde taub, als seien seine Adern plötzlich mit Asche gefüllt, und sein Blick verschwamm, als heiße Tränen in seine Augen stiegen. Sie wollte ihn nicht! Sie lehnte ihn ab, obwohl er von allen Elfen der Einzige war, der als Partner für sie infrage kam. Wie sehr musste sie ihn verabscheuen! Er war ein Narr gewesen, etwas anderes zu glauben, ein Narr zu hoffen, ausgerechnet sie könnte etwas für ihn empfinden, was über die gleichgültige Duldung seiner körperlichen Gegenwart hinausging. Sie würde immer nur den Sohn des Verräters in ihm sehen – ebenso wie er selbst.

Eine eisige Windböe schien plötzlich durch den Raum zu wehen, dann durchschnitten Rilcarons harte Stimme die schockierte Stille, die sich nach Maifells Worten auf die Versammlung herabgesenkt hatte.

„Bedeutet dir das Wohl deines Volkes so wenig, Maifell? Ist es dir nicht einmal ein paar Augenblicke des Nachdenkens wert, bevor du dich leichtfertig gegen den Wunsch des Rates stellst?“

„Leichtfertig?“, rief Maifell, und der Schmerz, der in ihrer Stimme vibrierte, brach Neanden fast das Herz. „Ist es leichtfertig, die Augen nicht vor der Wahrheit zu verschließen? Unser Volk stirbt, Rilcaron, und weder Neanden noch ich werden auch nur das Geringste daran ändern können. Wie sollten wir den Elfen ein Licht sein, wenn selbst die Ältesten die Dunkelheit nicht zu vertreiben vermögen? Wie sollte gerade uns gelingen, was allen anderen verwehrt geblieben ist?“ Sie schüttelte den Kopf, dass ihre goldenen Haare flogen. „Wann ist das letzte Kind im Hain geboren worden? Vor 20 Jahren? Vor 30?“ Ihre Schultern verkrampften sich, und ein Beben lief über ihre schmale Gestalt. „Die Natur selbst hat sich von uns abgewandt, und der Herzschlag des Waldes ist stockend und schwach geworden. Unsere Lebenskraft schwindet dahin, und wir können nur hilflos dabei zusehen, wie wir verwelken wie Blätter an einem Baum, dessen Wurzeln in vergiftetem Boden schon längst kein Wasser und keine Nahrung mehr finden. Wie könnte in einer solchen Welt neues Leben entstehen, wenn selbst das Leben, das bereits existiert, am Rande des Todes dahinvegetiert? Neanden und ich sind jung, aber Jugend allein wird nicht ausreichen, um das Sterben aufzuhalten.“ Sie erbehte noch heftiger, und ihr tränenverschleierter Blick wanderte mit verzweifelter Eindringlichkeit über die Gesichter der Ältesten. „Doch auch wenn aus unserer Verbindung Kinder hervorgehen sollten, welche Schuld würden wir damit auf unsere Schultern laden? Sollen sie sehen, wie alle anderen um sie herum langsam dahinsiechen? Sollen sie allein zurückbleiben und vielleicht noch Jahrzehnte an einer verdorrten Stätte des Todes ausharren, bis sie zusammen mit dem letzten Grashalm und dem letzten Blatt des Waldes verlöschen? Das könnt ihr nicht von mir verlangen!“

Obwohl sie noch nicht entlassen war, sprang Maifell auf und stürzte aus dem Raum. Schockiert sah Neanden ihr nach, mit blutendem Herzen und wunder Seele.

„Maifell“, flüsterte er.

Er spürte, wie Empörung und ungläubige Wut wie eine kalte Welle über ihn hinwegschwappten, und zuckte erschrocken zusammen. Hastig verneigte er sich so tief, dass seine Stirn beinahe den Boden berührte, und brach selbst die Tradition, indem er unaufgefordert das Wort ergriff.

„Bitte zürnt Maifell nicht. Sie ist noch so jung und musste doch schon so viel Schmerz erdulden.“

„Schmerz haben wir alle genug erfahren müssen“, knurrte Tigarain, eine der Letzten, die wie Ogaire noch ein wenig adliges Blut in sich trug. „Und es wird noch mehr Leid über der Hain kommen, wenn noch mehr Elfen beginnen, sich dem Rat zu widersetzen.“

Neanden krümmte sich unter der beißenden Anklage, als habe sie ihm gerade einen Tritt in den Magen versetzt. Wie jeder andere im Raum wusste er nur zu gut, dass Tigarain an Ionosens Ungehorsam erinnert hatte.

„Erlaubt mir, mit ihr zu sprechen. Ich bin sicher, sie hat einfach nur Angst. Sie braucht lediglich etwas Zeit, um gründlich über Eure Bitte nachzudenken.“

Rilcaron seufzte, und sein strenges Antlitz wurde weicher. „Zeit. Zeit schien immer nur ein Problem der Menschen zu sein. Doch heute läuft sie auch uns davon.“

Neanden biss sich auf die Lippe. Insgeheim musste er Maifell recht geben. Zu zwei konnten sie den Untergang ihres Volkes nicht aufhalten, und ebenso wenig wie sie wollte er seine zukünftigen Kinder sterben sehen. Doch ihm stand diese Entscheidung nicht zu, und ihr auch nicht. Sie mussten sich beugen.

Rilcaron spürte natürlich, welche Gedanken ihn bewegten. Er winkte müde mit der Hand. „Geh. Versuche, ihr das klar zu machen.“

Neanden erhob sich hastig und zog sich zurück. Draußen war inzwischen die Sonne aufgegangen, als er mit schweißfeuchten Händen und wummerndem Herzen aus der Versammlungshalle stürzte, aber eine dichte graue Wolkendecke tauchte den Wald dennoch in düsteres Zwielicht, und die Stille im Dorf glich noch immer der der Nacht.

Eilig spähte er umher, konnte Maifell aber nirgends entdecken. Doch er kannte sie gut genug, um zu wissen, wohin sie ging, wenn sie traurig war.

Tatsächlich fand er sie nicht weit entfernt am Ufer des kleinen Weihers, an dem sie als Kinder so oft zusammen gespielt hatten, damals, als die Welt noch hell und licht gewesen war und die Zukunft ein blühender Garten, der nur darauf gewartet hatte, betreten zu werden. Sie fühlte ihn kommen und wandte sich sogleich zu ihm um. Wütend blitzte sie ihn an.

„Versuch es gar nicht erst! Ich werde meine Meinung nicht ändern.“

„Der Rat ...“

„Der Rat kann das nicht für mich entscheiden!“

„Aber die Tradition ...“

„Wach auf, Neanden! Die Tradition wird mit uns sterben, begreifst du das nicht? In ein paar Jahren gibt es nicht mehr genug von uns, um überhaupt noch von einer Gemeinschaft sprechen zu können. Was bedeuten da wohl noch die alten Werte und Überlieferungen?“

Neanden presste die Lippen zusammen. „Wenn wir leichtfertig mit ihnen brechen, wird die Gemeinschaft noch schneller zerfallen“, erwiderte er dumpf.

Maifell lachte bitter. „Glaubst du das wirklich? Dein Vater wusste es besser. Er war der Einzige, der versucht hat, das Unheil aufzuhalten. Er hat getan, was notwendig war, auch wenn er sich dazu dem Rat widersetzen musste.“

Neanden erstarrte. Sie verteidigte seinen Vater? Sie stellte sich auf die Seite des Verräters, obwohl sie wusste, wie schändlich er sie alle im Stich gelassen hatte? Hatte er sich so sehr in Maifell getäuscht? Er knirschte mit den Zähnen.

„Mein Vater wollte bloß Rache üben. Die Gemeinschaft war ihm gleichgültig.“

Maifell schaute ihn beinahe mitleidig an. „Wie kannst du nur so etwas sagen? Du solltest deinen Vater eigentlich besser kennen. Ich war damals noch ein Kind, aber selbst ich habe stets die Rechtschaffenheit und den unbedingten Willen, den Hain und alle in ihm zu beschützen, in ihm gespürt.“

Neanden wandte den Blick von ihr ab, konnte ihr nicht mehr in die Augen sehen. Das leidenschaftliche Feuer, das darin leuchtete, schmerzte zu sehr. „Selbst wenn das wahr ist, hat er versagt“, presste er mühsam hervor.

Maifell schüttelte den Kopf; Ungeduld und Ärger wallten erneut in ihr empor, waren wie Nägel aus Eis, die sich in seine Seele bohrten. „Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Wir wissen nicht mit Sicherheit, was geschehen ist. Eins aber ist gewiss: Seine Chancen auf Erfolg wären erheblich größer gewesen, hätte der Rat ihm nicht seine Unterstützung verweigert und ihn wie einen Aussätzigen behandelt.“

„Der Rat hatte gute Gründe für seine Entscheidung.“

Maifell schnaubte verächtlich. „Tatsächlich? Sie hatten Angst, dass der Kampf gegen Ogaire zu viele Opfer fordern könnte. War das eine weise Entscheidung? Haben wir Opfer vermieden? Seit der Rat darauf wartet, dass Ogaire irgendwann zufällig in der Menschenwelt seinen Tod findet und sein unsäglicher Zauber erlischt, haben wir die Hälfte unseres Volkes verloren, ist dir das eigentlich klar?“

Neanden ballte die Hände zu Fäusten. Für wie dumm hielt sie ihn? Doch auch wenn er sich der Wahrheit in ihren Worten nicht zu verschließen vermochte, stand es ihnen nicht zu, die Beschlüsse des Rates in Zweifel zu ziehen. Zitternd holte er Luft.

„Ich habe immer geglaubt, du verachtest mich, weil ich der Sohn eines Verräters bin“, sagte er leise. „Aber das stimmt nicht, nicht wahr? Du tust es nicht, weil Ionosen mein Vater ist, sondern weil ich ihm nicht vergeben kann. Für dich bin ich nur ein Feigling, der sich hinter überkommenen Traditionen versteckt, weil er nicht den Mut hat zu handeln.“ Er hob den Blick, ließ sie all seine Enttäuschung und seinen Schmerz darin lesen. „Du stoß mich zurück, weil ich nicht so bin wie er, habe ich recht? Weil ich nicht seine *Klasse* habe!“

Er spürte, wie ihr Zorn von ihr abfloss und sah, wie ein sanftes Lächeln auf ihren Lippen erschien. Beinahe behutsam legte sie ihm eine Hand auf die Schulter, und er erschauerte.

„Ich verachte dich nicht, Neanden. Wirklich nicht. Aber die Art, wie wir die Welt sehen,

ist zu unterschiedlich. Ich wollte vor dem Rat nicht so offen davon sprechen, aber zu dem, was ich dort gesagt habe, kommt noch eines hinzu: So, wie die Dinge im Augenblick stehen, kann ich nicht den Mann in dir sehen, der mein Gemahl werden könnte.“

Neanden wich vor ihr zurück, wich zurück vor dem Mitleid, das in ihrer Stimme lag. Ein gequältes Schluchzen stieg in seiner Kehle empor, doch er würgte es gewaltsam wieder herunter. Er öffnete den Mund, suchte verzweifelt nach den richtigen Worten, nach irgendetwas, das es ihm erlaubte, wenigstens einen winzigen Rest seiner Würde zu wahren und nicht wie ein geprügelter Hund davonzukriechen, um sich winselnd in irgendeine Ecke zu drücken. Doch bevor er noch etwas erwidern konnte, wehte plötzlich ein glockenhelles Klingen durch seine Seele, eine Melodie von so unendlicher Süße und Zartheit, dass jede einzelne Zelle seines Körpers vor unbändiger Freude und Lebenslust zu jubilieren schien. Er zuckte zusammen und riss ungläubig die Augen auf. Auch Maifell hob den Kopf, schier ebenso zu lauschen wie er selbst.

„Der Ruf des Hains“, flüsterte sie ergriffen.

So lange war er nicht erklungen, so lange hatte Neanden vergeblich darauf gehofft, ihn zu hören, doch selbst das konnte die Bitterkeit in seinem Herzen nicht tilgen.

„Ich muss jetzt gehen“, erklärte er schroff. „Auch wenn du es nicht schätzt, mir liegt noch immer viel daran, meine Pflichten zu erfüllen.“

Damit ließ er sie stehen, stürmte aus dem Dorf und eilte so schnell, wie es nur ein Elb vermochte, dorthin, wo der Hain an die Menschenwelt grenzte.

9. Kapitel

Bereits mit dem ersten Schritt in den Dunst war der Anblick des Parks erloschen, so als sei er nie etwas anderes gewesen als ein altes Dia, das von einem lichtschwachen Projektor gegen eine verwaschene graue Leinwand geworfen wurde. Strukturloser Nebel umhüllte Andion, stemmte sich ihm wie eine unsichtbare Strömung entgegen, eine Strömung, die ihr zurück in die Menschenwelt treiben wollte. Doch er folgte unbeirrbar dem Ruf des Hains. Wenige Schritte später brach der Widerstand, der Nebel lichtete sich, und im gleichen Moment entfaltete sich der Hain vor ihm, lebendig, strahlend, vital und voller bunter Farben.

Andion war direkt auf einer kleinen Lichtung herausgekommen. Sie war dicht mit hohen, saftigen Gräsern bewachsen, die süß nach Heu dufteten, und so übersät mit Blumen aller Art, dass einem Betrachter allein beim bloßen Anblick der überbordenden Vielfalt und Lebensfreude, die das Füllhorn der Natur über diesem winzigen, verborgenen Fleckchen Erde ausgegossen hatte, vor ehrfürchtigem Staunen der Atem stockte.

Die Lichtung wurde von üppigen Büschen eingefasst, und hinter ihnen standen, stumm und erhaben wie wachsame, weise Eltern, die stets ein gütiges Auge auf das Treiben ihrer Kinder hatten, die Bäume des Hains. Die mächtigen Stämme der Eichen und Buchen Kastanien und Tannen ragten vor ihm in die Höhe, majestätisch und ewig wie die Erde selbst, schienen mit ihren gewaltigen grünen Wipfeln beinahe das Blau des Himmels zu berühren. Er spürte das Leben, das sich in den Ästen und dem dichten Blattwerk tummelte. Leben, das nun seinen alltäglichen Gang unterbrach, um ihn zu begrüßen.

Unwillkürlich hielt Andion den Atem an, als eine Vielzahl leiser Stimmchen rings um ihn anhub und seinen Namen sang. Wie in Trance ging er ein paar Schritte weiter bis zur Mitte der Lichtung, und kaum war er dort angekommen, stiegen überall um ihn Blütenfeen aus den bunten Kelchen der Blumen. Ihre ätherischen Flügel fingen das Licht der Sonne ein, glitzerten wie geschliffene Diamanten, und ihre zarten, kaum fingerlangen Körper tanzten wie schillernde Schmetterlinge vor ihm in der Luft, wirbelten in ausgelassenen Pirouetten und Spiralen um ihn herum, so dicht, dass er nur die Hand hätte ausstrecken müssen, um sie berühren zu können.

Sylphen, kaum größer als die Blütenfeen, schlossen sich dem munteren Reigen an, und am Waldrand streckten Dryaden ihre knorrigen Gesichter neugierig aus den Schatten und musterten Andion mit sanftmütigen Augen.

Leichter Wind kam auf, lief wie eine konzentrische Welle über das Gras und ließ die Blätter rascheln und die Wipfel der Eichen und Tannen rauschen, und wohin er auch blickte, sah er, wie sich uralte Gesichter knarrend aus der Rinde der Bäume hoben und mit einem gütigen Lächeln auf ihren borkigen Lippen zu ihm herüberschauten. Die Nachricht von seiner Ankunft schien sich wie ein Lauffeuer im ganzen Wald zu verbreiten, denn immer mehr der kleinen Wesen strömten herbei, um ihn mit fröhlichem Geschnatter in ihrer Mitte willkommen zu heißen. Manche waren so schnell, dass er ihren Bewegungen nicht mit den Augen folgen konnte, andere so graziös und bedächtig wie Nebelschleier, die an einem

windstillen Morgen über einer taufeuchten Wiese schweben. Andion betrachtete sie alle mit atemlosem Staunen, kaum fähig zu fühlen, kaum fähig zu begreifen.

Irgendwann mischte sich ein neuer Ton in das Kaleidoskop der Farben, das ihn umgab. Zwischen den roten, grünen, gelben, blauen und orangenen Leibern der Blütenfeen tauchte ein goldener Schimmer auf. Er erhob sich aus dem Blumenmeer, langsam und majestätisch wie die Morgensonne, die nach der Dunkelheit der Nacht die Kelche der Blüten zu neuen Leben erweckt, und stieg ohne Eile weiter empor, ein funkelnder Stern, der mit jeder Sekunde, die verstrich, heller und prachtvoller zu strahlen schien.

Auf der Höhe seines Gesichts trat das kleine, goldene Wesen wie selbstverständlich aus dem Reigen der anderen hervor. Es war ebenfalls eine Blütenfee, und doch war ihr Anblick so lieblich, war ihre Gestalt von so unvergleichlicher Zartheit und Anmut, dass Andion unwillkürlich Tränen in die Augen stiegen. Er wusste sofort, ohne dass es ihm irgendjemand hätte sagen müssen, wen er vor sich hatte. Dieses unendlich fragile, ätherische Wesen, das da vor ihm in der Luft schwebte, war nichts anderes als die Königin aller Blütenfeen – und sie war gekommen, um ihn zu sehen.

Andion erschauerte, als der Blick ihrer goldenen Augen ihn traf und bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele hinabzureichen schien. Die Welt versank im rasenden Hämmern seines Herzens und dem Rauschen des Blutes in seinen Ohren, und ihm war, als werde er vor einer sanften Hand berührt und behutsam aus der Finsternis ins Licht gehoben – in ein Licht, das keine Lügen und keine Täuschung, keinen Selbstbetrug und keine fadenscheinigen Ausflüchte kannte, in dessen samtener Wärme alles Hässliche und alle düsteren Schatten, die ihn so lange gequält hatten, plötzlich ihre Bedeutung verloren. Für einen unendlichen, seligen Moment fühlte er sich *heil*, spürte er, wie alle Teile seiner Seele an ihren richtigen Platz rückten, wie das Gewicht seiner Versäumnisse und Verfehlungen, seines Egoismus und seiner Gedankenlosigkeiten, derer er sich in seinem Leben schuldig gemacht, ebenso wie das des Guten, das er jemals für andere getan hatte, im gütigen Blick dieser uralten Augen gewogen – und er für würdig befunden wurde.

Mit zugeschnürter Kehle und am ganzen Körper zitternd verfolgte er, wie die Königin der Blütenfeen noch näher an ihn heranschwebte, sich lächelnd nach vorne beugte – und ihm einen sanften Kuss auf die Stirn gab. Andion schluchzte auf. Seine schlotternden Beine versagten ihm endgültig ihren Dienst, und er sank in die Knie, presste seine bebenden Hände ins warme, weiche Gras der Lichtung, um nicht vollends zu Boden zu stürzen. Seine Ängste und Entbehrungen, seine Albträume, die ihn Nacht für Nacht schreiend aus dem Schlaf rissen, all das war in diesem Augenblick vergessen. Tränen der Freude liefen ihm über die Wangen, und sein Herz wollte zerspringen vor Glück. Endlich, endlich hatte er den Platz gefunden, nach dem er sich so lange gesehnt hatte. Endlich war er nach Hause zurückgekehrt.



Schwankend zwischen Panik und banger Hoffnung hastete Neanden der Grenze des Hains entgegen. Er spürte, dass sich Gairevel und einige andere Elfenkrieger ebenfalls auf der

Weg gemacht hatten, doch sie waren weit hinter ihm zurückgeblieben. Ein ums andere Mal wäre er beinahe stehen geblieben, um zu warten, bis sie zu ihm aufschlossen, dennoch eilte er weiter, hetzte durch den Wald, obwohl Furcht wie ein Nagel aus Eis in seinem Magen pochte und sein Herz so hart gegen seine Rippen wummerte, als versuche es verzweifelt, das Gefängnis seines Brustkorbs zu sprengen und sich wimmernd in irgendeinem Erdloch zu verkriechen.

Nur zwei Elfen! Es gab nur zwei Elfen, die zurzeit nicht im Hain weilten. Nur zwei, die der Hain zu sich rufen konnte. Einer davon war Ogaire, und wenn tatsächlich er es war, der den Zauber der Ältesten gebrochen und die Grenze zwischen den Welten überschritten hatte, dann schwebten sie alle in höchster Gefahr. In dem Fall wäre es dumm, ohne Verstärkung vorzurücken.

Oder es war sein Vater. Ionosen, der große Elfenprophet, von dem er sicher gewesen war, dass er schon vor Jahrzehnten in der Menschenwelt den Tod gefunden hatte. Der bloße Gedanke zog seinen Magen zu einem harten, pochenden Knoten zusammen und trieb bittere Galle seine Kehle empor. Sollte es wirklich Ionosen sein, den der Hain gerufen hatte, dann *musste* er ihn allein treffen. Er hatte so viele Fragen, es gab so vieles, was er nicht verstand. Und er würde seine Fragen stellen – und seinen Vater anschließend an den Rat übergeben.

Ein gequältes Stöhnen entrang sich seiner Brust, und ein scharfer Schmerz fuhr wie ein Messer durch seinen Leib, schien ihn in der Mitte entzweizuschneiden. Mit zusammengebißenen Zähnen presste er eine Hand auf seinen pochenden Magen und trieb sich noch schneller voran. Warum nur zwang sein Vater ihn zu einer derart grausamen Entscheidung? Warum zwang er ihn, ihn wie einen räudigen Hund vor das Tribunal der Ältesten zu schleifen und damit dem kläglichen Rest seiner Familie endgültig der Todesstoß zu versetzen? War er nicht ein Prophet? Wusste er nicht, dass Neanden nun der Wächter des Hains war? Dass er keine andere Wahl hatte, als ihn wie einen Feind zu behandeln, sich ihm in den Weg zu stellen und ihn gefangen zu nehmen, sobald er nach beinahe 100 Jahren zum ersten Mal wieder einen Fuß auf den Boden seiner Heimat setzte? Wieso, bei allen Bäumen, tat er ihm das an? Wieso? Wieso war er überhaupt gegangen?

Er zuckte zusammen, als er spürte, wie ein einzelner Elf die Grenze passierte und der Hain betrat. Wieder verspürte er das beinahe übermächtige Verlangen, einfach stehen zu bleiben, musste er all seine Willenskraft aufbieten, um sich nicht auf dem Absatz herumzuwerfen und zu rennen, weiter und immer weiter, fort von den Gespenstern, die aus dem Dunkel der Vergangenheit nach ihm griffen, und dem Augenblick der Wahrheit, den er so viele Jahre herbeigesehnt hatte.

Grimmig ballte er die Hände zu Fäusten, bohrte sich seine Fingernägel ins Fleisch, bis Blut über seine Handgelenke zu rinne begann, und stürmte trotzig weiter voran. Er kannte seine Pflicht, und er würde sie erfüllen, auch wenn es ihm nicht gefiel. Er war nicht wie Maifell. Er war nicht so feige wie sie und trat die Tradition mit Füßen, nur weil er ein wenig Schmerz für sich selbst fürchtete. Und doch betete er zu allen Mächten der

Schöpfung, dass es Ogaire sein möge, dem er in wenigen Momenten gegenüberstehen würde.

Als er die ersten Blütenfeen bemerkte, die sich überall um ihn herum aus den Blumen und dem dichten Blattwerk der Büsche und Sträucher erhoben, und die Freude spürte, die plötzlich die Luft erfüllte und wie die Wellen eines in jähen Aufruhr geratenen Ozeans von allen Seiten über ihn hinwegspülte, wusste er, dass seine Hoffnung vergeblich sein würde. In dichten Wolken strömten sie herbei, und sie schienen nur ein Ziel zu kennen: die Lichtung, auf der jeder Eindringling, der die Grenze zum Hain überschritt, unweigerlich herauskommen musste. Grimmig tauchte er in ihr Singen und Jubilieren ein, durchschnitt wie ein düsterer Sturmwind ihren ausgelassenen Tanz und wirbelte sie durcheinander, doch sie beachteten ihn gar nicht. Zu Hunderten, Tausenden stiegen sie in die Luft empor, verließen in heller Aufregung ihre Ruheplätze und Verstecke, und selbst Wesen, die sonst das Licht der Sonne scheuten, huschten neugierig durch die Schatten.

Seine keuchenden Atemzüge und das Rauschen seines Blutes dröhnten ihm zu laut in der Ohren, als dass er all die feinen Stimmchen hätte verstehen können, deren Tuscheln und Flüstern den Wald bis in den verborgensten Winkel und das winzigste Astloch mit vibrierender, freudiger Erwartung zu erfüllen schien, erst als er den Rand der Lichtung erreichte und die einzelnen Stimmen sich zu einem mächtigen Chor vereinten, hörte er es. Nur ein Wort, ein einziges Wort war es, das sie sangen, doch Neanden zuckte zusammen, als habe ihm jemand einen Pflock aus Eis geradewegs durch sein Herz getrieben.

„Andion! Andion! Andion!“

Neanden taumelte, taumelte zurück vor dem Namen und der schrecklichen Wahrheit, die darin verborgen lag. Seine Hände begannen zu zittern, und seine Zähne schlugen klappernd aufeinander, als die Kälte in jede Faser seines Körpers kroch, seine Seele in fassungslosem Entsetzen erstarren ließ.

Nur ein Elfenprophet durfte einem Elfenkind den Namen Andion geben. War sein Vater etwa deshalb gegangen? Hatte er sein Kind und seine Frau verlassen, damit er sich in der Menschenwelt eine andere Gemahlin suchen und einen *Menschenbastard* zeugen konnte? Und er gab *ihm* den Namen Andion, den heiligen Namen, den bislang nur die größten und ehrbarsten Elfen getragen hatten?

Steif trat Neanden auf die Lichtung hinaus. Noch konnte er nicht sehen, wer dieser Andion war, zu viele Sylphen und Blütenfeen versperrten ihm die Sicht. Doch als sie ihn kommen sahen, wichen sie vor ihm zurück, und eine Gasse öffnete sich für ihn – eine Gasse, die direkt zum Herzen der Lichtung führte.

Dort sah er ihn. Ein Junge mit schwarzem Haar kniete auf dem Boden. Seine Hände ruhten locker in seinem Schoß, die Handflächen waren nach oben gedreht. Neanden keuchte auf, und bitterer Schmerz grub sich noch tiefer in seinen Leib. Er konnte nicht glauben, was er sah, aber er vermochte es auch nicht zu leugnen. Denn in der linken Hand des Jungen saß, in einen sanften goldenen Schimmer gehüllt, ihre filigranen Flügel anmutig auf dem Rücken gefaltet, die Königin der Blütenfeen, in seiner rechten der König der Sylphen, scheue

misstrauische Wesen, die selbst das Volk der Elfen so gut wie niemals zu Gesicht bekam. Doch hier auf der Lichtung, in Gegenwart dieses seltsamen Fremden, benahmen sie sich wie zwei Schoßhündchen, die in hirnloser Verzückung vor ihrem Herren im Staub herumkrochen und schwanzwedelnd um einen hingeworfenen Knochen bettelten.

Neanden presste die Lippen zusammen und trat mit ein paar schnellen Schritten auf der Eindringling zu.

„Wer bist du?“, raunzte er schroff.

Zufrieden sah er, wie der Junge zusammenzuckte. Offenbar hatte er ihn bisher noch gar nicht bemerkt gehabt. Nun hob er den Kopf und wandte sich ihm zu. Er öffnete den Mund sagte etwas.

Doch Neanden hörte gar nicht hin. Fassungslos starrte er in die irisierenden grünen Auger des Fremden, Augen von der Farbe junger Blätter im Sonnenschein, von tanzender Wolkenschatten über rauschenden Baumwipfeln und Gräsern, über die der warme Sommerwind strich. Augen, die er schon so oft gesehen hatte und niemals wieder vergessen konnte. Ogaires Augen!

Neanden schlug zu, ohne zu überlegen. All sein Zorn, all sein Hass auf Ogair ballten sich zu einem tödlichen Willen zusammen, einem Willen, der seine Magie wie eine Woge aus Feuer über den Jungen kommen ließ. Ein gequälter Schrei entrang sich der Kehle des Fremden, und er krümmte sich zusammen. Die Sylphen und Blütenfeen stoben erschrocken auseinander und schwirrten wie zornige Insekten um ihn herum, zeterten und kreischten vor Empörung und hilfloser Wut, doch Neanden beachtete sie nicht. Die Lichtung, der Wald, alles versank in einem düsteren roten Nebel. Er sah nur noch seinen Feind, sah nur noch diese widerwärtigen grünen Augen, die ihn so oft in seinen Träumen verfolgt hatten, spürte nur noch seinen Hass, der heiß und pulsierend durch seine Adern strömte.

Andion! Was für ein Hohn! Wen wollten sie mit diesem Namen täuschen? Was für eine Hoffnung könnte es geben von einer Kreatur wie dieser dort? Ogaires Sohn würde ihnen nur eines bringen. Aber das würde er nicht zulassen. Er würde nicht zulassen, dass auch nur ein einziger weiterer Elf durch Ogaires abscheuliches Treiben den Tod fand.

Seine Magie wurde zu einem tosenden Sturm, als sich für einen qualvollen Augenblick das Gesicht seiner Tante aus dem düsteren Nebel schälte – Isirada, hingeschlachtet in ihrem Blut, mit gebrochenen Augen und geschändetem Leib, ihre Gebärmutter ausgeweidet und dampfend in der klaren Morgenluft. Der Junge brüllte, als sich sein Zorn wie mit tausend glühenden Nadeln in ihn hineinbohrte, seine Magie wie flüssiges Feuer durch sein Fleisch drang und ihn wie eine auf einen Haken gespießte Raupe zucken ließ.

Doch noch fiel er nicht. Im Gegenteil. Ungläubig spürte Neanden, wie auch er seiner Willen zusammenballte, einen ungeschliffenen und rohen Willen, ohne die Eleganz und die kristallene Schärfe eines durch jahrzehntelange Erfahrung und Übung geschulter Elfenverständes, aber dennoch stark genug, um seinem wilden Angriff zu trotzen. Mit großen Augen beobachtete er, wie der Junge sich Zentimeter für Zentimeter auf die Füße kämpfte. Bleich und von Krämpfen geschüttelt stand er da; sein Blick war ein einziges

Flehen.

„Bitte, Neanden, hör auf!“

Neanden zuckte zurück, als er seinen Namen hörte, und jähes Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu. Die Abscheulichkeit *wusste, wer er war!* Sie kannte seinen Namen! Greller Zorn und Hass explodierten in ihm, und seine Magie loderte aus ihm hervor, wurde zu einem brüllenden Raubtier, das sich mit brutaler, ungezügelter Gewalt gegen den Willen des Feindes warf.

Sein Gegner schwankte, hielt seiner Macht ein, zwei Sekunden lang stand, dann sank er erneut zu Boden. Das Bollwerk seines Willens bröckelte wie alter Lehm, als Neanden es mit unsichtbaren Krallen auseinanderriss, die Klängen seines Zorns tiefer und tiefer in der flackernden magischen Schild des Jungen trieb. Er sah, wie sich sein Gesicht vor Qual verzerrte, und fletschte triumphierend die Zähne.

Doch noch immer weigerte sich der Bastard zu sterben. Schwach hob er den Kopf, suchte mit seinen widerwärtigen grünen Augen seinen Blick und hielt ihn fest.

„Dein ... dein Vater schickt mich“, krächzte er, streckte zitternd eine Hand nach ihm aus. Die Finger der Hand öffneten sich, und eine Kafén kam zum Vorschein – eine Kafén, die von einer Aura der Güte und Sanftmut umgeben war, die Neanden selbst unter tausend anderen mühelos hätte erkennen können: die seines Vaters.

Seine Magie zersplitterte wie dünnes Glas. Er konnte seinen Willen nicht mehr halten, und sein Zorn, nun ohne Ziel, floss wie eine gewaltige, verzehrende Welle in ihn zurück. Mit einem Aufschrei sprang er nach vorn und schlug zu. Seine geballte Faust krachte gegen die Schläfe des Jungen, der sofort wie ein gefälltter Baum zu Boden stürzte.

Schwer atmend beugte sich Neanden zu ihm herab und riss ihm die Kafén aus der Hand. Die Lippen zu einem harten Strich zusammengepresst, starrte er auf die kleine, silber schimmernde Münze, die sich warm an seine Haut schmiegte. Seine Hand begann zu zittern, doch er bemerkte es nicht, ebenso wenig wie das Brennen in seinen Augen und den eisernen Ring, der sich enger und enger um seine Brust zusammenzog. Die Welt um ihn herum verlor ihre Konturen, zerfaserte zur Bedeutungslosigkeit, und seine Gedanken trieben davon, wurden fortgespült vom Rauschen des Blutes in seinen Ohren und dem rasenden Wummern seines Herzens; nur das sanfte Pochen der Kafén in seiner Hand und das qualvolle unendlich vertraute Gefühl einer Geborgenheit und einer Liebe, die er so lange schon nicht mehr empfunden hatte, schienen noch wirklich zu sein.

Sekundenlang geschah gar nichts; schmerzhaft Stille hing über der Lichtung, deren Luft eben noch vom ausgelassenen Tanz und Gesang der Sylphen und Blütenfeen vibriert hatte. Plötzlich wahrte er eine Bewegung in seinem Augenwinkel, und als er mühsam seinen Blick von der Kafén löste und den Kopf hob, sah er die goldene Blütenfee, die irgendwann während seines mörderischen Angriffs gemeinsam mit den übrigen Wesen des Kleinen Volkes schließlich doch die Flucht ergriffen hatte und nun majestätisch über die Wiese auf ihn zugeschwebt kam. Sie strich dem Jungen behutsam über die Stirn, blickte vorwurfsvoll zu Neanden herauf – und verschwand im Meer der Blumen.

Im gleichen Moment hörte Neanden aufgeregte Stimmen. Gairevel und seine Krieger waren gekommen.

Gairevel trat zu ihm und musterte mit gerunzelter Stirn den reglosen Körper zu seinen Füßen.

„Wer ist das?“

Das Beben in seiner Seele ließ vermuten, wen er erwartet hatte.

Neanden knirschte mit den Zähnen. „Ogaires Sohn.“

Gairevel und die anderen erschranken zutiefst. Neanden spürte, wie sie ihren Willen bündelten, bereit, anzugreifen oder besser gesagt, um ihr Leben zu kämpfen.

Er beachtete sie nicht. Wortlos bückte er sich und warf sich den Jungen über die Schulter.

„Kommt“, sagte er mit kalter Stimme. „Der Rat muss so schnell wie möglich hiervon erfahren.“

10. Kapitel

An der Spitze der anderen Männer und mit ebenso grimmiger Miene wie sie trat Neander wenig später mit seiner Last ins Dorf. Die übrigen Elfen erwarteten sie bereits. Jeder vor ihnen hatte den Ruf vernommen, und ihre Furcht, Ogaire könnte nach all den Jahren der Zauber der Ältesten überwunden haben und in den Hain zurückgekehrt sein, schwebte wie kalter, klammer Nebel zwischen den Bäumen und hüllte ihn ein, lange bevor er mit seinen Begleitern den Rand des Dorfes erreichte.

Erleichterung fuhr wie ein frischer Wind durch die Seelen der Wartenden, als sie sie kommen sahen, doch sie verschwand beim Blick in ihre finsternen Gesichter sogleich wieder. Neanden sah niemanden an. Steif und hoch aufgerichtet trug er den Eindringling vor den Ratssaal. Rilcaron und die vierzehn anderen Mitglieder des Ältestenrates waren aus dem Saal in die Sonne getreten, warteten ebenso gespannt wie der Rest ihrer kleiner Gemeinschaft.

Was zweifellos das Beste war, was sie hatten tun können, denn um nichts in der Welt wäre Neanden mit der widerwärtigen Kreatur auf seinen Schultern in die erhabene, heilige Halle der Ältesten getreten. Es war schlimm genug, dass er das Dorf mit ihrer Anwesenheit besudeln musste.

Grob warf er seine Last vor Rilcaron auf den Boden.

„Dies ist Ogaires Sohn“, presste er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. „Gezeugt mit und geboren von einer Menschenfrau.“

Rilcaron, der sich eben über den Jungen hatte beugen wollen, zuckte zurück wie vor einem eiternden Geschwür.

„Ist das wahr?“, flüsterte er.

Neanden nickte. Seine Kiefer zermahlten erneut einen unsichtbaren Feind zu Staub.

Elfen, von allen Seiten herbeigeeilt, wichen ebenso erschrocken wie die Ältesten zurück. Die Furcht vor einer Rückkehr Ogaires, die gerade erst zu schwinden begonnen hatte, grub sich erneut in ihre Herzen, verwandelte ihre Mienen in bleiche, schreckensstarre Masken.

Alle starrten den Jungen an. Er war hochgewachsen und schlank, so wie alle Elfen, doch sein Gesicht war nicht so schmal, wie es hätte sein sollen, und obwohl seine Wangenknochen auf eine durchaus markante Weise seine Züge betonten, traten sie andererseits nicht so deutlich hervor, wie es bei den Elfen im Allgemeinen der Fall war. Doch erst seine Haare verrieten endgültig seine Herkunft, denn Elfenhaar war niemals schwarz; es war blond wie das Korn, kurz bevor es im Frühling seinen ersten Samer ausstreute und neues Leben gebär, hellbraun wie reifende Haselnüsse, wenn der Sommer sich dem Herbst entgegenneigte, von sattem Braun wie der lebendige Waldboden oder dunkelbraun wie die Rinde uralter Tannen, nicht schwarz wie die kalte Asche des Feuers. Nicht schwarz wie die toten Bäume und Büsche dort, wo Ogaire seinen unheiligen Zauber gewirkt hatte.

Lähmende Stille senkte sich über den Platz. Schließlich hob Rilcaron den Kopf und schaute Neanden durchdringend an. „Er scheint tatsächlich zur Hälfte ein Mensch zu sein.“

Aber bist du sicher, dass Ogaire sein Vater ist? Könnte nicht auch Io...“

„Nein!“ Neanden schüttelte heftig den Kopf und verfluchte sich selbst, als er den schriller Unterton in seiner Stimme bemerkte. „Er ist Ogaires Brut! Ich habe seine Augen gesehen. Es waren Ogaires Augen, dieselben Augen, die jeder männliche Erbe des Geschlechts der an'Tairdym besitzt. Daran gibt es nicht den geringsten Zweifel.“

Rilcaron tauschte einen unsicheren Blick mit seinen Ratskollegen. „Wie ist sein Name? Haben die Blütenfeen und Sylphen ihn beim Namen genannt?“

So taten sie es immer bei einem Heimkehrer.

Neanden schluckte hart, bekam die Antwort kaum heraus. „An ... Andion.“

Rilcaron erbleichte, und ein ungläubiges Raunen ging durch die Menge. Zorn mischte sich jetzt deutlich spürbar in die Wolke der Furcht. Tigarain schob sich nach vorn; in ihren alten, braunen Augen loderte ein gefährliches Feuer.

„Diesen Namen wird er niemals tragen! Was für ein ungeheuerliches Sakrileg! Wie kann Ogaire es wagen, nach allem, was er unserem Volk angetan hat, seinem Menschenbastard den heiligen Namen zu geben? Will er uns verhöhnen?“

Zustimmendes Gemurmel wurde laut. Fäuste wurden geballt, Lippen voll grimmiger Wut aufeinandergepresst.

Neanden wünschte, er könnte einfach gehen, wünschte, er müsste seine nächsten Worte nicht aussprechen. Doch das war unmöglich. Die Kafén, die er noch immer umklammert hielt, schien sich plötzlich wie ein Stück glühende Kohle in sein Fleisch zu brennen, verhöhnte ihn mit der Aura der Sanftmut und Geborgenheit, die warm in seine Seele strömte.

Er räusperte sich, musste zweimal ansetzen, ehe es ihm gelang, die Worte über seine Lippen zu zwingen. „Er sagte, mein Vater ... habe ihn geschickt.“

Rilcaron sah ruckartig zu ihm hin. „Ionosen? Dieser Junge hatte Kontakt zu Ionosen?“

Neanden nickte steif. „So scheint es.“ Widerwillig zwang er seine Faust, die die Kafér umschloss, sich zu öffnen.

„Eine Botschaft deines Vaters?“, fragte Rilcaron überrascht.

Neanden wünschte, die Blicke der anderen wären nicht so fragend, nicht so zweifelnd, wären nicht so sehr ein Spiegel seiner eigenen Gefühle. Was, bei allen Bäumen, hatte sein Vater mit Ogaires Sohn zu schaffen? Er nickte stumm.

Tigarain machte eine knappe Handbewegung. „Öffne die Kafén! Lass uns die Botschaft hören.“

Neanden schloss die Augen, fokussierte seinen Willen und ließ einen winzigen Hauch seiner Magie in das kleine, silberne Plättchen strömen. Mehr brauchte es nicht, um die versiegelte Botschaft seines Vaters erkennen zu lassen, dass sie in die richtigen Hände gelangt war. Augenblicklich konnte er Ionosens Nähe spüren, fühlte die sanfte Berührung seiner gütigen Präsenz und wusste, dass alle um ihn herum in diesem Moment das gleiche empfanden. So erfuhren sie, dass Ogaires Sohn seinen Vater niemals gesehen hatte, dass seine Mutter noch vor seiner Geburt von Ionosen aus Ogaires widerwärtigen Klauen befreit

worden war, bevor sie das gleiche Schicksal erleiden konnte wie Isirada, Ionosens Schwester. Sie erfuhren, wie Ionosen das Kind Jahr um Jahr vor Ogair versteckt und es aufgezogen hatte. Gleichzeitig bat er sie um Vergebung für seinen scheinbaren Verrat und beendete seine Botschaft mit einer eindringlichen Bitte: Sie sollten diesen Jungen, auch wenn er Ogaires Sohn war, behüten und beschützen wie einen der ihren, denn nicht ohne Grund habe er ihm den Namen Andion gegeben. Dieser Andion, so behauptete er, sei der Schlüssel zum Überleben des Hains und der Elfen selbst, und er werde dereinst vollbringen, wozu kein anderer jemals zuvor in der Lage gewesen sei.

Natürlich verriet Ionosen nicht, was genau das sein sollte. Kein Prophet hatte jemals eine positive Vision mit anderen geteilt. Böses wurde vereitelt, indem man es aussprach, doch Gutes könnte ebenso verhindert werden, wenn zu viele davon wussten und man es allzu angestrengt herbeizuzwingen versuchte.

Aber obwohl Neanden das wusste - obwohl *sie alle* es wussten -, brachten Ionosens Worte keine Erleichterung, grub sich der Dorn des Zweifels nur noch tiefer in ihre Herzen.

Gairevel war es, der schließlich aussprach, was alle dachten. „Wie sollte uns ausgerechnet ein *Menschenbastard* helfen können? Die Menschen sind nicht einmal in der Lage, ihre eigene Welt zu retten, wie sollte es ihnen da mit der unseren gelingen? Das Einzige, was sie können, ist zerstören!“

Neanden senkte den Kopf. Früher hätte er Gairevels zorniger Anklage vielleicht widersprochen, hätte seinen Vater und das, woran er glaubte, verteidigt. Doch das war gewesen, bevor Ionosen sich gegen den Rat gestellt hatte. Die anderen waren zu recht skeptisch. Wer konnte noch einem Propheten glauben, der schon einmal sein Volk verraten hatte?

Rilcaron atmete tief durch. „Er wird die Gelegenheit bekommen, sich zu äußern. Es wird sich zeigen, wie stark das Blut der Elfen tatsächlich in seinen Adern fließt. Erst danach werden wir über sein Schicksal befinden.“

Die anderen Ratsmitglieder stimmten Rilcarons Entscheidung zu, und Neanden war froh, die Entschlossenheit in ihren Herzen zu spüren. Dieses Mal würde sich niemand täuschen lassen. Die Gefühle der Ältesten ließen in dieser Hinsicht keinerlei Zweifel zu. Sollte der Junge sich als Gefahr erweisen - sollte auch nur die geringste Möglichkeit bestehen, dass er eine sein könnte -, würde er sterben.



Es wurde Maifell übertragen, ihren seltsamen Gefangenen aus seiner Bewusstlosigkeit zu wecken, da sie von allen im Dorf über die größten heilerischen Kräfte verfügte. Als Neanden sah, wie sich in der schweigenden Menge eine Gasse für sie öffnete und sie mit schnellen Schritten auf die reglose, am Boden liegende Gestalt des Fremden zueilte, versteifte sich alles in ihm, und er hätte sie am liebsten gepackt und mit sich fortgezerrt, irgendwohin, wo sie in Sicherheit war, wo Ogaires kalter, tödlicher Atem sie niemals erreichen würde. Was, wenn *Andion* beim Erwachen feststellte, dass er nicht mit so offenen Armen empfangen wurde, wie er das vermutlich beabsichtigt hatte, und Maifell als

Schutzschild oder Geisel benutzte, um sich seinen Weg zurück in die Menschenwelt freipressen zu können? Ogair *hatte* eine junge, unschuldige Frau bestialisch abgeschlachtet, als er seinen Vorteil darin gesehen hatte. Was hinderte seinen Sohn daran, dasselbe zu tun?

Neanden spürte, wie sich seine Rückenmuskulatur anspannte, als sich Maifell direkt neben dem Bewusstlosen auf die Knie niederließ, mit der Hand behutsam über seine Stirn strich und ihre Augen schloss. Bevor er jedoch im lähmenden Würgegriff seiner Furcht vollends die Beherrschung verlor, zuckte sie zusammen, riss ihre Augen wieder auf und starrte ihn an. Ihr Zorn traf ihn wie ein Schlag.

„Du hast ihn beinahe umgebracht!“

Neanden hatte das Gefühl, als geföre er innerlich zu Eis. Er verschränkte die Arme vor der Brust und wich steif einen Schritt vor ihr zurück. „Er ist Ogaires Sohn. Hätte ich einen Blumenkranz für ihn flechten sollen?“

Maifell schnaubte verächtlich. „Ein Lächeln oder ein freundliches Wort hätten schon genügt.“ Sie warf einen herausfordernden Blick in die Runde. „Ogaires Sohn oder nicht dieser arme Junge ist für niemanden eine Gefahr, und jeder, der auch nur einen winzigen Moment innehalten würde, bevor er seinen Hass auf ihm entläßt, würde das auch spüren. Seine Macht ist eben erst erwacht, und wenn er sich gegen deinen Zauber gewehrt hat, Neanden, dann war das gewiss nicht mehr als ein instinktiver Reflex. Er hat lediglich versucht, sein Leben zu schützen. Hätte er es nicht getan, wäre er jetzt tot!“

Neanden holte tief Luft. Obwohl dies weder der richtige Ort noch die richtige Zeit war, um sich von Maifell in einen neuerlichen Disput über Pflichtbewusstsein und moralische Integrität verwickeln zu lassen, spürte er, wie auch in ihm der Zorn zu pochen begann. „Er ist ein *Eindringling*, Maifell. Hätte ich darauf warten sollen, dass er uns allen die Kehle durchschneidet?“

Maifell schüttelte den Kopf, dass ihre langen blonden Haare flogen. „Er ist *kein* Eindringling! Der Hain hat ihn gerufen. Und die Sylphen und Blütenfeen haben das Erbe seines Volkes in ihm bestätigt.“

„Ogaires Erbe!“

Wieder einmal trat dieser mitleidige Ausdruck in ihre Augen, der ihn so sehr schmerzte. „Nicht alle haben so viel Glück mit ihren Eltern wie du, Neanden.“

Bevor er etwas darauf erwidern konnte, durchschnitt Rilcarons scharfe Stimme das betretene Schweigen ringsum.

„Es reicht, Maifell! Wir haben deine Meinung zur Kenntnis genommen.“

„Aber ...“

„Tu deine Pflicht! Dies, nicht mehr und nicht weniger, erwarten wir von dir. Sollte dir dieser Fremde allerdings wichtiger sein als das Wohl deiner Freunde und deiner Familie, dann werde ich meine Bitte an jemand anderen richten.“

Maifell presste die Lippen aufeinander. „Ich werde ihn heilen.“

Rilcaron nahm ihre Antwort mit unbewegtem Gesicht zur Kenntnis. „Gut. Und beeil dich

Ich will kein weiteres Wort mehr von dir hören.“

Kurz dachte Neanden, Maifell würde abermals aufbegehren, doch sie beugte sich lediglich schweigend über den Jungen und legte ihm noch einmal die Hände auf die Stirn. Wenige Augenblicke später war es vollbracht.

„Er wird gleich erwachen“, erklärte Maifell dumpf. Mit steinerner Miene nahm sie ihre Hände von dem reglosen Körper und richtete sich auf.

Rilcaron würdigte sie keines Blickes. Mit einer knappen Geste winkte er Gairevel. Dann nahm Maifell beim Arm und führte sie sanft, aber bestimmt von der Versammlungshalle fort.

Maifell ließ es widerspruchslos geschehen. Sie warf noch einen letzten Blick auf den Jungen, sah dann zu Neanden.

Neanden schnürte es vor Kummer die Kehle zusammen. Selbst ohne sie anzusehen spürte er, dass ihre Herzen in diesem Augenblick weiter voneinander entfernt waren als je zuvor.

11. Kapitel

„Steh auf!“ Die barsche Stimme riss Andion endgültig aus der Finsternis. Gleichzeitig wurde er gepackt und grob auf die Füße gestellt.

Mit jäh erwachender Furcht kämpfte er gegen die Reste der Benommenheit, versuchte sich zu wappnen, was auch immer kommen möge, und öffnete die Augen.

Er starrte direkt in Neandens kaltes, grimmiges Gesicht. Auch ohne Ionosens Warnung hätte er ihn sofort erkannt, denn Neanden besaß die Augen seines Vaters. Doch der Blick *dieser* Augen enthielt keine Wärme, gab Andion nicht das Gefühl, in die ruhigen, klaren Tiefen eines stillen Bergsees hinabzutauchen. Das Einzige, was ihm entgegenschlug, warer Verachtung und Hass – ein so kalter, tödlicher Hass, dass sich Andion unwillkürlich der Magen zusammenzog.

Seine Schultern sanken herab. Alles war genauso gekommen, wie Ionosen es vorausgesagt hatte. Aber hatte er auch vorhergesehen, wie nahe Neanden daran gewesen war, ihm mit seiner Magie den Kopf von den Schultern zu reißen?

Allein der Gedanke an die mörderischen Kräfte, die Neanden gegen ihn entfesselt hatte ließ ihn innerlich erbeben. Lediglich sein eigener verzweifelter Überlebenswille hatte ihn geschützt, hatte die Mauern zu den Kellergewölben seiner Seele zum Einsturz gebracht und die schlafende Kreatur erweckt, die dahinter verborgen gewesen war. So wie Ionosen es prophezeit hatte, war im Augenblick der größten Gefahr tatsächlich das Erbe seines Vaters in ihm erwacht, hatte sich durch ein instinktives Aufbäumen seines Willens von den Fesseln befreit, die es all die Jahre in der Menschenwelt gefangen gehalten hatten, und war in einer unkontrollierten, wilden Eruption magischer Energie aus ihm hervorgebrochen. Doch obwohl er seine unverhoffte Zauberkraft weder bewusst heraufbeschwören noch in irgendeiner Form gezielt hatte lenken können, hatte sie ihm zweifellos den Hintern gerettet – zumindest kurzzeitig, denn hätte Neanden nicht von ihm abgelaassen, hätte es trotz seiner verzweifelten Gegenwehr übel für ihn ausgesehen.

Andion schlug die Augen nieder, und der Hals wurde ihm eng. Er spürte genau, dass er noch immer am Abgrund stand, dass ein falscher Schritt genügte, um eine Lawine loszutreten, die ihn schließlich doch noch mit in die Tiefe reißen konnte. Der erstickende Brodem aus Feindseligkeit und Abscheu, der von allen Seiten über ihn hinwegschwappte, sprach in dieser Hinsicht leider eine mehr als deutliche Sprache.

Sie waren alle gekommen, hatten sich schweigend rings um den weiträumigen Platz versammelt, auf den Neanden ihn geschleppt hatte. Das gesamte Dorf, der letzte Rest eines sterbenden Volkes – und alle hassten sie ihn. Er spürte ihr Leid und ihren Schmerz, ihre Bitterkeit und Trauer und ohnmächtige Wut, eine Wut, die nach all den Jahren endlich ein Ziel gefunden hatte – in ihm.

Doch wie hätte es auch anders sein können? Sie hatten so vieles verloren, hatten so viele Qualen erdulden müssen. Die meisten von ihnen wünschten Ogaire den Tod, und kaum einer würde zwischen ihm und seinem Vater einen Unterschied machen.

Er konnte es ihnen nicht einmal übel nehmen. Wenn selbst Zwölfjährige nach einem

einzigsten flüchtigen Blick in seine Augen wieder zu ängstlichen Bettnässern mutierten oder Mütter mit ihrem Kinderwagen hastig die Straßenseite wechselten, wenn er auf dem Weg in den Park oder in die Schule an ihnen vorüberging, wie sollte es da erst jenen ergehen, die um die widerwärtigen Umstände seiner Herkunft wussten? Die die Gräueltaten seines Erzeugers und das unermessliche Leid, das er damit über ein ganzes Volk gebracht hatte, am eigenen Leib zu spüren bekommen hatten? Im Grunde war es ein Wunder, dass er überhaupt noch lebte, dass sie ihn nicht schon längst in Stücke gehackt und als Futter für die Krähen wieder zurück in die Menschenwelt befördert hatten.

Mutlos ließ er den Kopf hängen. Wie sehr hatte er sich zum Narren gemacht! Er hatte sich selbst etwas in die Tasche gelogen, hatte allzu bereitwillig seine Augen vor der Wahrheit verschlossen. Dabei hätte er es besser wissen müssen. Denn mochten die Wesen des Kleinen Volkes aus Freude über seine Ankunft auch noch so sehr aus dem Häuschen geraten und ausgelassen das Tanzbein schwingen, die Elfen würden das niemals tun. Er hatte kein Zuhause, weder in der Menschenwelt noch hier im Hain. Es war naiv gewesen auf etwas anderes zu hoffen.

Er spürte, wie einer der Elfen langsam näher trat.

„Sieh mich an!“

Die schneidende Schärfe des Befehls ließ Andion erschrocken zusammenzucken. Hastig hob er den Kopf – und sah in zwei kalte, glitzernde Augen, deren Blick sich wie die Klinge eines Messers in ihn hineinbohrte.

„Ich bin Rilcaron, der Sprecher des Ältestenrates“, sagte der Elf. Jedes seiner Worte schien die Luft über der Lichtung um ein paar Grad kälter werden zu lassen. „Wir haben die Nachricht der Kafén erhalten.“

Trotz der eisigen Ablehnung, die ihm entgegenschlug, glomm zaghafte Erleichterung in Andion auf. Dann wussten sie also Bescheid. Sie wussten, dass er nichts mit seinem Vater zu tun und dass Ionosen ihn geschickt hatte.

Doch anscheinend war die Botschaft nicht so eindeutig gewesen, wie er gehofft hatte.

„Wieso bist du hier?“, fragte Rilcaron. Sein durchdringender Blick bekam etwas Lauerndes, wie bei einem Raubtier, das regungslos in der Dunkelheit kauert, um im nächsten Moment mit einem einzigen schnellen Biss die Kehle seines ahnungslosen Opfers in Fetzen zu reißen.

Andion schrumpfte unter der bedrohlichen Intensität dieses Blicks ein Stück in sich zusammen. Er räusperte sich, musste zweimal ansetzen, ehe er einen Ton über seine trockenen Lippen brachte. „Der ... der Hain hat mich gerufen.“

„Das wissen wir. Aber *wieso bist du hier?*“

Andion starrte in das harte, abweisende Gesicht des Ältesten, und Kummer und Bitterkeit gruben sich in sein Herz. So sehr verachteten sie ihn? So sehr wünschten sie seinen Tod, dass sie lieber dabei zusahen, wie er mit blutigen Fäusten gegen ihre Mauern hämmerte, bis auch der letzte Rest von Leben unwiderruflich aus ihm herausgesickert war, als dass sie ihre Tore für ihn öffneten und ihn für ein paar wenige kostbare Augenblicke zu sich in die

Wärme ihres Feuers holten, ehe sie ihn wieder hinaus in die Dunkelheit jagten?

Verzweifelt suchte er nach Worten, nach irgend etwas, was er Rilcarons grimmiger Anklage entgegenzusetzen vermochte, doch er fand nichts. Vielleicht hatte er auch gar nicht das Recht dazu. „Es tut mir leid“, sagte er dumpf. „Ich hätte niemals herkommen sollen.“

Rilcarons Braue ging steil in die Höhe. „Dafür, dass du es nicht hättest tun sollen, hattest du es aber ziemlich eilig damit. Das scheint mir ein bemerkenswerter Sinneswandel für so eine kurze Zeit, findest du nicht?“ Seine Augen wurden schmal. „Wie lange hast du in diesem Park auf der Lauer gelegen, bis sich endlich ein Durchgang geöffnet hat? Wochen? Monate? Wie lange hast du diesen Tag geplant? Warum gibst du nicht zu, dass du nur deshalb so schnell auf den Ruf reagiert hast, damit wir nicht erkennen konnten, wer gerufen wird? Damit uns keine Zeit blieb zu entscheiden, ob wir dir Einlass gewähren wollen oder nicht?“

Andion fand nicht einmal die Kraft, zu erschrecken oder Furcht zu empfinden. Müde schüttelte er den Kopf. „Nein. So war es nicht. Ich bin dem Ruf deshalb so schnell gefolgt damit Ogaire mir nicht vor der Grenze zum Hain auflauern konnte. Außerdem meinte Ionosen, ich hätte nicht viel Zeit.“

„Tatsächlich? Ich weiß ja nicht, was Ionosen dir erzählt hat, aber ein Elf deines Alters kann durchaus einige Wochen lang dem Ruf des Hains widerstehen, ohne dass er sich schreiend vor Qual am Boden krümmt.“

Andion blinzelte verwirrt. „Das ... das verstehe ich nicht! Mir sagte er, ich dürfte nicht bis zum nächsten Morgen warten!“

Ein Raunen ging durch die Menge, und auch Rilcaron runzelte die Stirn.

„Wie alt bist du? In Menschenjahren!“

„Siebzehn.“

Das Raunen wurde noch lauter. Andion wagte es, kurz den Kopf zu drehen und mit klopfendem Herzen in die Runde zu spähen. Sein Blick blieb an Neanden hängen. Ionosens Sohn sah nicht älter aus als zwanzig, doch er hatte schon gelebt, als Ionosen den Hain vor neunzig Jahren verlassen hatte.

Da begriff er. Offenbar hatten die Elfen geglaubt, dass sich Ogaire sofort, nachdem er in die Menschenwelt gekommen war, eine Frau genommen und mit dieser ein Kind gezeugt hatte. Sie schienen tatsächlich überzeugt gewesen zu sein, einen beinahe 90jährigen vor sich zu haben! Das allerdings bedeutete, dass er, gemessen an den Maßstäben eines Elfen, vermutlich noch immer kaum mehr war als ein Kleinkind, das noch ein paar Augenblicke zuvor selbstvergessen mit seinen Plastikförmchen im Sandkasten herumgekrabbelt war und gerade erst damit begonnen hatte, auf seinen eigenen, unsicheren Beinchen die Wunder und Geheimnisse der Welt zu erkunden, das noch nichts wusste von dem Leid und dem Schmerz und den finsternen Kreaturen, die nur darauf warteten, es zu packen und seine zarte, unschuldige Seele mit Niedertracht und Bosheit und gierigem Hass zu besudeln.

Doch das änderte nichts. Er musste nur in ihre harten, verschlossenen Gesichter blicken, um zu wissen, dass er für die Elfen *niemals* unschuldig sein würde. Auch sein geringes

Alter vermochte es nicht, die eisige Mauer der Ablehnung zum Schmelzen zu bringen und ein freundliches Lächeln auf ihre zusammengepressten Lippen zu zaubern, im Gegenteil war es für alle ein unübersehbares Zeichen, dass er nicht nur Ogaires Sohn, sondern darüber hinaus das Kind einer Menschenfrau war. Vermutlich waren sie sich nicht einmal einig, welcher der beiden Umstände ihn ursächlich zu einer Missgeburt machte.

Rilcaron schaute ihn einen Moment lang mit regloser Miene an, und abermals hatte Andion das Gefühl, am Rand eines tödlichen Abgrunds zu stehen, der ihn bei der geringsten unbedachten Bewegung unweigerlich verschlingen würde. „Unabhängig davon, was Ionoser uns über dich erzählt hat, steht eines offensichtlich außer Frage: Deine Mutter war ein Mensch – und für Menschen ist der Hain verboten.“ Ein dünnes Lächeln erschien auf Rilcarons Lippen, und Andion erschauerte. „Wir werden also erst einmal feststellen müssen, wie stark das Blut der Elfen tatsächlich in deinen Adern fließt.“ Er machte eine knappe Geste. „Komm mit!“

Andion folgte ihm mit gesenktem Blick. Er saß in der Falle, und Rilcaron wusste es. Dem selbst wenn es ihm tatsächlich gelingen sollte, einen derartigen Test zu bestehen – was in Anbetracht seiner eindrucksvollen Fähigkeiten im Umgang mit seiner Elfenmagie mehr als unwahrscheinlich war – war die eigentliche Frage doch eine andere. War es überhaupt *gut*, ihn zu bestehen? Im Augenblick wussten die meisten Elfen noch nicht, ob sie ihn für ein schauriges Monster wie Ogair oder einfach bloß für einen armseligen Menschenbastard halten sollten, hatten sich noch nicht wirklich entschieden, ob hinter der unschuldigen Maske eines Siebzehnjährigen nicht möglicherweise ein blutrünstiger, wahnsinniger Albtraum nur auf den richtigen Moment lauerte, ihnen allen das Leben aus dem Leib zu reißen, oder er nicht mehr war als ein ekelerregender, aber letztlich harmloser Haufen Unrat, den man ohne viel Federlesens in den Rinnstein kehren konnte. Bei einem Menscher würden sie sich vielleicht damit begnügen, ihn lediglich aus dem Hain zu werfen, aber was würden sie tun, wenn sie herausfanden, dass *zu viel* von seinem Vater in ihm steckte? Selbst wenn er Rilcarons Prüfung bestehen sollte, war es möglich, dass er damit sein eigenes Todesurteil unterschrieb.

Voll Bitterkeit presste er die Lippen aufeinander. Bis zuletzt hatte er daran geglaubt, irgendwie einen Weg in die Herzen der Elfen finden, sie mit Offenheit und harter Arbeit schließlich von seinen friedlichen Absichten überzeugen zu können. Doch was nützte alle Offenheit, wenn sie den Gefühlen, die sie in ihm spürten, nicht zu vertrauen vermochten?

Aber wie könnten sie auch? Zu tief war die Scham, zu sehr schmerzte die Bewusstheit, dass sich ein ganzes Volk blind wie eine Herde Schafe zur Schlachtbank hatte führen lassen. Er könnte ihnen tausend Mal versichern, dass er nichts Böses im Schilde führte, und es noch intensiver so empfinden, glauben würden sie ihm dennoch nicht. So gesehen wäre er vermutlich gut beraten, den Ball in den nächsten Minuten ein wenig flacher zu halten, zumal er keine Ahnung hatte, wie stark das Erbe seines Vaters tatsächlich in ihm war.

Doch er hatte den Gedanken kaum beendet, da bäumte sich alles in ihm gegen diese Vorstellung auf. Zeit seines Lebens hatte er gelitten, hatte gefürchtet, verrückt zu werden,

weil er anders war als die anderen. Jetzt kannte er endlich den Grund dafür, und jetzt wollte er es selbst wissen. Er wollte wissen, wie sehr er sich *tatsächlich* von anderen unterschied, sei es nun von den Menschen oder von den Elfen. Vielleicht fand er so endlich heraus, wohin er gehörte. Wenn irgendjemand glaubte, ihm deswegen den Kopf von den Schultern schlagen zu müssen, dann sollte es eben so sein.

Die Menge der Elfen teilte sich schweigend vor ihnen, als er Rilcaron zum Rand des Dorfes folgte. Er spürte Neandens Präsenz in seinem Rücken, die wie der heiße Atem eines Wolfs über ihn hinwegstrich – eines wilden, zornigen Wolfs, der bei dem winzigsten Zucken sofort bereit war, die Zähne in seinen Hals zu schlagen. Vermutlich wünschte nicht nur Neanden, er möge ihm einen Anlass dafür liefern.

Rilcaron ignorierte die düsteren Wolken aus Wut, Hass und Furcht, die sie auf ihrem Weg begleiteten. Erst als sie den Rand des Dorfes erreicht hatten, richtete er erneut das Wort an ihn.

„Dies ist das Ziel.“

Er zog einen kleinen, runden Gegenstand aus seiner Kleidung hervor, kaum fünf Zentimeter im Durchmesser und nicht mehr als fünf oder sechs Millimeter dick. Er sah ein wenig wie eine Münze aus, war jedoch aus Holz geschnitzt und auf beiden Seiten mit filigranen, bunten Symbolen verziert.

„Ziel?“, fragte Andion verwirrt.

Rilcaron winkte einem anderen Elfen. Der kam rasch herbei und drückte Andion einer riesigen, elegant geschwungenen Langbogen in die Hand, dazu einen einzelnen Pfeil.

Ein anderer Elf nahm derweil die kleine, hölzerne Scheibe und trug sie in den Wald. Bereits nach wenigen Sekunden war er so vollständig mit den Schatten der mächtiger Bäume und dem dichten Blattwerk der Büsche und Sträucher verschmolzen, dass Andion weder von ihm, geschweige denn noch etwas von seinem Ziel im dunstigen Licht des Morgens zu entdecken vermochte.

„Du hast einen Versuch“, sagte Rilcaron.

Andion starrte ihn entsetzt an. Das war verrückt! Abgesehen davon, dass er noch niemals in seinem Leben einen Bogen in der Hand gehalten hatte – wie sollte er ein Ziel treffen, dass er nicht einmal *sehen* konnte? Wollten sie sich über ihn lustig machen? Oder – der Gedanke ließ sein Herz unvermittelt schneller schlagen – war es eine Falle, und bestand der eigentliche Test in Wirklichkeit darin, dass sie beobachteten, wie lange er ihre erniedrigenden Spielchen mitspielte, ohne aufzubegehren, ohne ihnen mit stolz erhobenem Haupt ihren Bogen und den Pfeil vor die Füße zu werfen und sich aufrecht und in Würde ihrem Richtspruch zu beugen, wie immer sie auch glaubten, über sein weiteres Schicksal entscheiden zu müssen?

Aber natürlich ergab es auf eine qualvolle Weise Sinn, denn allein mit seinen *menschlichen* Fähigkeiten würde er niemals vollbringen können, was sie von ihm verlangten. Was ihn sogleich zu einem weiteren Problem brachte.

Er atmete tief durch und versuchte, Rilcaron nicht das gesamte Ausmaß seiner Sorge und

seiner Selbstzweifel spüren zu lassen.

„Ich warte besser, bis Euer Mann wieder zurück ist. Ich ... möchte ihn nicht aus Versehen mit meinem Pfeil verletzen.“

Rilcaron betrachtete ihn einen Moment lang nachdenklich, dann schüttelte er den Kopf.

„Das wirst du nicht. Kein Elf könnte mit einem Pfeil jemals einen anderen Elfen verletzen. Die Sylphen würden das niemals zulassen.“

Andion sog scharf Luft ein, als er begriff. Natürlich würden sie das nicht zulassen. Und ebenso wenig würde ein Elf mithilfe der Sylphen jemals sein Ziel verfehlen. Das war es also! Er spürte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte, als unvermittelt neue Hoffnung in ihm erwachte. Vielleicht war doch noch nicht alles verloren, vielleicht bestand noch immer die Möglichkeit, das Blatt zu seinen Gunsten zu wenden und mit heiler Haut aus der ganzen Sache herauszukommen. Denn hatten die Wesen des Kleinen Volkes nicht schon längst mehr als deutlich gezeigt, welche Gefühle sie für ihn hegten und wie groß die Bedrohung war, die sie in ihm sahen? Selbst wenn die Elfen dieser offenen Sympathiebekundung der Sylphen und Blütenfeen noch nicht recht über den Weg zu trauen schienen, sah das Ganze möglicherweise anders aus, wenn er anfang, mit einer Waffe herumzuhantieren, mit dem er jedem Bewohner des Waldes ohne Weiteres das Lebenslicht auszublasen vermochte. Niemals würden die Geister des Windes einem gewöhnlichen Menschen dabei helfen, einen tödlichen Pfeil in die Kehle eines Elfen oder den wehrlosen Stamm eines Baumes zu lenken, und ebenso wenig würden sie es vermutlich tun, wenn sie auch nur den winzigsten Hauch von der Verderbnis seines Vaters in ihm entdeckten. Wahrscheinlich würde es nicht die letzten Zweifel ausräumen, ob er nicht doch mit einem teuflischen Zauber ihre Gefühle und ihre Wahrnehmung täuschte, so wie Ogaire es so viele Jahre lang getan hatte, aber vielleicht reichte es, dass er die nächsten Minuten überstand, ohne von einer Meute hasserfüllter Elfen in Stücke gehackt oder mit dem Kopf voran von der nächsten Eiche geworfen zu werden.

Noch einmal atmete er tief durch, dann fasste er sich ein Herz. Langsam, beinahe behutsam hob er den Bogen und strich prüfend mit dem Finger über die Sehne, ehe er sie vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger nahm und zu ziehen begann. Überrascht bemerkte er, wie viel Widerstand sie ihm entgegensetzte. Selbst sein grobschlächtiger Peiniger Kenneth hätte sie vermutlich um nicht mehr als eine Handbreit zu spannen vermocht.

Aber er war stets stärker als Kenneth gewesen; auch das bewirkte das Elfenblut in ihm. Und es tat noch mehr. Denn als er schließlich mit klopfendem Herzen seinen Pfeil auf die Sehne legte, unter den frostigen, feindseligen Blicken der Elfen den Bogen zum Schuss spannte und an der Spitze des Pfeils entlang ins schattige Zwielflicht des Waldes spähte, war ihm selbst die winzigste seiner Bewegungen so unendlich vertraut, als habe er seit seiner Geburt niemals etwas anderes getan, als lässig wie Legolas auf den Zinnen von Helms Klamm mit seinem Bogen herumzuwirbeln und grunzenden Orks und Trollen das Fürchten zu lehren.

Vertraue auf dein Erbe.

Ionosens Rat. Andion holte tief Luft, lockerte die Muskeln seines Rückens und seiner Schultern, dann richtete er seinen Blick nach innen, schloss die Augen und beschwor das Bild der Windgeister herauf, die ihn so freudig empfangen hatten. In aller Demut sprach er sie zum ersten Mal von sich aus an, bat sie um Hilfe und Unterstützung bei der Aufgabe, die vor ihm lag.

Sie antworteten ihm sofort. Ein leichter Wind strich durch sein Haar, zupfte verspielt an einer Strähne, die ihm in die Stirn gefallen war. Doch noch wartete er, wartete, bis er die leisen, singenden Stimmen der Sylphen deutlich hören konnte, wartete auf ihr Zeichen.

Der Chor der Stimmen schwoll plötzlich an, dann ging ein jäher Ruck durch den Bogen als werde er von tausend unsichtbaren Händchen gleichzeitig gepackt und energisch in eine bestimmte Richtung gedrückt. Beinahe erschrocken ließ Andion die Sehne los, und der Pfeil schnellte davon. Die Sylphen jagten dem Geschoss hinterher und fingen es ein, und noch ehe Andion begriff, wie ihm geschah, war die ganze singende und jubelnde Schar zusammen mit einem letzten silbrigen Aufblitzen von Licht im dichten Unterholz des Waldes verschwunden. Er wusste, dass er getroffen hatte, lange bevor der Elf mit dem kleinen Holzstück zurückkehrte. Der Pfeil hatte es exakt in der Mitte durchbohrt.

Rilcaron betrachtete die winzige Scheibe einen Moment lang mit unbewegter Miene, dann tauschte er einen stummen Blick mit den anderen Mitgliedern des Rates. Obwohl nur Sekunden verstrichen, ehe er sich wieder zu ihm umwandte, erschien es Andion wie eine Ewigkeit – eine Ewigkeit, in der er, zitternd vor Erleichterung, Triumph und lähmender Furcht, mit seinem Kopf auf dem Richtblock lag und mit angehaltenem Atem auf sein Urteil wartete, während der Scharfrichter über ihm bereits seine Klinge wetzte.

Wie würden sie entscheiden? Würden sie ihn nun endgültig als Sicherheitsrisiko einstufen und kurzen Prozess mit ihm machen? Oder würden sie ihm die Gelegenheit geben zu beweisen, dass sie Ionosens Worten vertrauen konnten, dass er kein Monster war, das nur darauf lauerte, ihnen im Schlaf die Kehlen durchzuschneiden und ihr Blut auf dem Altar seiner finsternen Pläne zu opfern? Eines jedoch wusste er mit Gewissheit: Egal ob sie ihn nun an Ort und Stelle umbrachten oder einfach aus dem Hain warfen und die Tür hinter ihr verrammelten, beides würde letztlich seinen Tod bedeuten.

Rilcaron starrte ihn an wie einen Käfer, der gerade aus einem Kuhfladen gekrochen war und sich nun anschickte, über seine frisch polierten Stiefel zu krabbeln. „Du kannst bleiben – zumindest so lange, bis dein Körper und dein Geist genügend gestärkt sind, um außerhalb des Hains überleben zu können. Doch dann musst du in die Welt der Menschen zurück.“

Andion atmete auf. Doch noch wollte die Angst nicht von ihm weichen. „Darf ... darf ich wiederkommen, wenn der Hain mich erneut zu sich ruft?“

Rilcaron nickte. „Ja. Das darfst du.“

Andion schloss kurz die Augen, dann neigte er tief den Kopf. „Ich danke Euch.“

Rilcaron schüttelte den Kopf. „Für einen Dank besteht kein Grund. Wir akzeptieren lediglich, dass du das Recht hast, dich im Hain aufzuhalten, aber das heißt nicht, dass du

uns willkommen bist. Solange du hier bist, wirst du mit niemandem sprechen und dich von allen Elfen fernhalten. Neanden und Gairevel werden stets in deiner Nähe sein, und du wirst keinen Schritt ohne ihre Erlaubnis tun. Solltest du dich ihren oder einer unserer Anweisungen nicht auf der Stelle beugen, sind sie berechtigt, jede erdenkliche Maßnahme zu ergreifen, um den Hain vor dir zu schützen. Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt.“

Andion spürte, wie ihm vor Kummer und Bitterkeit der Hals eng wurde. Also war alles wie immer. Er blieb ein Außenseiter, blieb die verhasste Kreatur, mit der sich niemand abgeben wollte. Ob diejenigen, die ihn verabscheuten, nun Kenneth und seine beiden Schläger waren oder Rilcaron, Neanden oder Gairevel hießen, war bedeutungslos. Der Hass blieb derselbe. Trotzdem beehrte er nicht auf, sondern nickte ergeben.

„Ich werde gehorchen“, versprach er matt.

Rilcaron nickte nicht einmal. Unverwandt starrte er Andion an, als lauere er auf ein falsches Wort oder irgendeine verdächtige Regung, die es ihm erlaubte, seine Drohung unverzüglich in die Tat umzusetzen. „Noch etwas. Solltest du mit dem Namen, den Ionosen dir gegeben hat, auch nur einmal die Luft dieses Waldes verpesten, wirst du den Hain augenblicklich verlassen. Solange du hier bist, heißt du *An*.“

An – die Dunkelheit. Jetzt verstand Andion den Namen, so wie alle Worte, obwohl sie in Elfensprache an ihn gerichtet wurden.

An – die Dunkelheit, Dion – das Licht, Andion – Licht in der Dunkelheit. Beinahe hätte er gelacht. Ionosen hätte ihm wahrlich keinen schlechteren Namen geben können.

Rilcarons Augen wurden schmal. „Ich weiß nicht, was Ionosen in dir sieht. *Ich* sehe es nicht. Aber du kannst ihm danken. Hätte er nicht so energisch für dich gesprochen, wärest du schon längst tot.“

Andion senkte den Blick. Vermutlich hatte Rilcaron recht. Vermutlich hatte sein Name gar nichts zu bedeuten, und Ionosen hatte ihn nur deshalb gewählt, um ihn vor den blinden Rachegelüsten seines Volkes zu schützen. Er würde versuchen, zumindest ihn nicht zu enttäuschen.

12. Kapitel

Andion verbrachte sieben Tage im Hain, Tage, die ihm eine neue, nie gekannte Dimension der Einsamkeit offenbarten. Niemand sprach auch nur ein einziges Wort mit ihm, und nicht einmal Neanden und Gairevel, seine beiden grimmigen Wächter, die einander im täglichen Wechsel bei der Erfüllung ihrer Aufgabe ablösten und deren bedrohliche Gegenwart seit der Entscheidung des Rates zu seinem ständigen, düsteren Schatten geworden war, ließen sich dazu herab, ihren Atem an ihn zu verschwenden.

So oft er den Blick hob und sie ansah, verschlossen sich ihre Mienen, und er spürte, wie sich ihre Muskeln anspannten, wie sich ihr Wille zu einer kalten, harten Klinge formte, die nur darauf wartete, ihm mit einem schnellen, kompromisslosen Schlag ihrer Elfenmagie den Kopf von den Schultern zu trennen, sollte er ihnen auch nur den winzigsten Anlass dafür liefern.

Was er nicht tat. Er wusste, dass sie ihn hassten – ihn und den Befehl der Ältesten, der sie zwang, Tag und Nacht in seiner Nähe bleiben zu müssen -, und wenn er eines in den 17 Jahren seines Lebens gelernt hatte, dann war es, seine Streichhölzer in der Tasche zu behalten, solange er noch auf einem Berg voller Dynamitstangen saß.

Und so wurde er auch hier zu einem Gespenst, zu einem blassen, substanzlosen Schatten, der mit gesenktem Kopf und starr auf den Boden geheftetem Blick zwischen den Bäumen umherschlurfte, dessen fahle Gestalt wie Rauch über die Dornen glitt, die versuchten, sich in sein Fleisch zu bohren und blutige Stücke aus seinem Körper zu reißen. Er spürte die Blicke der anderen Dorfbewohner, spürte ihre Wut, ihre Furcht und ihre Verwirrung, wenn sie ihn aus der Sicherheit ihrer Baumwipfel heraus beobachteten. Keiner von ihnen wagte sich in seine Nähe, keiner von ihnen schien das Bedürfnis zu verspüren, seine Vorurteile und Zweifel über Bord zu werfen und herauszufinden, ob das Monster aus ihrer Erinnerung tatsächlich dem Jungen glich, der da mit hängenden Schultern und traurigen Augen vor ihnen stand und verzweifelt darum kämpfte, einer von ihnen zu sein.

Einmal am Tag erlaubten ihm Neanden und Gairevel, im Wald rings um das Dorf eine Handvoll Beeren und Nüsse zu sammeln, mit denen er zumindest seinen größten Hunger zu stillen vermochte, doch weder boten sie ihm ein Dach über dem Kopf noch ließen sie den geringsten Zweifel daran aufkommen, dass sie jede seiner Bewegungen, die ihn näher als bis auf Steinwurfweite an die Stämme jener Bäume heranführte, die die Heimstätten ihrer kleinen Gemeinschaft trugen, als feindseligen Akt zu interpretieren – und entsprechend zu ahnden – gedachten.

Und so verbrachte er die meiste Zeit am Ufer eines kleinen, zwischen Eichen und Tannen verborgenen Weihers, auf den er bei einem seiner wenigen kurzen Streifzüge in die Umgebung gestoßen war, schlief dort unter freiem Himmel und mit dem Rücken an einen Baum gelehnt und versuchte, nicht auf die Tränen zu achten, die jeden Morgen heiß hinter seinen geschlossenen Lidern brannten.

Doch so sehr die Verachtung und die Ablehnung der Elfen ihn auch schmerzten, gänzlich allein blieb Andion dennoch nicht. Bereits mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne

kamen sie herbei, erhoben sich wie bunte Schmetterlinge aus den Blütenkelchen der Blumen und Büsche, tanzten auf den sanften Strömungen des Windes, huschten lautlos und schnell wie Schatten durch das dichte Unterholz, hoben ihre uralten, gütigen Gesichter knarrend aus der Rinde der Bäume, um ihn voller Mitgefühl und Kummer zu betrachten – all die Wesen des Kleinen Volkes, die Blütenfeen und Sylphen, die Kobolde und Dryaden, die ihn bei seiner Ankunft im Hain mit so viel Ausgelassenheit und Freude willkommen heißen hatten. Winzige, ätherische Finger strichen tröstend über sein Gesicht, versuchten, die düsteren Wolken zu vertreiben, die von Tag zu Tag schwerer auf seiner Seele lasteten, und überall um sich herum hörte Andion seinen Namen im Wind – seinen kompletten, seinen wahren Namen, den, den ihm Ionosen, der Elfenprophet, nur wenige Minuten nach seiner Geburt gegeben hatte.

Ihre anhängliche Treue rührte ihn, und doch wünschte er bald, die Kleinen Wesen hätten sich nicht so offen auf seine Seite gestellt und nicht gar so deutlich gezeigt, was sie vom Verhalten der Elfen und den Beschlüssen des Ältestenrats hielten. Denn je länger Neander dem unverfrorenen Treiben der Sylphen und Blütenfeen, der Dryaden und Kobolde zusah und je öfter sich der Klang des verhassten Namens in seine Seele ätzte, desto mehr schwoll finsterer Groll in seinem Herzen, und seine Gesichtszüge erstarrten mehr und mehr zu einer schroffen, zorndurchtränkten Maske, einer Maske mit dünnen, zu einem harten weißen Strich zusammengepressten Lippen und Augen, in deren eisigem Blau ein tödliches Feuer loderte. Andion konnte es ihm nicht einmal verdenken.

Auch deshalb, weil er Neanden nicht länger zumuten wollte, durch seine Anwesenheit ständig an Ogaire und seinen Vater erinnert zu werden, ließ er sich schon nach sieben Tagen zur Grenze des Hains führen. Obwohl sich jede Faser seines Körpers und seiner Seele beim Gedanken an den letzten, entscheidenden Schritt, der ihn wieder zurück nach Oakwood bringen würde, vor Verzweiflung und stummer Qual verkrampfte und seine Muskeln von Sekunde zu Sekunde weniger Bereitschaft zeigten, seine Füße noch ein weiteres Mal vom Boden zu heben, hatte er keine Wahl, nicht nur wegen Neanden. Er hatte lange genug nur an sich selbst gedacht. Es wurde Zeit, die, die ihn liebten und sich um ihn sorgten, nicht noch weiter im Ungewissen zu lassen.

Der Schritt zurück traf Andion wie ein Schock. Im Vergleich zur überbordenden Lebenskraft und Vitalität des Hains wirkte die Welt der Menschen so kraftlos und tot wie ein alter Lappen, der in einem Eimer voller Schmutzwasser langsam vor sich hin moderte. Selbst hier im Park, der ihm von allen Orten stets der Liebste gewesen war, schmeckte die Luft so abgestanden und schal, war so sehr erfüllt vom Geruch nach Abgasen, Staub, Asphalt und Beton, vom ständigen Summen und Vibrieren, Hupen und Dröhnen tausender von Autos, Lkws und Bussen, von Pressluftschlämmern, Rasenmähern und über den Himmel ziehender Flugzeuge, dass sich seine Kehle vor Entsetzen und Ekel zusammenzog und seine Lunge sich anfühlte, als würde mit jedem qualvollen Heben und Senken seiner Brust ein größerer Haufen Sand und flockiger Asche darin aufgetürmt, der ihm unbarmherzig den Atem nahm.

Benommen und nahezu orientierungslos wankte er über die kiesbestreuten Wege, beinahe blind von den Tränen, mit denen seine gereizten, brennenden Augen vergeblich versuchten, den Schmutz und den Ruß fortzuspülen, die in unsichtbaren Wolken um ihn herumwirbelten, seit er mit einem letzten, widerwilligen Schritt vollends aus dem Nebel der Elfenwelt hervorgetreten war. Vermutlich wäre er noch lange hilflos zwischen den Bäumen und weitläufigen Rasenflächen umhergeirrt, hätte nicht plötzlich ein mächtiges Rauschen die Luft erfüllt und wären nicht mit einem Mal die schneeweißen Schwingen zweier Schwäne so dicht über ihn hinweggestrichen, dass seine Haare in den kräftigen Windböen zu flattern begannen und er vor Überraschung und Freude den Kopf hochriss. Esendion und Alisera waren gekommen!

Die beiden Schwäne schlangen sich in die Höhe, kreisten einen Moment lang über ihm bevor sie eine leichte Kurve beschrieben und in gemächlichem Tempo quer über die Wiese davonflogen.

Andion schloss für eine Sekunde die Augen und holte zitternd Luft, dann straffte er seiner Rücken, verließ den Weg, dem er eigentlich hatte folgen wollen, und eilte den beiden im Sonnenlicht schimmernden Gestalten hinterher, so schnell ihn seine wackligen Beine zu tragen vermochten. Esendion und Alisera allein verdankte er es, dass er schließlich zu jenem Ausgang des Parks gelangte, der dem Haus seiner Mutter am nächsten lag.

Doch obwohl er ihre Hilfe nun nicht mehr benötigt hätte, um sich zurechtzufinden, blieben sie weiterhin in seiner Nähe, kreisten über ihm am Himmel, bis er mit zitterigen Händen seinen Schlüssel, den er vergessen all die Tage in seiner Hosentasche mit sich herumgetragen hatte, ins Türschloss schob, dann drehten sie endgültig ab und glitten majestätisch über die Dächer der Stadt in Richtung Park davon.

Andion schickte ihnen einen stummen Dank hinterher, atmete noch einmal tief durch und stieß die Tür auf. Sein Herz jagte plötzlich mit doppelter Geschwindigkeit in seiner Brust und der Hals wurde ihm eng, als zöge sich eine unsichtbare Schlinge immer fester um seine Kehle zusammen, während er die kurze Treppe hinaufzusteigen begann, so wie er es schon so viele Male zuvor getan hatte, wenn er aus der Schule oder von einem seiner Spaziergänge im Park nach Hause gekommen war, früher, als er noch nichts von seiner wirklichen Herkunft gewusst hatte – und von der Kreatur, die sein Vater war.

Doch nun war alles anders geworden. Sein Leben hatte sich verändert, war von einem boshaften Schicksal zertrümmert, in einem kosmischen Würfelbecher durcheinandergewirbelt und wieder zusammengefügt worden, und kein einziges Teil war mehr dort, wo es früher einmal gewesen war. Plötzlich fürchtete er sich, seiner Mutter gegenüberzutreten, seiner Mutter, die von Anfang an die Wahrheit über ihn gekannt hatte, über ihn, Ionosen – und Ogaire. Wie sehr musste sie dieses Wissen gequält, wie sehr die Notwendigkeit, dieses schreckliche Geheimnis für sich zu behalten, einen Abgrund zwischen ihnen geschaffen haben? Er war nicht einmal ein *Mensch*, und sie hatte es die ganze Zeit gewusst!

Im Vorbeigehen klopfte er an Ionosens Wohnungstür, hielt sich jedoch nicht auf, sondern

eilte weiter nach oben. Seine Mutter saß wie üblich in ihrem Sessel im Flur, doch sie stickte nicht. Ihre Arbeit lag unberührt auf ihrem Schoß, ihre Augen waren allein auf die Tür gerichtet. Er hatte ihr angstvolles Bangen schon gespürt, noch bevor er seinen Schlüssel ins Schloss schob, und seine Kehle schnürte sich noch enger zusammen.

Als sie ihn erblickte, stieß sie einen heiseren Schrei aus, sprang auf, achtete nicht auf die Stickerei, die mit einem dumpfen Laut zu Boden fiel, und stürmte auf ihn zu.

„Andion!“

Sie umarmte ihn, drückte ihn so fest an sich wie nie zuvor. Ihre schmalen Schultern bebten.

„Du bist zurück“, flüsterte sie, wieder und wieder, hielt ihn umklammert wie einen verloren geglaubten Schatz, der nach Jahren der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit unerwartet wieder aus den Tiefen des Meeres emporgestiegen war. Sie presste ihr Gesicht an seine Schulter und weinte, weinte so sehr, dass ihre Tränen in Sekunden sein Hemd durchnässten.

Andion erwiderte ihre Umarmung, strich ihr behutsam mit einer Hand übers Haar. Die vorsichtige, beinahe scheue Berührung ließ ihn innerlich erschauern, und er spürte, wie auch sein eigener Blick unter Tränen zu verschwimmen begann. Niemals zuvor, in all den Jahren seines Lebens, war sie ihm so nahe gewesen, hatte sie seine körperliche Gegenwart so bereitwillig akzeptiert und ihm das Gefühl gegeben, nur ein ganz gewöhnlicher Junge zu sein. Nur ein Sohn, der durch die Dunkelheit gewandert und nach Hause zurückgekehrt war.

„Es ist alles in Ordnung, Mom“, sagte er leise. „Es geht mir gut.“

Doch seine Worte konnten sie nicht erreichen. Sie weinte weiter, selbst noch als Ionosen hinzukam, weinte beinahe zwei Stunden. Die gesamte Zeit über ließ sie ihn nicht los, und auch Andion hätte sich um nichts in der Welt aus ihrer verzweifelten Umklammerung gelöst, hätte niemals zugelassen, dass dieser unendlich zarte, fragile Moment, dieser wundervolle, kostbare Augenblick der Intimität, der nur ihnen allein gehörte, zerstört wurde. Solange sie hier im düsteren Flur ihrer Wohnung standen und einander festhielten, gab es keinen Ogaire, keine Bestie, die in der Finsternis lauerte und nach ihrem Blut gierte sondern nur zwei Menschen, die sich in einer kalten Welt gegenseitig ein klein wenig Wärme und Geborgenheit gaben.

In den Stunden danach erzählte er ihr, wie es ihm im Hain ergangen war, doch nicht einmal jeder dritte Satz entsprach der Wahrheit. Obwohl es ihn schmerzte, so viele der tatsächlichen Geschehnisse vor ihr geheim halten zu müssen, hatte er keine andere Wahl. Er konnte ihr unmöglich berichten, wie die anderen Elfen ihn empfangen hatten, und ganz sicher konnte er ihr nichts darüber sagen, dass er bereits nach wenigen Minuten von Ionosens Sohn in einem Anfall von Raserei beinahe dahingemeuchelt worden wäre. Es war nur gut, dass sie seine Lügen nicht spüren konnte. Ionosen allerdings konnte er nicht täuschen. Je länger er sprach, desto nachdenklicher wurde seine Miene, und Andion spürte den Kummer, der sich wie ein düsterer Schatten um ihn legte.

Später, schon tief in der Nacht, als seine Mutter endlich Schlaf gefunden hatte, ging er die Treppe zu Ionosens Wohnung hinunter. Das hatte er nie zuvor getan, und Ionosen hatte ihn niemals dazu aufgefordert. Doch diesmal war natürlich alles anders, und es überraschte ihn nicht im Geringsten, dass Ionosen bereits die Tür für ihn öffnete, noch bevor er die letzter paar Stufen gänzlich hinabgestiegen war.

Kaum eine Minute später saßen sie in einem kleinen, vollkommen schmucklos eingerichteten Raum auf einer alten, ebenso schlichten Couch, und Andion begann seine Geschichte noch einmal von vorn – die *ganze* Geschichte, mit all ihren hässlichen Details und bitteren Wahrheiten, die er bisher verschwiegen hatte.

Ionosen unterbrach ihn kein einziges Mal, obwohl Andion spürte, wie Schmerz und Enttäuschung in ihm wuchsen, vor allem als er auf Neandens unrühmliche Rolle bei der traurigen Ereignissen zu sprechen kam.

Als er schließlich geendet hatte, senkte sich ein bedrückendes Schweigen auf sie herab. Andion starrte beklommen zu Boden, suchte verzweifelt nach ein paar Worten des Trostes, nach irgendetwas, das der Klinge, die er in Ionosens Seele getrieben hatte, ein wenig vor ihrer grausamen Schärfe zu nehmen vermochte, doch er fand nichts. Er besaß nicht die Macht, Ionosens Qual zu beenden, konnte nicht rückgängig machen, was geschehen, nicht wieder zusammenfügen, was unwiderruflich zerbrochen war. Denn hatte sich Ionosen auch damals in voller Bewusstheit gegen die Entscheidung des Rates gestellt und den Hain und seine Familie verlassen, so schien er doch erst jetzt zu begreifen, was dieser Verlust tatsächlich bedeutete. Natürlich war er kein Narr, und ganz gewiss war er niemand, der dazu neigte, sich selbst etwas in die Tasche zu lügen, aber durch Andions Erzählung zu erfahren, was 90 Jahre des Hasses aus seinem Sohn gemacht hatten – was gerade der *Verrat seines Vaters* aus ihm gemacht hatte –, schien ihn bis ins Mark zu erschüttern. Vielleicht hatte er bis zuletzt tief in seinem Inneren darauf gehofft, Neanden könnte die Gründe akzeptieren, die ihn dazu bewogen hatten, denen, die er liebte, in der Stunde ihrer größten Not und Verzweiflung den Rücken zu kehren; ihnen die Stütze seiner moralischen Integrität und Weisheit, seiner Kraft und inneren Stärke zu entziehen, derer sie gerade in diesem schrecklichen Augenblick ihres Lebens so dringend bedurft hätten. Doch in Neandens Herz gab es keine Vergebung; es gab nur Bitterkeit, Zorn und Hass. Und es war nicht nur Ogaire, der dafür verantwortlich war.

Andion räusperte sich. „Ohne Esendion und Alisera wäre ich vermutlich noch stundenlang im Park herumgeirrt, ohne den richtigen Ausgang zu finden“, sagte er und kam sich bei dem Versuch, Ionosens düstere Gedanken auf ein emotional ungefährlicheres Terrain zu locken, plump und unbeholfen vor. „Sind es tatsächlich Elfen – so wie du?“

Ionosen betrachtete ihn einen Moment lang stumm mit seinen traurigen blauen Augen, als versuche er die Ernsthaftigkeit seiner Frage abzuschätzen, dann glitt ein schwaches Lächeln über sein Gesicht. „Ja, das sind sie. Schon vor Jahrhunderten haben sie sich dazu entschlossen, ihre wahre Gestalt aufzugeben und als Schwäne in der Welt der Menschen zu leben.“

„Warum?“ Andion konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie jemand den Hain *freiwillig* verlassen konnte.

Ionosens Lächeln vertiefte sich, als er sein ungläubiges Gesicht sah. „Weil sich schon damals die Welt der Menschen und die der Elfen voneinander zu entfernen begannen. Als die Menschen anfangen, immer mehr an die Macht ihrer Technik und Maschinen als an die Wunder der Natur zu glauben, entschieden Esendion und Alisera, dass die Elfen dem schleichenden Vergessen nicht mehr länger tatenlos zusehen konnten. Ebenso wie ich waren sie stets davon überzeugt, dass die gegenseitige Durchdringung und Wertschätzung beider Welten ein zu kostbarer Schatz war, als dass man ihn allzu leichtfertig aufs Spiel setzen durfte. Und so wurden auch Esendion und Alisera, auf ihre eigene Weise, zu Wächtern des Hains, genauso wie Neanden und andere Elfen jenseits der Grenze es waren – zu Wächtern in Schwanengestalt, zu Bewahrern einer Erinnerung, die immer mehr zu einem blassen, bedeutungslosen Schatten zu werden drohte.“ Ionosen seufzte, und ein trauriger, melancholischer Ausdruck trat in seine Augen. „Es gab nicht viele Elfen, die ihrem Beispiel folgten. Hätte es sie gegeben, wäre vielleicht alles anders gekommen. Denn Esendion und Alisera waren Botschafter, die direkt zu den Herzen der Menschen sprachen. Viele von jenen, die die beiden in ihrem Park besuchten – vor allem Kinder –, spürten, dass sie mehr waren als gewöhnliche Schwäne, und in ihrer Nähe fühlten sie einen Hauch der Magie und natürlichen Schönheit, die sie in ihrem eigenen Leben schon seit Langem nicht mehr zu finden vermochten. Auch das macht Oakwood zu einer ganz besonderen Stadt. Es ist der einzige Ort, an dem noch richtige Elfen leben.“

Andion schaute ihn fasziniert an, dann erschrak er. „Aber was ist, wenn sich die Dinge einmal ändern? Wenn die Menschen wieder an Wunder und Magie zu glauben beginnen? Müssten Esendion und Alisera dann trotzdem weiter Schwäne bleiben? Wären sie bis zu ihrem Tod in ihren Körpern gefangen?“

Ionosen schüttelte den Kopf. „Nein, natürlich nicht. Sie haben diese Form aus freier Stücken gewählt, und sollte es ihr Wille sein, könnten sie jederzeit ihre elfische Gestalt wieder annehmen.“

Andion atmete auf, doch nur Sekunden später sanken seine Schultern herab, und er starrte düster zu Boden. Dieser Tag würde vermutlich niemals kommen – nicht, solange Ogaire existierte. Nun, da er selbst die Grenze überschritten und den letzten, kümmerlichen Rest des noch vor wenigen Jahrzehnten so stolzen, mächtigen Elfenvolkes mit eigenen Augen gesehen hatte, war seine Hoffnung, das herabsausende Fallbeil doch noch stoppen oder zumindest irgendwie in eine andere Richtung lenken zu können, nahezu auf null gesunken. Wer, bei allen Bäumen, besaß die Macht, sich der tödlichen Klinge in den Weg zu stellen? Ionosen vermochte nur, das Unvermeidliche hinauszuzögern, das hatte er selbst gesagt. Rilcaron und der Ältestenrat hatten schon vor 90 Jahren zu viel Angst gehabt, es auf eine offene Konfrontation mit Ogaire ankommen zu lassen und würden lieber zusammen mit ihrem Wald zugrunde gehen, als zu versuchen, das Steuer noch einmal herumzureißen und für eine Zukunft zu kämpfen, die noch etwas anderes als Siechtum und einen langsamen,

qualvollen Tod für sie bereithielt. Und für Neanden, Gairevel und die übrigen Elfenkrieger war ohnehin jedes Wort, das über die Lippen der Ältesten kam, eine in die Annalen der Ewigkeit gemeißelte göttliche Offenbarung. Eher würden sie sich selbst eine Hand abhacken, als auf eigene Faust etwas zu unternehmen, was dem erklärten Willen des Rates zuwiderlief. Nein, sie würden alle sterben, einer nach dem anderen, und dann würde Ogaire ...

Seine Gedanken stockten, als sie unvermittelt gegen ein Hindernis stießen, einen Widerspruch, der ihm bisher nicht aufgefallen war. Verwirrt runzelte er die Stirn. „Ilan, du hast doch gesagt, Ogaire habe mich gezeugt, um mithilfe meiner Magie den Zauber der Ältesten zu brechen und auch noch dem Rest der Elfen ihre magischen Kräfte zu stehlen richtig?“

Ionosen nickte, überrascht von dem abrupten Themenwechsel und dem Ernst, der plötzlich in seiner Stimme lag.

„Da Ogaire allerdings im Gegensatz zu dir nicht im Auftrag und mit der Billigung des Hains in die Menschenwelt gekommen war, brauchte er eine Möglichkeit, den Ruf des Hains so lange zu unterdrücken, bis er eine geeignete Frau gefunden hatte, mit der er seine finsternen Pläne in die Tat umsetzen konnte. Aus diesem Grund hat er sich mit dem Herzen des Waldes verbunden und saugt nun seit beinahe 90 Jahren Lebenskraft aus ihm heraus – was bereits der Hälfte aller Elfen den Tod gebracht hat.“ Andion holte tief Luft, versuchte, seine wirbelnden Gedanken in Worte zu fassen. „Es waren Opfer, deren Tod Ogaire notgedrungen in Kauf nehmen musste, wollte er sein größeres Ziel erreichen, auch wenn ihm die Zauberkräfte dieser Elfen dadurch verloren gingen. Aber eins verstehe ich nicht: Als ich im Hain war, habe ich deutlich gespürt, dass es da noch etwas anderes gab, irgendeinen anderen Zauber, der den Elfen ebenfalls ihre Lebenskraft raubt. Er war überall um mich herum, im Boden, in der Luft, in den Blättern der Büsche und Bäume, einfach *überall!*“ Andion rieb sich fröstelnd die Unterarme. „Zuerst habe ich ihn gar nicht richtig wahrgenommen, aber je länger ich dort war, desto schlimmer wurde es. Es war ... wie ein dünner Ölfilm, der auf der Oberfläche eines Sees liegt und den Lebewesen im Wasser langsam die Luft zum Atmen nimmt.“ Er hob den Kopf, sah Ionosen eindringlich an. „Auch das ist Ogaires Werk, habe ich recht? Er gibt sich nicht damit zufrieden, die Quelle leerzuschöpfen, er hat sie auch noch zusätzlich mit einem Zauber vergiftet! Wieso hat er das getan? Wenn es tatsächlich sein Plan ist, sich erst meine und danach die Kräfte aller anderen Elfen einzuverleiben, warum lässt er dann zu, dass mehr Elfen sterben als unbedingt nötig? Ihre Macht geht ihm doch so verloren!“

Ionosen erwiderte seinen Blick, und erneut wurden seine blauen Augen dunkel vor Kummer. Müde schüttelte er den Kopf, und seine Züge wirkten mit einem Mal bleich und ausgezehrt, so als sei ein Schmerz, den er all die Jahre in seinem Herzen verschlossener gehalten hatte, plötzlich zu groß geworden, um ihn noch länger ertragen zu können. „Nein, das tut sie nicht. Andion, ich habe dir bisher nicht die ganze Wahrheit gesagt. Ogaires Plan ist in Wirklichkeit noch viel abscheulicher, als du dir vorstellen kannst.“ Er zögerte, starrte

auf seine Hände. „Es ist richtig, die Lebenskraft und die Magie der Elfen entspringen den Herzen des Waldes, dem Quell allen Lebens, das im Hain existiert – und sie kehren dorthin zurück, nachdem ein Elf gestorben ist.“

Andion runzelte die Stirn, versuchte zu begreifen, was Ionosens Worte bedeuteten. „Heißt das, die Magie *aller* Elfen, die jemals gelebt haben, liegt in dieser Quelle verborgen? Jeder einzelne Elf, der stirbt, vergrößert ihre Macht, und das seit Tausenden von Jahren?“

Ionosen nickte. „Seit Anbeginn der Zeit. Seit der erste Elf geboren wurde und wieder zum Ursprung des Lebens zurückgekehrt ist. Das Herz des Waldes und die Elfen sind eins. Man kann das eine nicht vom anderen trennen, ohne beides zu zerstören.“

„Aber dann ...“ Andion schüttelte fassungslos den Kopf. „Du willst sagen, dass Ogaire nicht nur auf die Macht aller *lebenden* Elfen scharf ist, sondern auch auf die der *toten*? Dass er, wenn er Erfolg hat, der einzige Elf ist, der noch existiert – und gleichzeitig so stark wie alle Elfen aller Zeiten *zusammengenommen*?“

Ionosen nickte. „So ist es. Noch kann Ogaire diese Macht nicht erreichen, aber es ist ihm bereits gelungen, dem Herzen des Hains Lebenskraft zu entreißen, die ihm nicht zusteht. Ich fürchte, sollte es ihm tatsächlich gelingen, dich in seine Gewalt zu bekommen, wird er stark genug sein, sich die Quelle vollkommen zu unterwerfen. Deshalb ist es ihm gleichgültig, wie viele Elfen vorher sterben. So oder so würde ihre Macht am Ende ihm gehören.“

Andion hatte das Gefühl, als kröchen eisige Totenhände langsam seinen Rücken hinauf. Voller Grauen starrte er Ionosen an. „Das darf niemals geschehen!“

„Deshalb bin ich hier.“ Ionosens Miene wurde hart. „Ich werde es verhindern.“

Andion spürte die tiefe Entschlossenheit, die ihn erfüllte, eine Entschlossenheit, die der Kummer und den Schmerz, die Ionosen noch Sekunden zuvor so sehr gequält hatten, zurück in den Hintergrund drängte. Der Hals wurde ihm eng, und ein Tonnengewicht schien sich auf seine Brust herabzusenken. Er merkte kaum, wie sich die Hände in seinem Schoß zu Fäusten ballten. „Kann ich ... kann ich auch etwas tun, um ihn aufzuhalten? Werde ich dir helfen, Ogaire zu stoppen?“

Hatte Ionosen dies in der Zukunft gesehen? Hatte er ihm deshalb den Namen Andion gegeben?

Andion wagte kaum zu atmen. Flehend sah er Ionosen an. Er musste es wissen! Doch Ionosen wandte den Blick von ihm ab, und seine Miene versteinerte noch mehr.

„Darauf werde ich dir keine Antwort geben.“

„Aber ...“

„Nicht heute, und auch nicht morgen! Niemals.“

Andion schrak vor der Kälte in Ionosens Stimme zurück. Dunkelheit schien wie eine gewaltige Woge über ihm zusammenzuschlagen. Also war es doch so, wie Rilcaron gesagt hatte. Er hatte den Namen Andion nicht verdient. Wäre es anders, hätte Ionosen ihm sicher geantwortet. Aber er schwieg, da er eine Lüge natürlich hätte erkennen können.

Drei, vier qualvolle Minuten blieb Andion stumm, kämpfte verbissen gegen die Tränen, die heiß in seinen Augen brannten. Es kostete ihn unsägliche Mühe, schließlich doch noch

eine Frage zu stellen.

„Wie ... wie geht es jetzt weiter?“

Ionosen hob die Schultern; seine Miene blieb unbewegt, ließ keines seiner Gefühle nach außen dringen. „Wie bisher. Du wirst weiter in die Schule gehen. Falls Ogaire die Schuler durch Detektive überwachen lässt, wäre es unklug, wenn du noch länger fernbliebest. Du kannst ohnehin von Glück sagen, dass der Ausschluss vom Schulbetrieb, mit dem dein Direktor dich bestrafen wollte, eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Ruf des Hains und deinem Fehlen nicht so leicht feststellbar macht. Würde ich dich jetzt allerdings gänzlich von der Schule nehmen, würde das einem aufmerksamen Auge mit Sicherheit nicht entgehen, und es könnten Fragen gestellt werden, die keiner von uns beantworten will.“

Andion senkte den Kopf. Die Schule war der letzte Ort, an den er zurückkehren wollte. Doch Ionosen hatte recht. Sie durften keine unnötige Aufmerksamkeit auf sich lenken. Aber wie lange konnte ihnen dieses Versteckspiel noch gelingen?

13. Kapitel

Die Schule wurde nicht so schlimm, wie Andion befürchtet hatte. Es schien, als habe der Aufenthalt im Hain ihn auf eine Weise körperlich und geistig gestärkt, die er noch eine Woche zuvor nicht für möglich gehalten hätte. Fast kam es ihm wie ein Wunder vor, und doch dauerte es eine geraume Weile, bis die Veränderung tatsächlich in seine bewusste Wahrnehmung drang – was vermutlich zum Teil daran lag, dass er bereits in den wenigen Tagen, die er von den Beschränkungen der Menschenwelt befreit gewesen war, die natürliche Kraft und Vitalität seiner Elfenseele als so selbstverständlichen Teil seines Wesens zu akzeptieren gelernt hatte, dass ihm nun, da die Geisterbahn seines Lebens ihre Pforten erneut für ihn geöffnet hatte, gar nicht mehr auffiel, wie wenig ihn die um ihn herumtanzenden Gespenster und Dämonen noch zu schrecken vermochten. Zwar wusste er nicht, wie lange diese wundersame Verwandlung anhalten würde, aber er genoss jeden einzelnen Augenblick davon. Er genoss es, nicht mehr beim ersten Schritt in das alte, düstere Schulgebäude das Gefühl zu haben, bei lebendigem Leib in Beton gegossen oder von einem titanischen Schraubstock langsam zu Brei gequetscht zu werden, sondern zum allerersten Mal, solange er denken konnte, trotz der massiven Steinmauern um sich herum das ruhige und gleichmäßige Heben und Senken seines Brustkorbs zu beobachten und zu spüren, wie der Atem in seine Lunge strömte, ohne sich zuvor an seiner qualvoll zusammengeschnürten Kehle mühsam seinen Weg vorbei bahnen zu müssen.

Und das war noch nicht alles. Durch seine Erlebnisse bei den Elfen und Ionosens behutsame Unterweisungen ermutigt, begann er, zuerst zögernd, dann immer selbstbewusster werdend, die Möglichkeiten und Grenzen seiner eigenen magischen Fähigkeiten zu erkunden.

In den folgenden Wochen wurde er für die Augen seiner Mitschüler und Lehrer wahrhaft unsichtbar. Sie konnten ihn zwar noch sehen, wussten, dass er da war, doch kein Blick konnte ihn festhalten, und jegliche Aufmerksamkeit lenkte er allein durch die Kraft seines Willens von sich ab.

Aber obwohl er so weniger Schwierigkeiten hatte als früher, wuchs in ihm eine beständige Unruhe heran, die von Tag zu Tag größer wurde. Er vermisste den Hain. Es gab nicht eine Stunde, nicht eine Minute, in der er sich nicht dorthin zurücksehnte, und dass er nun in der Lage war, zu jeder Zeit die Realität des Hains hinter der der Menschenwelt zu sehen, so wie damals, als Kenneth und seine Kumpane ihn auf dem Schulhof verprügelt hatten, nährte das Brennen in seinem Herzen eher noch, statt es zu lindern.

In heftigen Anwandlungen von Größenwahn glaubte er manchmal sogar zu spüren, dass auch er vermisst wurde. Natürlich nicht von den Elfen, das gewiss nicht, dafür aber von den Blütenfeen und Sylphen, den Dryaden und Kobolden und all den anderen Wesen des Kleinen Volkes, die ihn bei seinem Erscheinen auf der Lichtung mit so viel überschwänglicher Freude willkommen heißen hatten; vielleicht sogar von den Bäumen selbst, den gewaltigen Eichen und Tannen, den Kastanien und Buchen und Föhren, und vor ihren kleineren Geschwistern, den Büschen, Blumen und Gräsern. Manchmal, wenn er das

Gefühl hatte, die rauschenden grünen Wipfel des Waldes beinahe mit den Händen greifen zu können und den würzigen Duft der Blätter und Tannennadeln roch, der mit einem unsichtbaren Wind über die Grenze zwischen den Welten zu ihm getragen wurde, schien es ihm, als könne er hinter all dem die gütige Präsenz einer sanften, uralten Wesenheit spüren, einer Wesenheit, die auf eine wundersame, unendlich tröstliche Weise auch mit ihm selbst verbunden war, und er stellte sich vor, dies müsste der Quell der Lebenskraft und Magie sein, von dem Ionosen gesprochen hatte.

Aber das war vermutlich nur eine naive Wunschfantasie, geboren aus Einsamkeit und Sehnsucht. Wieso sollte auch das Herz des Waldes, das von Ogair so grausam verletzt und missbraucht worden war, ausgerechnet ihm Aufmerksamkeit und Zuneigung schenken? Bei seinem Erbe konnte er froh sein, wenn der Hain ihn überhaupt noch einmal zu sich rief.

Dennoch wartete er darauf, wartete so sehr, dass er für kaum mehr etwas anderes Kraft fand und vermutlich bereits nach wenigen Schulstunden einen Rattenschwanz neuer Strafarbeiten oder Unterrichtsverweise hinter sich hergeschleppt hätte, hätte er nicht mit einem letzten winzigen Rest seines Willens dafür gesorgt, dass auch seine Mitschüler und Lehrer ihn weiterhin ignorierten.

Auch heute war es so. Mit gesenktem Kopf saß er in Mr. Colegraves Unterricht, ohne auch nur ein einziges Wort des fetten Geschichtslehrers oder seiner Klassenkameraden bewusst wahrzunehmen. Er hörte das leise Murmeln ihrer Stimmen, fern und bedeutungslos wie das monotone Brummen der Autos auf den Straßen jenseits der Mauern, während er mit brennenden Augen auf die Tischplatte starrte und verzweifelt in sich hineinhorchte, voll qualvollen Verlangens auf die zarten Töne einer Melodie lauschte, die einfach nicht erklingen wollte.

Hatte ihn der Hain für unwürdig befunden? Machte er sich nur selbst zum Narren, indem er auf etwas hoffte, das niemals geschehen würde? Beinahe vier Wochen waren bereits vergangen, seit er aus dem Hain zurückgekehrt war! Für einen Elfen war das vermutlich eine lächerliche Zeitspanne, aber er war zur Hälfte ein Mensch. Und *einem Menschen* konnte ein Monat seines Lebens durchaus wie eine Ewigkeit vorkommen, zumal Ionosen keinen Zweifel daran gelassen hatte, dass er, gerade weil neben seinem elfischen auch menschliches Blut in seinen Adern floss, höchstwahrscheinlich schon sehr bald wieder in den Hain zurückgerufen werden würde.

Obwohl er sich vor allem körperlich so erfrischt und lebendig fühlte wie nie zuvor, hatte er noch immer Ionosens eindringliche Warnungen im Ohr, dass dieser Zustand nicht von Dauer sein würde und er im Augenblick mehr einem Marathonläufer glich, der, vom Jubel der Zuschauer getragen, nicht bemerkte, dass er schon längst dem Zusammenbruch nahe war.

Was offensichtlich, so wie die Dinge lagen, auch gar nicht anders sein konnte. Wann immer er daran dachte, spürte Andion, wie Bitterkeit und Enttäuschung in ihm zu brodeln begannen und sich seine Hände unter der Tischplatte zu Fäusten ballten. Hätten ihn die verdammten Elfen mit ihrem Hass und ihrer Verachtung nicht so schnell aus ihrem Wald

vertrieben, würde er sich jetzt nicht so sehr danach verzehren, wieder dorthin zurückzukehren. Auch in diesem Punkt waren Ionosens Worte von schmerzhafter Eindeutigkeit gewesen. Bedachte man sein – gemessen an der Lebensspanne eines Elfen – geradezu lächerlich geringes Alter, zudem die permanente psychische Ausnahmesituation, in der er sich seit seiner Geburt befand, und nicht zuletzt die Tatsache, dass die Mischung seiner Gene, um es freundlich auszudrücken, durchaus ein wenig eigenwillig geraten war, hätte er eigentlich die nächsten *Jahre* im Hain verbringen müssen – Jahre, in denen er, behütet und gestärkt von den heilenden Kräften des Waldes, auf sanfte Weise hätte lernen können, sich an die fundamentalen Veränderungen seiner Existenz anzupassen, die mit so unerwarteter Heftigkeit über ihn hereingebrochen waren. Doch diese Zeit hatten sie ihm nicht gegeben, und deshalb lechzte er nun wie ein Verdurstender in der Wüste nach der Labsal, die wie eine qualvolle Fata Morgana vor ihm in der Luft schwebte, schmerzhaft nah und doch so unendlich weit von ihm entfernt, dass er vor Verzweiflung und Gram hätte schreien mögen.

Wie so oft, wenn er sich in stummen Anklagen und Selbstzweifeln erging, ließ er seinen Geist treiben, ließ ihn tiefer und tiefer hinabgleiten in die Dunkelheit und Stille, wo er der lautlosen Atem des Elfenhains in seiner Seele spürte. Er bat, er flehte, er weinte unsichtbare Tränen in der trostlosen Finsternis seiner Kerkermauern, so wie jeden Tag während der letzten vier Wochen. Und dann, als er die Hoffnung schon beinahe aufgegeben hatte, bekam er plötzlich eine Antwort. Er spürte, wie die Dunkelheit in seinem Inneren sich aufwölbte, wie die sanfte, uralte Wesenheit sich ihm zuwandte, fast als wolle sie eine Hand nach ihm ausstrecken.

Der Ruf! Es war tatsächlich der Ruf! Augenblicklich verschwammen die Konturen des Klassenzimmers, Bäume und Büsche schossen rings um ihn in den plötzlich freien Himmel und schluchzend vor Glück vernahm er den jubilierenden Chor der Sylphen, der voller Freude seinen Namen sang.

Doch etwas war anders als beim letzten Mal. Die süße Melodie des Hains klang nicht so klar, nicht so hell, schien irgendwie gedämpft, fast als würde sie von einer brutalen Kraft gewaltsam in eine viel zu enge Form gezwungen.

Ruckartig hob Andion den Kopf, spürte tiefer hinein in das zarte, sehnsuchtsvolle Wispern, das aus der Elfenwelt durch seine Seele wehte – und erstarrte. Niemand außer ihm hörte den Ruf; nicht dieses Mal. Ein machtvoller Wille schirmte ihn ab, ein Wille, der so stark und verderbt war, dass er eine Welle würgender Übelkeit über ihn hinwegschwappen ließ.

„Ogaire!“, flüsterte Andion.

Er spürte die widerwärtige Präsenz seines Vaters, nahm sie so deutlich wahr, als stünde er direkt neben ihm. Ogaire griff nach dem Herzen des Hains, quälte es, unterwarf es brutal seinem Willen – und manipulierte den Ruf.

Wie ein schmieriger Film aus Erbrochenem schwamm ein Zauber auf dem sanften Wispern und Raunen der Quelle, zuckte und wand sich wie ein schwarzes, böses Tier – ein

Tier, dessen Augen mit einem schrecklichen Hunger auf ihn gerichtet waren. Lange, schleimige Tentakel peitschten suchend umher, verharrten witternd – und schnellten blitzartig wie der Kopf einer Viper auf ihn zu.

Andion sprang mit einem erschrockenen Schrei auf die Füße. Sein Stuhl polterte hinter ihm lautstark zu Boden, und seine kleine magische Blase, mit der er sich der Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Mitschüler in den letzten Wochen so erfolgreich entzogen hatte, zerstob ins Nichts, als er verzweifelt versuchte, sich vor Ogaires Angriff zu schützen. Doch der kalte Wille seines Vaters ritt auf den zarten Klängen des Rufs, und den konnte Andion nicht abschirmen. Kein Elf hätte das vermocht.

Ogaires Zauber toste wie eine gewaltige Brandungswelle über ihn hinweg, ließ seiner Geist hilflos durch heiße, klebrige Dunkelheit wirbeln. Andion keuchte erstickt auf, versuchte in Panik, seinen Willen zu bündeln, den grässlichen Zauber irgendwie von sich fernzuhalten. Doch Ogaires Wille war viel zu stark. Er zerschmetterte seine armselige Abwehr wie brüchiges Glas, grub sich wie tausend nadelspitze Zähne in sein Fleisch, ätzte sich wie kochendes Öl in jede Pore.

Andion schrie in höchster Not. Seine Brust, seine Eingeweide, sein ganzer Körper schienen zerreißen zu wollen. Ein plötzlicher Druck baute sich in seiner Kehle auf, er krümmte sich zusammen, würgte, und ein dicker Schwall Blut ergoss sich mit einem übelkeiterregenden Laut auf die Tischplatte und den Boden; gleichzeitig rann es ihm warm aus Nase, Mund und Ohren.

Die wogenden grünen Wipfel der Bäume um ihn herum waren längst verschwunden, dafür sah er verschwommen seine Klassenkameraden, die mit vor Entsetzen bleichen Gesichtern zu ihm herüberstarrten. Wie aus weiter Ferne spürte er, wie er gepackt und an den Schultern geschüttelt wurde.

„Verdammt, McKay, mach bloß keinen Quatsch!“

Mit einer absurden, seltsam losgelösten Befriedigung registrierte Andion, dass zum ersten Mal, seit er ihn kannte, die boshafte Häme vollständig aus Mr. Colegraves Stimme verschwunden und durch ehrliche Sorge ersetzt worden war. Er konnte nicht antworten, hustete, spuckte weiter Blut.

„Kristin“, rief Mr. Colegrave schrill. „Lauf zum Pult! In meiner Tasche ist ein Handy. Ruf sofort einen Krankenwagen!“

Verzweifelt wollte Andion aufbegehren. Kein Krankenwagen! Genau das war Ogaires Plan. In all den Jahren hatte er vergeblich versucht, ihr Versteck ausfindig zu machen. Nun konnte die Spinne in aller Seelenruhe darauf warten, dass ihr Opfer ihr auf einem Silbertablett direkt ins Maul geschoben wurde. Wahrscheinlich wetzte Ogair in diesem Augenblick bereits pfeifend sein Messer, mit dem er ihm in wenigen Minuten genüsslich die Kehle durchschneiden würde.

Doch es war zu spät, um das Verhängnis noch abwenden zu können. Eine weitere Welle der Qual ließ Andion haltlos in Mr. Colegraves Arme sacken. Sekunden später verlor er das Bewusstsein.



Reglos wie eine Statue stand Ogaire inmitten des hektischen Treibens der Notaufnahme. Eingehüllt in einen schützenden Zauber, vermochte niemand in der weiten Halle seinen Blick lange genug auf ihn zu richten, um seine schlanke, hochgewachsene Gestalt tatsächlich bewusst wahrzunehmen, und er seinerseits beachtete die Ärzte, Pfleger und Krankenschwestern um ihn herum nicht mehr, als er einer wimmelnden Ameisenkolonie zu seinen Füßen Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Seine Augen waren allein auf den Eingang gerichtet.

Das Notarztteam, das er losgeschickt hatte, kaum dass der Ruf erklungen war, müsste bald zurück sein – mit seiner kostbaren Fracht. Natürlich hatte er nichts dem Zufall überlassen, und es war vollkommen bedeutungslos, welches der beiden Krankenhäuser Oakwoods der verängstigte Klassenlehrer oder Schulleiter schließlich mit dem Rettungseinsatz beauftragt hatte. Der Krankenwagen des Oakwood General Hospital würde auf jeden Fall als erster am Ort des Geschehens eintreffen, und bis man irgendwann unangenehme Fragen stellen würde, würde längst alles vorbei sein. Geduldig und mit gleichmütiger Miene wartete er darauf, dass die letzte Runde ihres kleinen Spiels begann.

Eine heftige Windböe kündigte wenig später die Ankunft des Krankenwagens an. Der Wind tobte wütend um das Fahrzeug, versuchte verzweifelt, es zu verlangsamen oder irgendwie vom Weg abzubringen, aber alle Bemühungen der Sylphen prallten an dem unsichtbaren Schutzzauber ab, mit dem Ogaire den Wagen vorsorglich versehen hatte. *Dieses Mal* hatte er nicht den Fehler begangen, die Windgeister zu unterschätzen.

Der Krankenwagen kam mit quietschenden Reifen vor dem Eingang der Notaufnahme zum Stehen. Ogaire straffte seine Gestalt. Er bündelte seinen Willen, und eine Klinge aus loderndem Zorn zischte durch die kochende Luft und ließ die aufgebracht Sylphen kreischend auseinanderstieben. Ihnen blieb nur, in hilfloser Wut hoch über der Trage am Himmel zu tanzen, die die Sanitäter mit eiligen Handgriffen aus dem Wagen luden, und wimmernd den Namen dessen zu rufen, den sie so verzweifelt zu schützen versuchten.

„Andion! Andion!“

Für den Bruchteil einer Sekunde blickte Ogaire überrascht auf die bleiche, mit ihrem eigenen Blut besudelte Gestalt, die nur wenige Meter von ihm entfernt reglos wie ein Toter in ihren Gurten hing. Andion – Ionosen hätte keinen unpassenderen Namen für seinen Sohn wählen können. Doch was immer sich der Prophet dabei gedacht haben mochte, es bedeutete nichts.

Gelassen trat er den Ankömmlingen entgegen. Die Notärztin wollte ihm Bericht erstatten doch er ließ sie mit einem einzigen leisen Wort verstummen, beugte den Willen der Menschen, wie es ihm gefiel, und winkte ihnen. Sie folgten ihm wortlos; der Körper, den sie trugen, hätte ebenso gut ein Stück Holz sein können, so viel Beachtung schenkten sie ihr nun noch.

Niemand sah sie vorübergehen, niemand fragte sich, wohin dieser offensichtliche Notfall gebracht wurde; niemand würde sich auch nur daran erinnern können, dass es diese

Einlieferung *überhaupt* gegeben hatte.

Mit dem Fahrstuhl gelangten sie in den dritten Stock des Gebäudes. Dort ließ er Andior in ein Zimmer bringen, das er zuvor eigens für seine Zwecke hatte räumen lassen. Schließlich entließ er das Notfallteam mit einer beiläufigen Geste und blieb allein mit seinem Sohn in dem leeren Raum zurück.

Er fokussierte seinen Willen, gab ihm eine neue Richtung, und seine Magie dehnte sich aus, floss wie Wasser über die Wände, die Decke und den Boden und hüllte sie beide in eine Blase aus knisternder Energie, die in den nächsten Minuten wirkungsvoll dafür sorgen würde, dass kein zufällig vorbeikommender menschlicher Beobachter den Schlussakt ihres kleinen Dramas im entscheidenden Augenblick durch seine Neugier zu stören vermochte. Der konzentrierten Macht eines Elfenpropheten und seiner geballten Wut hatte sein Zauber natürlich nichts entgegenzusetzen; aber das brauchte er auch nicht.

Mit unbewegter Miene trat Ogaire an das Bett heran, auf dem der reglose Körper seines Sohnes lag, und betrachtete stumm das bleiche, blutverschmierte Gesicht, das noch immer von den Spuren der Qualen gezeichnet war, die ihn in seinem Klassenzimmer hatten zusammenbrechen lassen. Zweifellos, niemand, der noch bei klarem Verstand war, wäre angesichts der Sturzbäche von Blut, die dem Jungen aus allen Körperöffnungen gequollen waren, *nicht* auf die Idee gekommen, eine Ambulanz zu rufen. Auch der Stoff seines T-Shirts und seiner Hose klebte feucht und rot auf seiner Haut, und sein Atem ging flach und unregelmäßig, schien von Sekunde zu Sekunde weniger Kraft zu besitzen. Ogaire spürte, dass der Tod nun nicht mehr fern war.

Doch noch lebte er, noch war die Flamme, die in seiner Seele brannte, nicht gänzlich erloschen. Und so würde es – zumindest vorerst – auch bleiben.

Ogaire trat noch ein wenig näher, beugte sich herab und streckte die Hand aus. Beinahe andächtig strich er mit einem Finger über die Lippen seines Sohnes, tauchte seine Fingerkuppe in das warme, noch nicht gänzlich getrocknete Blut, das sie benetzte, und kostete das Leben, das darin verborgen lag. Er spürte, wie es unter seiner Berührung erbebt, wie die Seele des Jungen selbst in seiner Ohnmacht zitternd vor ihm zurückwich, als wüsste sie, dass die Fortdauer ihrer Existenz nun einzig von seiner Gnade abhängig war.

Erneut streckte er seine Hand aus und legte sie auf Andions Stirn. Der Körper seines Sohnes bäumte sich auf, als er mit seinem Willen zustieß, seine heilende Kraft mit roher Gewalt in ihn hineinpumpte. In Sekundenschnelle schlossen sich zerrissene Arterien und zerfetzte Gewebe, versiegte der Blutstrom, der sich aus seinen inneren Organen ergoss, schlug sein schwaches, erlöschendes Herz wieder ruhig und gleichmäßig.

Mit einem leisen Wort wob Ogaire einen weiteren Zauber, der den Jungen auch weiterhin bewusstlos halten würde, dann wandte er sich gleichgültig von ihm ab. Seine Heilung bedeutete nichts, war lediglich eine pure Notwendigkeit gewesen; nur ein letzter Zug seiner Spielfiguren, bevor der finale Schlagabtausch begann. Ohne Zweifel würde sich Andior nach dem heutigen Tag wünschen, er wäre niemals mehr aus seiner Ohnmacht erwacht, doch dieser Wunsch würde nicht in Erfüllung gehen. Noch würde er seinen Sohn nicht

töten; erst musste ein anderer sterben.

Ogaire trat ein paar Schritte von dem Bett zurück – und wartete.

14. Kapitel

Zusammen mit dem Erwachen kam die Panik. Sie loderte wie flüssiges Feuer durch seiner Geist, noch ehe der erste zarte Schimmer eines bewussten Gedankens zaghaft in der Dunkelheit glomm, die ihn wie zäher Teer umschlossen hielt, und peitschte ihn jäh aus seiner Bewusstlosigkeit. Mit einem erstickten Keuchen sprengte Andion die Ketten, die ihr banden, zerriss den Morast aus klebriger Schwärze und schlug die Augen auf.

Er lag lang ausgestreckt auf einem Bett, und der Raum, in dem er sich befand, war zweifellos ein Krankenzimmer. Und er war nicht allein. Ein Mann war bei ihm, stand keine zwei Meter von ihm entfernt am Fenster und blickte reglos hinaus in das düstere graue Zwielficht des Sturms, der wütend um das Gebäude toste.

Andion hörte die Stimmen der Sylphen im Wind, doch er nahm kaum wahr, dass sie schrill seinen Namen riefen. Voller Grauen starrte er den Fremden an, starrte in den Abgrund aus Kälte und Finsternis, der wie ein hungriger schwarzer Moloch vor ihm aufragte. Niemals zuvor in seinem Leben hatte er eine Seele berührt, die so grausam, auf eine so entsetzliche Weise fern von jedem Mitgefühl und jeder Menschlichkeit gewesen war. Doch natürlich war der Mann vor ihm kein Mensch. Es war Ogaire – sein Vater.

Beinahe gelähmt vor Furcht spürte Andion, wie ein Kräuseln durch die eisige Dunkelheit lief, wie sich in der albtraumhaften Schwärze ein uraltes, böses Auge zu öffnen schien und sich mit schauriger Intensität auf ihn richtete, als Ogaire sein Erwachen bemerkte. Einer winzigen Moment lang zuckte Überraschung durch den düsteren Brodem, gefolgt von einem schrecklichen, grauenhaft endgültigen Gefühl der Befriedigung und des Triumphs, dann wandte sich sein Vater langsam zu ihm um.

Andion begann zu zittern. Es war, als würde die Zeit plötzlich stillstehen, als seien all die wild umherwirbelnden Fäden des Schicksals, die Ionosen bei der Befreiung seiner Mutter vor 17 Jahren durchtrennt hatte, in einem einzigen Punkt erstarrt, hätten sich zu einem Muster geformt, das nach all der qualvollen Zeit der Flucht und des Versteckens endlich einen letzten, unwiderruflichen Sinn ergab. Der Kreis hatte sich geschlossen, war an seiner unvermeidlichen Ausgangspunkt zurückgekehrt, und alles Wegrennen war vergeblich gewesen. Er konnte dem düsteren Schatten seiner Herkunft nicht entkommen, hatte es niemals gekonnt, und alle Versuche, die Augen vor dieser fundamentalen Tatsache zu verschließen, hatten ihn nur umso brutaler und unbarmherziger auf dem harten Boden der Wirklichkeit aufschlagen lassen.

Bebend starrte er seinen Vater an, konnte seinen Blick nicht von der unheimlichen Gestalt abwenden, die reglos und Furcht einflößend wie ein aus der Hölle emporgestiegener Dämon vor ihm stand. Der Blick seiner Augen ruhte auf ihm, bannte ihn auf der Stelle, und eine stählerne Klaue presste Andion die Kehle zusammen und ließ ihn voller Qual aufstöhnen. Das waren *seine* Augen! Sie glichen den seinen tatsächlich vollkommen, und für einen kurzen, schrecklichen Moment war es, als blicke er in einen Spiegel, als schaue er hinab in die verderbten Abgründe seiner eigenen Seele, die ihm wie alte Freunde einen spöttischen Willkommensgruß zuriefen. Doch nur eine Sekunde später schwanden die

Ähnlichkeiten, und er glaubte, die sanfte Stimme seiner Mutter zu hören, als sie ihn an jenem Morgen vor einem Monat, an dem er die Wahrheit über seine Herkunft und den Elfenhain erfahren hatte, im Arm gehalten hatte. *Es ist nur dieselbe Farbe. Nicht mehr.* Jetzt endlich erkannte er die Weisheit in ihren Worten, die er so lange nicht hatte sehen können. Denn während seine Augen das lebendige, unendlich vielfältige Grün des Hains im unbeschwerten Spiel von Sonne und Wolken und dem sanften, beständigen Wechsel der Jahreszeiten widerzuspiegeln schienen, waren Ogaires Augen kalt und tot, so als sei das Leben, das einst in ihnen gewohnt hatte, schon vor langer Zeit in grünen Kristall gegossen und langsam zu Tode gequetscht worden. Es waren Augen, denen Mitgefühl oder Liebe schon seit Jahrtausenden fremd geworden waren, die weder Skrupel noch Moral oder Rücksicht kannten, sondern nur die unstillbare Gier nach Macht, nur einen düsteren Hunger, der alles verschlang, was sich ihm bei der Verwirklichung seiner Ziele in den Weg zu stellen wagte.

Ogaire musterte Andion mit regloser Miene, und wieder spürte er dieses widerwärtig selbstzufriedene Gefühl des Triumphs, das wie ein eisiger Windhauch durch den Raum zu wehen schien. Er spannte unwillkürlich die Muskeln an, bereit, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, doch natürlich wusste er, dass es zu einem Kampf gar nicht erst kommen würde.

Ogaire machte sich nicht einmal die Mühe, sich zu bewegen. Andion fühlte, wie sich sein Wille zusammenballte, dann schien sich unvermittelt ein Tonnengewicht auf seine Brust herabzusenken, und seine Arme und Beine wurden mit brutaler Gewalt auf die Matratze des Bettes gepresst. Verzweifelt versuchte er, sich aufzulehnen, sich aus der stählernen Umklammerung zu befreien, doch er schaffte es nicht. Er konnte nicht einmal den kleinen Finger rühren. Ogaire hatte ihn zu völliger Bewegungslosigkeit verdammt.

Trotzdem kämpfte er weiter, stemmte sich mit aller Kraft gegen seine unsichtbaren Fesseln, die er aufzubringen vermochte, aber ebenso gut hätte er versuchen können, den Mond aus seiner Umlaufbahn zu schieben. Sein Wille war viel zu schwach, zerfressen vor Panik und Angst. Gleich würde Ogaire ihm das Herz aus dem Leib schneiden, sein Leber und seine Magie rauben und damit endgültig unbesiegbar werden.

Doch stattdessen wandte er sich gleichmütig wieder von ihm ab und beobachtete nun die Tür, so als erwarte er noch einen besonderen Gast, der den Höhepunkt ihrer kleinen Party auf keinen Fall versäumen durfte. Voller Grauen riss Andion die Augen auf, als er die schreckliche Wahrheit erkannte. Ogaire hatte gar nicht vor, ihn zu töten - zumindest jetzt noch nicht! Er konnte die finsternen Absichten seiner verderbten Seele so deutlich spüren, als wären es seine eigenen. Dies hier war nichts weiter als eine verdamnte Falle – und er war der Köder!

Deshalb hatte Ogaire den Ruf des Hains gedämpft, sodass keiner der anderen Elfen ihr hören konnte. Alles hatte so aussehen sollen, als wolle er die Sache endgültig zum Abschluss bringen, als sei es ihm allein darum gegangen, ihn in seine Gewalt zu bekommen. Doch natürlich wusste er, dass Ionosen sich stets in seiner Nähe aufhielt, und

ebenso war ihm klar, dass die Schule seinen Vormund auf jeden Fall über seinen Zusammenbruch und seinen Transport ins Krankenhaus in Kenntnis setzen würde. Selbst wenn Ionosen die Falle mithilfe seiner prophetischen Gabe vorhergesehen haben sollte, würde er dennoch kommen. Und Ogaire würde ihn töten.

Abermals warf sich Andion wild gegen seine magischen Ketten, raffte auch noch das letzte Fünkchen Konzentration und Willenskraft zusammen, das noch in ihm steckte. Ionoser durfte nicht sterben! Nicht hier! Nicht so!

Sein Wille wurde zu einer Klinge, und mit einem lautlosen Schrei der Wut und Verzweiflung trieb er sie tief hinein in den qualvollen Panzer, der ihn umschlossen hielt, wieder und wieder und wieder, schleuderte all seinen Zorn und seinen Hass gegen die unsichtbare Mauer, bis sie mit einem plötzlichen, jähen Ruck unter der Wucht seiner Hiebe nachgab und Splitter aus verwehender magischer Energie in alle Richtungen durch den Raum wirbelten. Das Tonnengewicht auf seiner Brust verschwand, und mit einem Mal konnte er wieder frei atmen.

Zitternd vor Anstrengung wälzte sich Andion vom Bett und kam taumelnd auf die Füße. Ogaire beobachtete seine Bemühungen mit dem gleichmütigen Blick eines Wissenschaftlers, der ein besonders seltenes Exemplar eines Schmetterlings in einem Glas zappeln ließ, nur um es schließlich doch zu dem anderen Dutzend Exemplaren an eine Korkwand zu speißen. Er machte einen geradezu unerträglich gelangweilten Eindruck, schien nicht eine Sekunde lang darüber besorgt zu sein, dass Andion aus diesem Krankenzimmer entkommen könnte.

Und das brauchte er auch nicht, denn im Gegensatz zu ihm selbst hatte Ogaire die Grenzen seines Willens noch lange nicht erreicht. Er bewegte sich nicht von der Stelle, flüsterte lediglich ein einzelnes Wort, doch Andion schrie vor Schmerzen auf, als habe ihn ein Vorschlaghammer ins Kreuz getroffen. Er sackte in die Knie, fiel nach vorn und konnte im letzten Moment verhindern, dass er mit dem Gesicht hart auf dem Boden aufschlug.

Wie durch einen Schleier sah er, dass Ogaire einen Schritt auf ihn zutrat, sich bereit machte, ihn mit einem weiteren Zauber auf die kalten Fliesen zu nageln, doch in diesem Moment zerbarst das Fenster mit einem ohrenbetäubenden Knall, und eine dichte Wolke aus Glassplittern wirbelte wie ein scharfkantiger Hagelschauer durch das kleine Krankenzimmer. Erschrocken riss Andion die Arme vors Gesicht, versuchte, so wenigstens seine Augen zu schützen, während gleichzeitig das Rauschen zweier mächtiger Flügelpaare an seine Ohren drang.

Hastig ließ er die Arme wieder sinken – und erblickte Esendion und Alisera, die majestätisch in den Raum segelten. Kaum hatten ihre Füße den Boden berührt, fiel die Schwanengestalt von ihnen ab, und sie nahmen ihre wahre Form wieder an. Esendion wirkte so kraftvoll und geschmeidig wie ein junger Haselnussstrauch. Trotz des düsteren grauen Lichts, das durch das geborstene Fenster hereinfiel, schimmerten seine bernsteinfarbenen Augen so strahlend und klar wie zwei Seen im samtenen Schein der Morgensonne, und auch sein schmales, fein geschnittenes Gesicht schien wie von einem sanften inneren Glühen

erfüllt, als sei noch immer ein Hauch der Erinnerung an das wunderbare Weiß seines Schwanengefieders in seiner Seele gegenwärtig. Mit königlicher Würde richtete er sich auf und reichte Alisera, deren langes Haar wie gesponnenes Gold um ihre Schultern floss, anmutig seine Hand – die vertraute Geste eines Paares, das schon Jahrhunderte miteinander geteilt hatte.

Ogaire hatte das ganze Geschehen mit regloser Miene verfolgt, doch Andion spürte die Überraschung und den Zorn, die wie ein schauriges Wetterleuchten durch die Finsternis seiner Seele loderten. Offenbar hatte er tatsächlich fest damit gerechnet, lediglich Ionosen zum Gegner zu haben. Dennoch brauchte er nur Sekunden, um sich auf die veränderte Situation einzustellen. Schon fühlte Andion, wie die Luft um ihn herum vor magischer Energie zu knistern begann, als sich sein Wille erneut zusammenballte, sich zu einer mörderischen Kugel aus kochender Schwärze formte, bei Weitem schrecklicher und Furcht einflößender als alles, was Andion jemals zuvor empfunden hatte.

„Nein!“, schrie er, streckte verzweifelt eine Hand aus, als könne er so den tödlichen Orkan noch aufhalten, der in wenigen Sekunden über die beiden Elfen hereinbrechen würde, die so selbstlos zu seiner Rettung herbeigeeilt waren.

Esendion und Alisera sahen stumm zu ihm herüber, schenkten ihm einen Blick voller Sanftmut und Güte. Auch sie sammelten ihre Kräfte, machten sich bereit, Ogaires grauenhaftem Angriff ihre eigene Magie entgegenzuschleudern. Voller Entsetzen spürte Andion die tiefe Entschlossenheit, die sie erfüllte, den ehernen Willen, ihn notfalls mit ihrem Leben vor den gierigen Klauen seines Vaters zu beschützen.

Ogaire trat einen Schritt nach vorne, und seine Lippen öffneten sich, ließen Worte der Macht in die schwüle Luft des Krankenzimmers strömen. Dann zerriss plötzlich ein ohrenbetäubendes Dröhnen die schmerzhaft Stille, und ehe Andion noch richtig begriff, was geschah, waren die Sylphen da. Eine gewaltige Wolke aus Sand und Staub toste durch die zerstörte Fensteröffnung in den Raum, und das Brausen des Sturms vermischte sich mit dem zornigen Heulen der Geister des Windes, die sich wie entfesselte Dämonen auf ihrer verhassten Feind stürzten. Ogaire und seine beiden Widersacher verschwanden in den wirbelnden Staubmassen, doch Andion konnte spüren, wie inmitten des Orkans die Kräfte und der Wille der Elfen aufeinanderprallten.

Wankend kam er auf die Füße und machte einen Schritt nach vorn, entschlossen, sich ebenfalls in den Sturm zu werfen. Er würde Esendion und Alisera nicht im Stich lassen. Doch da schloss sich plötzlich ein stählerner Griff um seinen Arm und hielt ihn fest. Wild fuhr Andion herum.

„Ionosen!“

Ionosen sagte nichts, sondern zog ihn wortlos mit sich.

Andion stemmte sich gegen ihn. „Wir müssen Esendion und Alisera helfen!“, schrie er. Das Heulen und Toben der Sylphen war mittlerweile so laut geworden, dass er kaum sein eigenes Wort verstehen konnte.

Doch Ionosen konnte auch aus seiner Seele lesen. Grimmig schüttelte er den Kopf

„Nein.“

„Aber er wird sie töten!“

„Das weiß ich“, knurrte Ionosen und zerrte ihn grob in Richtung Tür.

Andion versuchte, sich loszureißen. „Das kann ich nicht zulassen! Ich kann sie nicht einfach für mich sterben lassen!“

Doch bevor er freikam, versetzte Ionosen ihm einen brutalen Schlag in die Magengrube der ihm beinahe die Luft zum Atmen nahm.

„Das ist nicht deine Entscheidung!“

Er schlug gleich noch einmal zu. Andion taumelte keuchend zurück. Ionosen packte ihn und warf ihn sich über die Schulter. Er trug ihn so mühelos, als wäre er nicht schwerer als eine Feder, und stürmte mit ihm die Treppen des Krankenhauses hinab. Ärzte und Krankenschwestern sprangen erschrocken zur Seite, doch Ionosen beachtete sie gar nicht. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, seine Gestalt mit einem Zauber zu verhüllen kümmerte sich nicht darum, ob ihre bizarre Flucht Aufsehen erregen würde oder nicht. Auch er wusste, dass die Zeit des Versteckspiels unwiderruflich vorüber war. Der Schleier ihrer Tarnung war zerrissen, und die Spinne hatte ihre Opfer erspäht. Ab jetzt ging es ums nackte Überleben.

Abermals versuchte Andion, sich aus Ionosens Griff zu befreien, doch Ionosen hielt ihr unbarmherzig fest.

„Lass mich los!“, rief er verzweifelt.

Ionosen wandte nicht einmal den Kopf. „Das werde ich nicht. Ich bringe dich in den Hain. Nur dort bist du sicher.“

„Aber Ogaire will gar nicht mich! Es war eine Falle! Er wollte *dich* töten!“

„Das ist mir bewusst.“

„Dann lass uns wenigstens Mutter holen! Sie muss mit uns kommen!“

„Nein. Dafür bleibt keine Zeit.“

„Aber ...“

„Du kannst nichts tun, um die Entwicklung aufzuhalten, Andion. Halt endlich still, oder willst du, dass Ogaire uns einholt?“

„Aber Esendion und Alisera ...“

„Sie haben ihr Schicksal längst angenommen. Sie wissen, dass nichts wichtiger ist, als dich vor Ogaire zu beschützen.“

Andion schluchzte auf. „Sie sterben“, flüsterte er. „Oh Gott, Ian, sie *sterben*!“

Er konnte es spüren. Er fühlte ihre Qualen, fühlte die Krallen von Ogaires mörderischen Willen in ihrem Fleisch, fast als wäre es sein eigener Körper, obwohl sie sich von Sekunde zu Sekunde weiter vom Ort des schrecklichen Geschehens entfernten.

Noch einmal versuchte er, sich loszureißen, wieder ohne Erfolg. Ionosen verstärkte seinen Griff, drückte ihm so fest seine Schulter gegen den Brustkorb, dass Andion alle Anstrengung darauf verwenden musste, keuchend nach Atem zu ringen, statt seine Kräfte weiterhin damit zu verschwenden, gegen die stählerne Umklammerung seines Befreiers

aufzubegehren und sich in einen Kampf zu stürzen, bei dem sein Widersacher vermutlich nicht einmal seine Kaffeetasse würde abstellen müssen, während er ihn mit einem gelangweilten Gähnen in ein Schlackehäufchen verwandelte.

Ionosen lief die gesamte Strecke bis zum Park und schien trotz der Last, die er auf seiner Schultern trug, weder ins Schwitzen noch auch nur im geringsten außer Atem gekommen zu sein, als er schließlich von der Straße auf die kiesbestreuten Wege einbog und mit der Geschwindigkeit eines jagenden Falken über die weitläufigen Rasenflächen und durch die kleinen Eichen- und Tannenwäldchen ihrem Ziel entgegeneilte. Der Zugang zum Hain war nun nicht mehr weit entfernt – lediglich wenige Dutzend Meter, dann nur noch ein paar Schritte. Da blieb Ionosen plötzlich stehen, als habe sich ihm ein unsichtbares Messer in den Rücken gebohrt, und wandte sich langsam um. Ein Beben lief über seine Gestalt, und ein erstickter Laut, der fast ein Schluchzen hätte sein können, entrang sich seiner Kehle.

„Ogaire“, flüsterte er.

Andion erstarrte in Ionosens Griff. Verzweifelt bog er seinen Hals, um etwas sehen zu können – und keuchte voller Entsetzen auf. Ogaire hatte sie eingeholt. Und er war nicht allein.

Andion spürte, wie heiße Tränen in seine Augen stiegen und feucht über seine Wangen rannen. Er wollte schreien, wollte seine Qual in den gleichgültigen Himmel brüllen, doch kein Laut kam über seine trockenen Lippen. Starr vor Grauen blickte er auf die Körper vor Esendion und Alisera, die sein Vater bei sich trug. Ogaire hatte sie in ihre Schwanengestalt zurückgezwungen und sie wie zwei alte Lumpen an ihren Hälsen hinter sich hergeschleift. Er verzog seine Lippen zu einem dünnen Lächeln, dann warf er die beiden mit einer beinahe gelangweilten Geste vor Ionosen in den Staub. Mit blutgetränkten Federn, zerschmetterter Flügeln und gebrochenen Augen blieben die einst so wundervollen Geschöpfe auf dem schmutzigen Waldboden liegen.

Andion spürte das Zittern in Ionosens verkrampften Muskeln, spürte seine Trauer und seinen Zorn – und noch etwas anderes.

„Nicht!“, krächzte er, und plötzlich war er es, der sich an Ionosens Arm festklammerte.

Ionosen löste behutsam seine Finger aus seiner Kleidung, und ein wehmütiges Lächeln glitt über sein Gesicht. „Es tut mir leid, Andion“, flüsterte er. „Ich hoffe, du wirst mir eines Tages vergeben können.“

Beim letzten Wort schleuderte er Andion von sich, warf ihn über die Grenze zwischen den Welten direkt in den Hain. Der Park, Ogaire und Ionosen rückten jäh von ihm fort, und für eine Sekunde wirbelte er orientierungslos durch den Nebel, dann erhoben sich von einem Lidschlag zum anderen die mächtigen Eichen und Tannen des Elfenhains rings um ihn. Die Gewalt, mit der Ionosen ihn von sich gestoßen hatte, ließ ihn stolpern, er überschlug sich einmal und prallte hart zu Boden, war jedoch keinen Atemzug später bereits wieder auf den Beinen.

„Nein!“

Blindlings stürmte er auf die Grenze des Hains zu und wollte sich sofort erneut

hindurchwerfen, wollte zurück in die Menschenwelt, wo Ionosen seinen einsamen und sinnlosen Kampf gegen Ogaire focht, doch er kam keine zwei Schritte weit. Die Luft vor ihm schien plötzlich Funken zu sprühen, dann erhielt er einen brutalen Schlag, der ihn mehrere Meter weit zurückschleuderte. Schmerz loderte wie Feuer durch seinen Körper, und der Aufprall auf dem Waldboden schien ihm sämtliche Luft aus den Lungen zu pressen, dennoch kämpfte er sich sofort wieder auf die Füße und taumelte erneut auf die unsichtbare Barriere zu – eine Barriere, geschaffen von Ionosen, damit er den Hain nicht mehr verlassen konnte.

„Nein! Verdammt, Ionosen! Das darfst du nicht tun!“

Schluchzend hämmerte er mit seinen Fäusten auf die Mauer ein, versuchte mit aller Macht, Ionosens Zauber zu durchbrechen – und fürchtete nichts so sehr wie den Moment, in dem ihm das gelingen würde.



Ruhelos wie ein Tier auf der Flucht streifte Neanden durch den Hain. Seit Ogaires schauriger Spross vor wenigen Wochen in seine Welt zurückgekehrt war, tat er kaum noch etwas anderes, und doch hatte er sich niemals weniger als in diesen Tagen in der Lage gefühlt, seine Pflichten als Wächter zur Zufriedenheit der Ältesten zu erfüllen und von der Schande, die sein Vater über ihre Familie gebracht hatte, nicht vollends zu Boden gedrückt zu werden. Seine Muskeln waren verkrampft und steif, so oft er sie auch zu lockern versuchte, und seine Gedanken jagten so ziellos und unstet durch seinen Geist wie Blätter, die von einem Herbststurm in tausend verschiedene Richtungen geweht wurden.

Wie, bei allen Bäumen, hatte es nur so weit kommen können? Wie konnte es sein, dass der Abkömmling einer widerwärtigen Kreatur wie Ogaire in ihrem Hain ein- und ausgehen konnte, wie es ihm gefiel, dass er schamlos aus der Quelle des Lebens trank, um sein eigenes unwürdiges Dasein noch um ein paar weitere jämmerliche Wochen oder Monate in die Länge ziehen zu können, während überall rings umher Elfen, Bäume und Wesen des Kleinen Volkes qualvoll dahinsiechten und starben? Und wie konnte ihn sein Vater bei einer derartigen Blasphemie auch noch unterstützen? Ionosen ...

Mit einem Ruck blieb Neanden stehen, und seine Kiefer mahlten knirschend aufeinander. Was mochte er jetzt wohl gerade tun? Saß er mit Ogaires Sohn gemütlich bei Kaffee und Kuchen und wartete darauf, dass der Ruf erneut erklang? Oder schlenderte er mit ihm und seiner Mutter in inniger Vertrautheit durch die Wälder, lachten und scherzten sie miteinander auf der Suche nach einem idyllischen Fleckchen, wo sie sich im warmen Gras die Sonne aufs Gesicht scheinen lassen oder über einem Lagerfeuer Kastanien rösten konnten?

Neanden ballte seine Hände zu Fäusten, grub sich seine Fingernägel ins Fleisch, bis seine Handballen schmerzhaft zu pochen begannen. Warum hatte der Bastard nur herkommen müssen? Und warum nur fiel es ihm so schwer, ihn aus seinen Gedanken zu verbannen, obwohl er nichts mehr herbeigesehnt hatte als den Moment, in dem der Mistkerl endlich wieder unter dem Stein verschwand, unter dem er so unerwartet hervorgekrochen war, und

den Hain und seine Bewohner nicht länger mit seiner Anwesenheit verhöhnte?

Immer öfter ertappte er sich dabei, wie er auf seinen ruhelosen Wanderungen innehielt, wie sich seine Konzentration nach innen kehrte und er mit allen Sinnen auf das zarte Wispern lauschte, das anzeigte, dass Ogaires abscheuliches Gezücht abermals die Grenze überschritten hatte und in die Elfenwelt zurückgekehrt war. Doch wahrscheinlich hatte es gar nicht anders sein können, schließlich musste er bereit sein, wenn die Kreatur das nächste Mal erschien. Nur eine Schlange, die im Verborgenen lauerte, vermochte ihrem Opfer ihre Giftzähne in den Nacken zu schlagen. Auf eine Astgabel gespießt und ins helle Licht des Tages gezerrt, gab es nichts mehr, wovor man sich fürchten musste.

Neanden schloss die Augen und atmete tief durch, dann presste er die Lippen zusammen und stapfte grimmig weiter voran. Sein düsterer Groll verstärkte sich noch mehr, als er die huschenden Bewegungen zwischen den Bäumen und im Unterholz bemerkte und die nervöse Unruhe spürte, die wie das aufgeregte Pochen tausender winziger Herzen in der stillen Morgenluft vibrierte. Abermals ballte er die Hände zu Fäusten, und seine Miene verfinsterte sich. Dies war die zweite Wunde, die seit dem spektakulären Auftritt von Ogaires Sohn in seiner Seele brannte, ein weiterer Riss im geordneten Gefüge der Realität, der jegliche Gewissheit und jegliches Vertrauen in den natürlichen Ablauf des Universums ins Wanken brachte und alles, was einst gut und wahrhaftig gewesen war, unwiderruflich in Trümmer geschlagen hatte. Denn so lächerlich und unverständlich es auch schien, so verging doch kaum eine Minute des Tages, in der er nicht eine Sylphe, eine Blütenfee oder ein anderes Wesen des Kleinen Volkes suchend umherstreifen sah, und an welchen Ort des Waldes ihn seine einsamen Patrouillen auch führten, überall begleitete ihn ein steter Chor wispernder Stimmen, die sehnsuchtsvoll einen Namen riefen.

Andion!

Wie konnten sie es wagen, sich derart dreist über den ausdrücklichen Befehl des Rates hinwegzusetzen? Reichte es nicht, dass sein eigener Vater alle Werte und Traditionen seines Volkes mit Füßen trat? Mussten ihm die Sylphen, Dryaden und Blütenfeen bei seinen erbärmlichen Taten auch noch Beifall spenden?

Neanden versuchte, seine Ohren zu verschließen, das unablässige Flüstern und Wisperr aus seinem Geist zu verbannen, doch es gelang ihm nicht. Zu sehr schmerzten die Gefühle, die zusammen mit dem Namen der verhassten Kreatur in seine Seele schnitten – die sehnsuchtsvolle Erwartung, die Freude und die Hoffnung, die in jeder einzelnen Silbe mitschwangen, und das bedingungslose Vertrauen, das die Wesen des Kleinen Volkes gegenüber Ionosen und seinem widerwärtigen Mündel empfanden. Es schien fast, als glaubten sie, der Mistkerl habe seinen Namen tatsächlich verdient! Dabei war er nicht einmal ein richtiger Elf! Im Grunde konnte man nicht einmal Ogaires Erbe als das eines Elfen bezeichnen; zu weit hatte sich der ehemalige Wächter des Hains von allem entfernt, was seinem Volk heilig war. Und dennoch hieß der Hain diesen Abkömmling unwürdiger Eltern, diesen Sohn eines Mörders und einer Menschenfrau willkommen, hatte der Schlange bereitwillig einen Weg in sein Inneres geöffnet.

Neanden hätte vor Bitterkeit, Wut und Enttäuschung am liebsten geschrien, hätte mit seinen Fäusten gegen die Stämme der Bäume getrommelt, bis er von ihnen eine Antwort erhielt, die dem Sturz in Dunkelheit und Verzweiflung Einhalt gebot und die Qualen seiner fiebrigen Seele zu lindern vermochte. Doch er schwieg, setzte lediglich mechanisch einen Schritt vor den anderen, während er düster ins Leere starrte und sich seine Schultern krümmten, als habe sich ihm ein giftiger Dorn in den Rücken gebohrt, der mit jeder seiner Bewegungen mehr von seinem tödlichen Gift in seinen Körper pumpte.

Er war so sehr in sein dumpfes Brüten vertieft, dass ihn die Veränderung vollkommen unvorbereitet traf. Von einem Moment auf den anderen erstarrte die gesamte Szenerie zur Reglosigkeit; die huschenden Bewegungen zwischen den Bäumen erstarben, und wie auf ein geheimes Zeichen hoben die Wesen des Kleinen Volkes ihre Köpfe, als habe sie ein unerwartetes Geräusch jäh aus ihrer selbstversunkenen Litanei geschreckt. In der gleichen Sekunde spürte Neanden es ebenfalls. Jemand hatte den Hain betreten. Und die helle Aufregung, in die die Sylphen und Blütenfeen sogleich verfielen, ließ keinen Zweifel daran aufkommen, wer der Eindringling war.

Greller Zorn kochte in ihm hoch. Wie konnte er es wagen? Wie konnte er es wagen, den Hain zu betreten, ohne zuvor gerufen worden zu sein? Neanden fletschte die Zähne. Endlich war geschehen, worauf er seit seiner ersten Begegnung mit der ruchlosen Kreatur gehofft hatte. Mit der unsäglichen Arroganz und Selbstgefälligkeit, mit der er sich über die eindeutige Weisung Rilcarons hinweggesetzt hatte, hatte Ogaires Sohn seine wahre Gesinnung offenbart und unmissverständlich klar gemacht, wie sehr er die Gefühle und Bedürfnisse der Elfen tatsächlich zu respektieren gedachte. Damit hatte er jeglichen Kredit der ihm durch Ionosens orakelhafte Botschaft und den guten Willen der Ältesten gewährt worden war, endgültig verspielt.

Beinahe versonnen wandte Neanden den Kopf in die Richtung, aus der er die Anwesenheit des Jungen spürte, und ein kaltes Lächeln glitt über seine Züge. Es wurde Zeit, die Verhältnisse endlich wieder gerade zu rücken und dem Mistkerl die Behandlung angedeihen zu lassen, die er von Anfang an verdient hatte. Sein Volk hatte sich von Ogaire und seinem Natterngezücht bereits viel zu lange auf der Nase herumtanzen lassen.

Er begann zu laufen, erst langsam, dann immer schneller, jagte mit der tödlichen Geschwindigkeit eines von der Sehne geschnellten Pfeils zwischen den mächtigen Stämmen der Bäume dahin. Der Zugang zum Hain lag nicht weit entfernt – natürlich nicht, immerhin hatte er sich in den letzten Tagen stets in dessen Nähe aufgehalten, fast als habe er geahnt, dass sich der verschlagene Teufel nicht auf Dauer den Befehlen des Rates beugen würde.

Ein paar Augenblicke später sah Neanden ihn auch schon. Der Junge stand mit dem Rücken zu ihm, bemerkte nichts von dem grimmigen Racheengel, der mit wehenden Haaren und wutverzerrtem Gesicht auf die Lichtung stürmte. Doch irgendetwas stimmte nicht. Neanden runzelte die Stirn, zögerte. Seine Augen verengten sich, fixierten misstrauisch seinen Feind. Es machte nicht den Eindruck, als sei ihr ungebetener Besucher besonders glücklich über seine Rückkehr. Er hatte die Arme erhoben, drosch wild mit seinen Fäusten

in die Luft, als versuche er mit aller Kraft, das Tor zurück in die Menschenwelt erneut zu durchschreiten – was ihm eigentlich nicht weiter hätte schwerfallen dürfen, denn die Grenze befand sich unmittelbar vor ihm. Und doch schien er sie nicht überqueren zu können.

Erst jetzt spürte Neanden die Angst und die Verzweiflung, die in heißen Wellen von ihm ausstrahlten, gemischt mit dem armseligen Bemühen, mithilfe seiner primitiven magischen Fähigkeiten einen Zauber zu brechen – einen Zauber, der offenbar von einem anderen Elfer gegen ihn ausgesprochen worden war. Verwirrt erweiterte Neanden seine Sinne – und sog scharf Luft ein. Der Zugang zum Hain *wartatsächlich* mit einem Zauber verschlossen, einem, der unverkennbar Ionosens Aura in sich trug. Er musste den Jungen in den Hair geschickt haben, und offenbar wollte er nicht, dass er ihn wieder verließ.

Neanden spürte, wie eiskalte Furcht sein Herz ergriff. Er lief noch schneller, erreichte Ogaires Sohn, packte ihn hart an der Schulter und riss ihn zu sich herum. Sofort sah er das Blut. Wie eine schaurige Kriegsbemalung bedeckte es Gesicht und Hals des Jungen, klebte feucht an seiner Kleidung, seinen Händen. Sogar in seinen Haaren, die ihm wirr in die Stirn hingen, schimmerten Blutstropfen, und sein Gesicht wirkte ausgezehrt und war so bleich, als habe er monatelang in einem Sarg gelegen und sich erst vor wenigen Minuten aus der Leichenhalle des Friedhofs zurück auf die Lichtung geschleppt. Dennoch schien er nicht ernsthaft verletzt zu sein, und so packte Neanden nur noch härter zu.

„Was ist passiert? Wo ist mein Vater? Wozu der Zauber?“

Andion starrte ihn aus weit aufgerissenen Augen an. „Ogaire ist dort draußen,“ keuchte er, und seine Stimme zitterte so sehr, dass Neanden ihn kaum verstand. „Mit deinem Vater!“

Neanden hatte das Gefühl, als würde flüssiges Eis in seine Adern gegossen, Eis, das in Sekundenschnelle zu scharfkantigen Kristallen erstarrte. Er war wie gelähmt, konnte nichts sagen, nichts tun, ja nicht einmal denken.

Jetzt war es Andion, der ihn schüttelte. „Bitte, Neanden, du musst mir helfen! Ich schaffe es nicht allein. Ich muss zurück. Ich kann nicht zulassen, dass auch noch Ionosen vor Ogaire ge...“

„Sag das nicht!“, schrie Neanden auf und stieß ihn von sich.

Andion taumelte zurück, aber noch während er um sein Gleichgewicht rang, spürte Neanden, wie sich seine Aufmerksamkeit bereits wieder von ihm abwandte, wie er verzweifelt versuchte, die stürmischen Wogen seines Geistes zu glätten und seinen Willen erneut gegen die magische Barriere zu schleudern, die unsichtbar vor ihm in die Höhe ragte. Einen langen, panikerfüllten Moment noch vermochte Neanden sich nicht zu rühren, war gefangen im dröhnenden Wummern seines Herzens und dem wirbelnden Mahlstrom seiner Gefühle, dann ballte er seine Hände zu Fäusten, presste die Lippen zusammen und tat es Andion gleich. Doch selbst gemeinsam gelang es ihnen nicht, eine Bresche in die Mauer zu schlagen, eine Öffnung, wie winzig auch immer, die es ihnen ermöglichen würde, hindurchzuschlüpfen und seinem Vater zu Hilfe zu eilen. Die Welt schwankte um ihn, und bunte Flecke begannen vor seinen Augen zu tanzen, als er seinen Willen in die Barriere hineintrrieb, sich mit Klauen und Zähnen aus konzentrierter magischer Energie dagegenwarf.

seinen Geist zu einer Waffe formte, gewaltiger und Furcht einflößender als jeder Zauber, den er jemals zuvor in seinem Leben gewirkt hatte. Aber alle Anstrengung, alles Wüten und Toben und zornige Aufbegehren, war vergebens.

„Verdammt, verdammt, *verdammt!*“ Tränen brannten heiß in seinen Augen, liefen feucht seine Wangen hinab, doch Neanden bemerkte sie kaum. So wichtig war es seinem Vater also, diesen Jungen zu schützen? So wichtig, dass er all seine Kraft darauf verwandte, ihn von Ogaire fernzuhalten? Wie aber sollte er unter diesen Umständen gegen Ogaire bestehen?

„Lass los, Vater!“, brüllte Neanden. Die schrille, panikerfüllte Stimme schien einem Fremden zu gehören. „Bei allen Bäumen, *lass mich zu dir kommen!*“

Verbissen kämpfte er weiter. Er hörte Andion neben sich keuchen, spürte die dunkle Wolke aus Erschöpfung und Hoffnungslosigkeit, die von Sekunde zu Sekunde stärker um ihn wurde, doch auch er gab nicht auf, trieb seinen Körper und seinen Geist weit über die Grenzen dessen hinaus, was er mit seinem geringen Alter und seiner mangelnden Erfahrung überhaupt zu leisten vermochte. Die Zeit schien stillzustehen, war erstarrt in diesem einen, qualvollen Moment des Grauens und der Verzweiflung, der Hilflosigkeit und Furcht. Dan – von einem Augenblick zum anderen – war es vorüber. Ionosens Barriere erzitterte, flackerte wie ein verlöschender Stern noch einmal kurz auf - und fiel lautlos in sich zusammen.

Neanden wankte, starrte mit brennenden Augen auf die Stelle, an der nur einen Lidschlag zuvor die machtvolle Aura seines Vaters in der milden Morgenluft zu spüren gewesen war. Erst als Andion an ihm vorbeistürmte und die Grenze überschritt, kam wieder Leben in ihn. Mit zugeschnürter Kehle und zittrigen Knien eilte er dem Jungen hinterher, warf sich ebenso wie er in den Abgrund, der die Welt der Elfen und der Menschen voneinander trennte. Es war das erste Mal, dass er den Hain verließ und den Weg beschritt, den auch sein Vater vor 90 Jahren gegangen war, und sein Herz krampfte sich vor Entsetzen und banger Furcht in seiner Brust zusammen, als er daran dachte, was er auf der anderen Seite vorfinden würde.

Dichter Nebel hüllte ihn ein, raubte ihm die Sicht. Neanden verlor augenblicklich die Orientierung. Blind stolperte er vorwärts, während der Nebel wie mit klammen Fingern an seiner Kleidung zerrte, ihn festhielt und zurückstieß, fast als wäre er ein lebendiges Wesen, das schon seit Anbeginn der Zeit im düsteren Schlund des Zwilichts hauste, das mit kalten Augen in seine Seele blickte und ihn für unwürdig befand, auf seiner verzweifelten Reise weiter voranzuschreiten.

„Vater!“, schrie er, erstickte fast an dem Schmerz, der ihm die Kehle zusammenpresste. „Vater, wo bist du?“

Plötzlich spürte er eine Hand auf seinem Arm. Sie leitete ihn, führte ihn zielsicher durch die trügerischen Schwaden. Gleich darauf wichen sie zurück und enthüllten eine fremde Landschaft.

Neanden hatte keinen Blick dafür übrig, auch nicht für Andion, der neben ihm stand und nun seinen Arm losließ. Er sah nur eines: eine reglose Gestalt, die keine zwei Meter vor

ihnen entfernt mit dem Gesicht nach unten zwischen den Bäumen am Boden lag.

Ehe er noch wusste, was er tat, war er neben dem verkrümmten, blutbesudelten Körper in die Knie gesackt, strich mit seinen zitternden Händen hilflos über den zerrissenen, schmutzigen Stoff seiner Kleidung und das Blut, das in grausigem Rot aus dem zertrümmerten Schädel quoll und lautlos in die schwarze, verbrannte Erde sickerte. „Vater! Vater, nein! Bitte!“

Doch er bekam keine Antwort. Neanden schluchzte auf. Behutsam fasste er zu und drehte seinen Vater auf den Rücken, umschlang ihn mit beiden Armen und drückte ihn an sich. Verzweifelt versuchte er, einen Funken heilender Magie in sich zu entfachen, aber das Chaos seiner Gefühle war einfach zu groß, selbst wenn er im Heilen von Wunden und Krankheiten nicht der erbärmliche Stümper gewesen wäre, der er nun einmal war. Ohnehin war es längst zu spät, um mit Zauberei noch etwas bewirken zu können. Sein Vater war tot.

Er presste den leblosen Körper noch fester an sich, vergrub sein Gesicht schluchzend in der blutgetränkten Kleidung. So viele Jahre hatte er sich eingeredet, seinen Vater zu hassen, hatte sich dafür geschämt, was er seinem Volk und seiner Familie angetan hatte, bis er seine eigenen Lügen schließlich selbst für die Wahrheit gehalten hatte. Doch die Wahrheit war hier, in diesem blutigen, geschundenen Leib, den er in seinen Armen hielt, und in den Tränen, die heiß über seine Wangen strömten und keinen Raum mehr ließen für Bitterkeit und Arroganz und selbstgerechten Zorn.

Neanden wollte schreien, wollte seinen Kummer und seinen Schmerz in den gleichgültiger Himmel brüllen, doch nur ein dumpfes, gequältes Krächzen kam über seine Lippen. Neunzig Jahre! Neunzig Jahre hatte er ihn nicht gesehen, und jetzt verlor er ihn für immer. All sein Mut und seine Opferbereitschaft waren am Ende vergeblich gewesen. Ogaire hatte triumphiert – so wie er auch damals triumphiert hatte.

Ruckartig sah Neanden auf. Andion stand nur wenige Schritte von ihm entfernt. Auch in seinen Augen schimmerten Tränen, und seine Schultern waren gekrümmt, als stecke ein Messer in seinem Leib, das mit jeder Sekunde tiefer in seine Gedärme hineingetrieben wurde. Aber das war nicht genug. Das war *bei Weitem* nicht genug!

„Warum?“, flüsterte Neanden. „Warum hat er das getan?“

Andion erbebte. Er senkte den Blick, konnte ihm nicht in die Augen sehen. „Ich ... ich wollte niemals, dass so etwas geschieht. Lieber wäre ich selbst gestorben.“

Er meinte es sogar ehrlich, doch das machte alles nur noch schlimmer.

„Ich will eine Antwort!“, zischte Neanden.

Andion zuckte zusammen. Seine Gefühle ertranken in einem Meer aus Trauer – und Verwirrung.

Neanden keuchte ungläubig auf. „Du *begreifst* es nicht einmal! Dir ist überhaupt nicht klar, was mein Vater für dich getan hat!“ Er starrte wild zu ihm hoch, fing jetzt selbst an zu zittern. „Er hat *alles* für dich aufgegeben, sein Leben im Hain, seine Familie, seine Zukunft. Dabei hat er es gewusst! Er muss von Anfang an gewusst haben, dass Ogaire ihn eines Tages töten würde, wenn er versuchen würde, dich zu beschützen. Trotzdem hat er sich für

dich geopfert! Ist es zu viel verlangt, wenn ich den Grund wissen will? Was hat er dir über die Zukunft gesagt? Was, bei allen Bäumen, hat er in dir gesehen? Was wirst du tun, dass du ein derart großes Opfer verdienst? Sag es mir!“

Andions Schultern krümmten sich noch mehr; seine Stimme war kaum mehr als ein Hauch. „Ich ... ich weiß es nicht. Ich wünschte, ich könnte sein, was mein Name behauptet, aber ich weiß nicht wie. Ich weiß es einfach nicht!“

Neanden wandte den Blick von ihm ab. Er fühlte sich plötzlich müde, so unendlich müde. Steif wie ein Schlafwandler erhob er sich, nahm den leblosen Körper seines Vaters behutsam auf die Arme.

„Dann ist mein Vater umsonst gestorben“, sagte er leise und wandte sich ab.

Ohne sich auch nur ein einziges Mal nach Andion umzusehen, kehrte er in den Hair zurück.

15. Kapitel

Unfähig, sich zu rühren, sah Andion Neanden nach, bis er mit dem Leichnam seines Vaters im Nebel zwischen den Welten verschwunden war. Kälte sickerte in seine Glieder, lähmte seinen Körper und seinen Geist. Er wollte den Arm heben, wollte Neanden anflehen, ihr nicht so zurückzulassen, aber ihm fehlte die Kraft dazu. Nur ein Gedanke gellte in ihm, loderte wie ein düsteres Fanal seiner Schuld in der trostlosen Finsternis seiner Seele. Ionosen war tot. Er hatte sich geopfert - für ihn.

Doch warum nur, warum? Warum hatte er nicht den einen weiteren Schritt getan, warum war er nicht zusammen mit ihm in den Hain geflohen, dorthin, wo Ogaire sie niemals hätte erreichen können? Wieso hatte er versucht, ihn zu bekämpfen, obwohl er doch gewusst hatte, dass er unterliegen würde?

So viele Fragen, und keine einzige Antwort. Und ihm blieb nicht einmal die Zeit, darüber nachzudenken. Ogaire konnte noch immer in der Nähe sein. Im Grunde war es ein Wunder, dass er sie nicht sofort angegriffen hatte, als sie kopflos und in Panik aus dem Nebel gestolpert waren.

Doch Andion spürte nichts von der kalten, tödlichen Präsenz, die ihn in dem Krankenzimmer mit solchem Grauen erfüllt hatte, ebenso wenig wie er die Gegenwart eines anderen Menschen oder Lebewesens um sich herum wahrzunehmen vermochte. Es war, als habe sich Ogaires Aura der Böartigkeit wie ein giftiger Brodem in der Luft verteilt und wirkungsvoll dafür gesorgt, dass niemand, der auch nur halbwegs bei klarem Verstand war, während der vergangenen Minuten einen Fuß in den Park gesetzt hatte.

Und das war gut so. Niemals hätte Andion in seiner Trauer und seinem Schmerz die Kraft gefunden, einen Zauber zu wirken, der ihn vor den neugierigen Blicken zufällig vorbeikommender Passanten zu verbergen in der Lage gewesen wäre. Wankend ging er zu Esendion und Alisera hinüber, die noch immer dort lagen, wo Ogaire sie in den Schmutz geworfen hatte. Vielleicht war es dumm, vielleicht lieferte er sich damit Ogaire ans Messer, doch er konnte nicht anders. Er konnte sie nicht einfach hier liegen lassen, in dem aufgewühlten, blutbesudelten Laub zwischen den dunklen Eichen und Tannen, wo sie schließlich irgendwelche gleichgültigen Parkwächter finden und wie Abfall in den nächsten Müllcontainer stopfen würden.

Behutsam nahm er Esendion vom Boden auf und trug ihn zum Ufer des Weihers, anschließend kehrte er zurück und holte Alisera. Tränen liefen ihm übers Gesicht, als er die beiden zarten Schwanengestalten ins hohe Gras bettete. Die Erinnerung daran, wie sie im Krankenzimmer ihre wahre Form angenommen hatten, grub sich wie mit tausend glühenden Messerklingen in sein Herz und ließ ihn voller Qual aufschluchzen. Entschlossener und mutiger hatten sie sich bei den Händen gefasst, um Ogaire entgegenzutreten – doch auch sie mussten gewusst haben, dass sie unterliegen würden.

Trotzdem hatten sie es getan – für ihn.

Andion weinte heftiger. „Ich habe das nicht verdient“, flüsterte er, streichelte ein letztes Mal die schlanken Hälse.

Dann nahm er beide Schwäne auf die Arme und wandte sich dem See zu. Langsam schritt er ins Wasser, tiefer und tiefer, bis es ihm bis an die Brust reichte; dort blieb er stehen, schloss seine Augen und sandte einen letzten stummen Dank an die zwei wundervollen Geschöpfe, die für ihn in den Tod gegangen waren, dann ließ er Esendion und Alisera los.

Sie trieben von ihm weg, versanken allmählich im dunklen, grünen Wasser, das sie feierlich willkommen zu heißen schien. Es umarmte sie, umhüllte sie schützend, lud sie ein in ewig-stille Tiefen. Ein sanfter, trauriger Windstoß fuhr über die Oberfläche des Sees, als sie endgültig versanken.

Andion wünschte, er könnte es ihnen gleich tun. Er würde alles dafür geben, könnte er die Zeit nur um ein paar wenige lächerliche Minuten zurückdrehen, zurück zu jenem schrecklichen Moment im Krankenhaus, als er seinem Vater zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht in die Augen geblickt hatte; bevor all seine Freunde von Ogaires tödlichen Klauen in Stücke gerissen worden waren. Ein zweites Mal würde er nicht zögern. Esendion, Alisera und Ionosen hatten nur deshalb sterben müssen, weil er zu feige gewesen war, seinem Leben durch seine eigene Hand ein Ende zu setzen, als er noch die Gelegenheit dazu gehabt hatte. Wäre er tatsächlich, was sie in ihm zu sehen geglaubt hatten, hätte er niemals zugelassen, dass sie mit ihren Körpern die Kugeln abfingen, die eigentlich für ihn bestimmt waren. Statt immer wieder wie ein ängstliches Kaninchen davonzulaufen, hätte er schon längst mit einem beherzten Schnitt für klare Verhältnisse sorgen können. Doch er hatte es nicht getan, hatte den edlen Wesen, die so gleichgültig von seinem Vater dahingeschlachtet worden waren, keine Ehre erwiesen. Er konnte nicht einmal länger an ihrem Grab verweilen. Seine Mutter war allein, und jetzt, da Ionosen tot war, gab es keinen Zauber mehr, der sie beschützte. Womöglich war Ogaire deshalb nicht mehr hier, womöglich streifte er stattdessen bereits durch die Stadt und suchte nach ihr. Er musste sofort zurück, sie warnen, sie fortbringen – in den Hain, ganz gleich, was der Rat oder die anderen Elfen davon hielten. Niemals würde er sie zurücklassen, niemals würde er zulassen, dass sie Ogaire erneut in die Hände fiel!

Mit dem letzten Rest seiner Willenskraft schaffte es Andion doch noch, eine Blase aus schützender magischer Energie um sich zu erzeugen, die ihn für die Blicke gewöhnlicher Menschen nahezu unsichtbar machte. Klatschnass und mit blutverschmierter Kleidung musste er einen Anblick bieten, der zu viele Fragen provoziert hätte, Fragen, die zu beantworten er im Moment weder das Verlangen noch die Zeit besaß.

Doch obwohl er weder beachtet noch angesprochen wurde, verwandelte sich der Weg nach Hause von Minute zu Minute mehr in einen Albtraum, der ihn ein ums andere Mal vor Frustration und Verzweiflung beinahe laut hätte brüllen und mit den Fäusten um sich schlagen lassen. Er versuchte, so schnell wie möglich zu laufen, dennoch schien er kaum voranzukommen. Die Straße schien sich höhnisch vor ihm in die Länge zu ziehen, dehnte und streckte sich wie ein geschmolzener Kaugummi, und ihm war, als kämpfe er sich bereits seit Stunden durch einen surrealen, zähflüssigen Brei, als sei er gefangen im Hamsterkäfig des Teufels, dazu verdammt, sich in einem diabolischen Laufrad die Lunge

aus dem Leib zu keuchen, wieder und wieder im Kreis herum, bis ihm das Fleisch als Staub von seinen morschen Knochen rieselte und seine Mutter nur noch eine blasse Erinnerung war, deren klagendes Wimmern als verwehendes Echo durch die Unendlichkeit trieb.

Mit einem heiseren Aufschrei auf den Lippen stürzte Andion noch schneller voran, stolperte, rappelte sich wieder auf und peitschte sich gnadenlos weiter. Als er schließlich mit pfeifendem Atem und qualvollem Seitenstechen vor ihrem Haus anlangte, hielt er sich nicht damit auf, wie üblich in seiner Hosentasche nach seinem Handy oder dem Wohnungsschlüssel zu suchen, zumal er nicht einmal wusste, ob er beides nach seiner dramatischen Flucht vor Ogaire und seinem wilden Anrennen gegen Ionosens magische Barriere überhaupt noch bei sich trug. Stattdessen ballte er eine Hand zur Faust und schmetterte sie gegen die Tür, legte zum ersten Mal in seinem Leben alle Kraft in seinen Schlag, die er besaß.

Die Tür wurde kreischend aus ihren Angeln gerissen, flog wie ein kaputtes Spielzeug durch den Flur und prallte krachend gegen die Wand. Andion kümmerte sich nicht darum.

„Mutter!“, brüllte er, nahm drei Stufen auf einmal, während er über die Treppe nach oben hetzte.

Sein panischer Herzschlag dröhnte ihm in den Ohren, und seine Hände zitterten, als er endlich vor der Tür zu ihrer Wohnung stand. Was, wenn Ogaire nun schon hier gewesen war? Was, wenn er auch sie getötet hatte?

Er spannte seine Muskeln, stieß die Tür auf und stürmte in den Raum, doch bereits nach zwei Schritten stoppte sein verzweifelter Lauf, als sei er abermals gegen eine unsichtbare Mauer geprallt, und Tränen der Erleichterung ließen seinen Blick verschwimmen. Seine Mutter war noch da! Und sie lebte!

Sie stand vor ihrem Sessel im Flur, war offenbar bei seinem ersten Ruf aufgesprungen. Ihre Stickerei, an der sie eben noch gearbeitet haben musste, lag wie ein verkrüppelter toter Vogel neben ihr auf dem Boden. Sie starrte ihn mit großen Augen an, starrte auf das Blut auf seiner Kleidung, und Andion spürte, wie sich Entsetzen und Begreifen wie mit kalter Klauen in ihr Herz gruben.

„Er hat uns gefunden!“, flüsterte sie.

Andion eilte auf sie zu und nahm sie beim Arm. „Ionosens ist tot. Seine Zauber können uns nicht länger beschützen. Wir müssen sofort hier weg!“

Nackte Panik sprang ihn an und schnürte ihm vor Grauen die Kehle zu. Was, wenn Ogaire gar nicht vorgehabt hatte, vor ihm in ihrer Wohnung zu sein? Was, wenn er sich einfach irgendwo in der Nähe des Parks auf die Lauer gelegt hatte und ihm gefolgt war? Er könnte ihn geradewegs zu ihrem Versteck geführt haben, und er hätte es nicht einmal bemerkt!

Er warf sich mit einem jähen Ruck herum und hob die Fäuste, als könne er dadurch die tödliche Magie seines Vaters davon abhalten, ihn mit einem Fingerschnippen in blutige Fetzen zu sprengen, doch da war niemand hinter ihm. Die Treppe war leer.

Hastig wandte er sich wieder seiner Mutter zu. Ihr Gesicht war so bleich wie das eines Toten, und ihre Miene, die eben noch von Erschrecken und Furcht verzerrt gewesen war,

wirkte nun auf eine unheimliche Weise gefasst, als seien sämtliche ihrer Gefühle tief unter der Oberfläche ihrer Seele zu Eis erstarrt und hätten nur ein fahles, geisterhaftes Echo zurückgelassen, zu schwach selbst für ihn, um zu spüren, wie es tatsächlich in ihr aussah.

„Du musst dich umziehen.“ Ihre Stimme war leise, tonlos, schien merkwürdig verloren in dem düsteren Raum zu schweben.

„Dafür ist keine ...“

„Und dein Gesicht waschen. So fällst du zu sehr auf.“

Andion spürte, dass sie nicht gehen würde, bevor er das nicht tat, und so gab er nach. Es würde weniger Zeit kosten, ihrem Willen zu folgen, als ihr zu erklären, dass er sie zumindest vor den Blicken der Menschen schützen konnte.

Mit jagendem Puls stürzte er an ihr vorbei ins Bad – und erschrak, als er sein verschwitztes, blutverkrustetes Gesicht im Spiegel sah. Grimmig presste er die Lippen aufeinander und verfluchte sich für seine Gedankenlosigkeit. War es bei seinem Anblick ein Wunder, dass ihr der Schock in alle Glieder gefahren war? War die Nachricht von Ionosens Tod nicht bereits schlimm genug? Musste er sie durch seine Dummheit auch noch zusätzlich ängstigen?

Rasch drehte er den Wasserhahn auf, steckte seinen Kopf darunter und ließ das eiskalte Wasser über sein Gesicht und seine Haare strömen, anschließend eilte er in sein Zimmer, trat die nassen Schuhe fort und schälte sich aus Hemd und Hose. Hastig schlüpfte er in frische Kleidung und trockene Schuhe, ließ sich kaum Zeit, die Schnürsenkel zu binden und stürmte zurück in den Flur.

Seine Mutter stand noch immer vor ihrem Sessel, schien sich keinen Millimeter von der Stelle bewegt zu haben. Doch sie hielt plötzlich ein Glas mit Limonade in der Hand.

„Hier, trink! Du musst durstig sein.“

Völlig außer Atem, wie er war, griff Andion dankbar nach dem Glas und kippte den Inhalt gierig hinunter, dann nahm er seine Mutter an der Hand und zog sie in Richtung Treppe.

Doch er kam nicht weit. Bereits nach wenigen Schritten begann die Welt plötzlich um ihn zu schwanken. Andion brach in die Knie, versuchte, wieder auf die Füße zu kommen, und fiel stattdessen schwer zur Seite. Keuchend blieb er liegen, zitternd und schwach wie ein Vogelkücken, das gerade aus seinem Nest gefallen war, während Taubheit wie feuchte Watte in sein Gehirn zu sickern begann und Ranken aus klebriger Dunkelheit durch seinen Geist krochen, sich hungrig um seine Arme und Beine schlangen, ihm von einer Sekunde auf die andere sämtliche Kraft aus seinem Körper zu saugen schienen.

Der Schatten seiner Mutter fiel über ihn. Verschwommen sah er ihr Gesicht, doch er spürte die Entschlossenheit, die sie erfüllte – und er verstand. Die Limonade – sie musste die stärksten K.O.-Tropfen hineingemischt haben, die frei zugänglich waren.

„Mutter“, hauchte er, versuchte noch einmal, sich hoch zu kämpfen, doch vergeblich.

Sie kniete neben ihm auf dem Boden nieder, drehte ihn behutsam auf den Rücken. Er sah die Tränen in ihren Augen und wollte vor Qual und Verzweiflung aufschluchzen, doch seine Stimmbänder gehorchten ihm nicht mehr. Sie hob ihre Hand, strich ihm sanft mit den

Fingerkuppen über die Wange.

„Wir können nicht fliehen, Andion. Er würde uns überall finden. Aber das lasse ich nicht zu. Dich wird er nicht so quälen wie mich. Du wirst frei sein, Andion. Endlich frei.“

Sie beugte sich nach vorn, gab ihm einen Kuss auf die Stirn.

„Ich liebe dich, mein Sohn.“

Kaum noch bei Bewusstsein sah Andion, wie sie das dicke Sofakissen nahm, das wie üblich auf ihrem Sessel lag. Sie senkte es über sein Gesicht, drückte es ihm auf Nase und Mund. Er versuchte, sich zu wehren, aber er konnte sich kaum noch bewegen, taumelte hilflos am Rande des Abgrunds, der ihn hinabziehen wollte in die Finsternis, hinab in die Kälte und das Vergessen, aus dem es niemals mehr ein Erwachen geben würde. Der Druck wurde stärker, die Luft knapper. Das Blut rauschte ihm in den Ohren, und bunte Flecke begannen vor seinen Augen zu tanzen. In Panik versuchte er, Atemluft durch das dicke Kissen zu ziehen, doch es gelang ihm nicht. Tödliche Kälte kroch ihm den Rücken herauf lähmte seine ohnehin schon betäubten Glieder, zerfraß wie Säure seinen ersterbenden Willen. Andion verlor das Bewusstsein.

16. Kapitel

Hämmernde Kopfschmerzen zerrissen die Dunkelheit, peitschten seinen erlöschender Geist zurück ins Licht. Mit einem jähen Ruck schlug Andion die Augen auf und rang keuchend nach Luft, während Panik und Furcht seinen Puls erneut in die Höhe trieben. Doch das Kissen war fort, lag wie eine stumme Anklage neben ihm auf dem Boden. Dort wo seine Mutter es festgehalten hatte, zeichneten sich tiefe Abdrücke in dem weichen Stoff ab. Sie musste das Kissen mit aller Kraft auf sein Gesicht gedrückt haben.

Aber wieso hatte sie von ihm abgelassen?

„Mutter?“, krächzte er.

Keine Antwort.

Andion stöhnte leise. Er krümmte sich zusammen, presste die Handballen auf seine schmerzenden Augen, kämpfte verzweifelt gegen die Benommenheit, die ihm noch immer wie Blei in den Gliedern steckte und seine Gedanken in zähen, klebrigen Teer zu verwandeln schien. Schwankend wie ein Betrunkener kam er auf die Füße und blickte suchend umher. Er war allein.

„Mutter?“, rief er noch einmal. Der Klang seiner Stimme kam ihm fremd und unheimlich vor, war rau und heiser wie der einer Mumie, die sich nach tausend Jahren gottlosen Schlags aus ihrem sandigen Grab befreit hatte und nun röchelnd und gurgelnd auf der Suche nach Menschenfleisch durch die Wüste streifte. Vermutlich war es kein Wunder, dass sie ihm keine Antwort gab. Womöglich hielt sie ihn gar für seinen Vater und versteckte sich gerade deshalb vor ihm. Dann fiel sein Blick auf die Schlafzimmertür seiner Mutter, und eisige Furcht fraß sich in sein Herz. Denn die Tür war geschlossen – etwas, das seine Mutter in all den Jahren ihrer Flucht noch *niemals* getan hatte.

Ein kalter Hauch schien mit einem Mal durch den Raum zu wehen, und er begann zu zittern.

„Nein!“, flüsterte er. „Bitte nicht. Bitte, bitte nicht!“

Er bemerkte kaum, wie er sich in Bewegung setzte und mit schwerfälligen Schritten auf die Tür zuwankte. Es war so still, so furchtbar still! Selbst das abgehackte Keuchen seines Atems wirkte merkwürdig fern und dumpf, schien wie das Wehklagen verlorener Seelen aus einer anderen Welt in der unbewegten Luft zu schweben.

Als er die Hand auf die Klinke legte, verkrampfte sich alles in ihm, und für einen endloser Moment stand er reglos, spürte nichts außer dem rasenden Schlagen seines Herzens und der Kälte, die ihn erfüllte, eine Kälte, die sich wie Raureif um seine Gedanken und Gefühle legte, die mit bleichen Totenfingern über ihn hinwegstrich und ihn wie eine verkrüppelte Skulptur aus Eis in der trostlosen Düsternis des Flurs zurückließ. Dann, unendlich langsam, senkte sich sein Arm, und die Tür schwang auf.

Obwohl der Raum wie der Rest der Wohnung in dämmriges Halbdunkel getaucht war, sah er sie sofort. Sie lag auf dem Bett, reglos, mit geschlossenen Augen. Ihre Arme lagen locker neben ihrem Körper, und für einen winzigen, atemlosen Augenblick glaubte er, sie schlief nur. Doch das tat sie nicht. Seine feinen Elfensinne rochen das Blut, bevor er es

sah – Blut, das dort, wo ihre Handgelenke das Laken berührten, zu schaurigen Rosen aus düsterem Rot erblühte.

Andion taumelte gegen den Türrahmen, klammerte sich hilflos daran fest. Er starrte auf die zarte, so zerbrechliche Gestalt seiner Mutter, versuchte verzweifelt, einen Rest von Leben in ihr zu erspüren, wie schwach und flüchtig auch immer, doch er wusste, dass es dafür längst zu spät war. Sie musste geglaubt haben, dass er tot war, und war dann auf die gleiche Art vor Ogaire geflohen, auf die sie ihn zu schützen versucht hatte.

Andion sackte in die Knie. Er wollte zu ihr gehen, wollte ihren zierlichen Körper in die Arme schließen, noch ein letztes Mal ihre Berührung spüren und den tröstlichen Duft ihres Haares riechen, aber er vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren. Minutenlang saß er einfach nur da, blickte in das bleiche, wunderschöne Gesicht seiner Mutter, das im Tod beinahe durchscheinend wirkte, konnte nichts denken, nichts fühlen, konnte nicht einmal blinzeln. Irgendwann erhob er sich, wandte sich mit steifen Bewegungen um und verließ die Wohnung. Noch immer war sein Inneres leer, wie ausgehöhlt, und doch blieb er nicht stehen, setzte mechanisch einen Schritt vor den anderen, während er langsam und schwankend wie eine Wasserleiche, die ein finsterer Hexenmeister aus ihrem nassen Grab emporgelockt hatte, durch die belebten Straßen Oakwoods schlurfte. Es gab nur einen einzigen Gedanken, der die lähmende Betäubung zu durchdringen vermochte, eine einzige Gewissheit, die heiß in der Dunkelheit seiner Seele brannte: In der Welt der Menschen hielt ihn nun nichts mehr. Er musste fort von hier, fort von dem Ort, an dem er niemals etwas anderes als Ablehnung und Leid erfahren hatte. Wenn er noch länger blieb, würde Ogaire ihn doch noch erwischen, und dann wären Esendion und Alisera, Ionosen und seine Mutter umsonst gestorben. Das aber durfte niemals geschehen. Er biss die Zähne zusammen und schleppte sich weiter in Richtung des Parks voran.



Reglos und stumm wie der düstere graue Himmel, der sich über ihm spannte, stand Ogaire im Schatten der Bäume und wartete. Es hatte ihn etwas mehr Kraft und eine knappe Minute länger gekostet, Ionosen zu töten, als er erwartet hatte, und so hatte er sich, noch während der zerschmetterte Körper des Elfenpropheten leblos zu Boden sank, eilig tiefer ins Zwielficht des Waldes zurückgezogen, ehe sein Sohn auf die Idee kam, den einsamen Rächer zu spielen, und sich in blinder Raserei aus dem Nebel auf ihn stürzte. Eine offene Konfrontation zu diesem Zeitpunkt jedoch hätte seinen Plänen eher geschadet als genützt, hätte einen Unsicherheitsfaktor ins Spiel gebracht, dessen Einfluss auf den Fortgang der Ereignisse er – zumindest im Augenblick – noch nicht einzuschätzen vermochte. Solange sich gewisse Dinge über Andion noch seiner Kenntnis entzogen, würde er nicht das Risiko eingehen, sich einen Gegner zu schaffen, der ihm durchaus Probleme bereiten konnte.

Und so hielt er sich im Hintergrund, beobachtete aus dem Verborgenen heraus und hüllte sich in Geduld, bis der Falter zu ihm zurückkehrte und sich endgültig in dem Netz verfangen würde, das er für ihn aufgespannt hatte. Gewiss – hätte sich Andion, als er aus dem Nebel hervorkam und die Leiche Ionosens erblickte, herumgeworfen und wäre, ohne

sich noch weiter um den Toten und das Schicksal seiner Mutter zu kümmern, zurück in den Hain geflohen, hätte er ihn aufhalten müssen, und Neanden wäre eben etwas früher gestorben.

Doch er hatte nicht eingzugreifen brauchen. Neanden war allein, lediglich mit den blutigen Überresten seines Vaters auf den Armen, wieder in die Elfenwelt hinübergewechselt, und Andion hatte den Park in Richtung Oakwood verlassen, zweifellos, um seine Mutter zu holen.

Aber natürlich würde er zurückkommen. Der Hain war der einzige Zufluchtsort, der ihn noch geblieben war, also war dies die logische Konsequenz. Im Grunde wunderte es ihn, dass sein Sohn nicht schon längst wieder hier war.

Sein Geist wandte sich nach innen, kostete die feinen Aromen von Andions Blut, dessen unvergleichlicher Geschmack noch immer auf seiner Zunge prickelte. Er würde schnell und hart zuschlagen müssen, musste Andions Willen zerschmettern, bevor die heiße Flamme seines Zorns Gelegenheit fand, sich durch den Panzer aus Trauer und Schmerz hindurchzubrennen, der die Seele des Jungen seit dem Anblick von Ionosens verstümmelter Leiche umschlossen hielt. Es war ein wohldosierter Dolchstoß gewesen, eine unumgängliche Maßnahme, die neben dem offensichtlichen Vorteil von Ionosens Eliminierung noch einem anderen, wesentlich bedeutsameren Zweck gedient hatte.

Ein nachdenklicher Zug glitt über Ogaires Gesicht, und seine Elfensinne richteten sich erneut nach außen, lauschten konzentriert auf eine Regung im grauen Zwielflicht zwischen den Bäumen und auf das Nahen der Präsenz seines Sohnes, das den letzten Akt in ihrem kleinen Drama einläuten würde. Es lag eine gewisse Ironie darin, dass Andion niemals erfahren würde, wie nahe er vermutlich daran gewesen war, ihn ernsthaft in Schwierigkeiten zu bringen. Er hätte nur ein einziges Mal die Macht berühren müssen, die in seiner Seele verborgen lag, hätte lediglich das Tor aufzustoßen und sich zu nehmen brauchen, was sich dahinter befand. Warum bloß hatte Ionosen ihm nie etwas davon erzählt? Warum hatte er es stattdessen vorgezogen, für Andion in den Tod zu gehen? Was hatte er sich davon versprochen? Oder hatte er es am Ende überhaupt nicht gewusst? Konnte es tatsächlich sein, dass Ionosen vom wahren Ausmaß seiner Pläne die ganzen Jahre nichts geahnt hatte? War die Macht des Elfenpropheten wirklich so gering gewesen?

Aber vielleicht hatte es auch gar nicht anders sein können. Ionosen hatte sich stets vor der dunklen Seite der Elfenmagie gefürchtet, war niemals selbst in die finsternen Tiefen hinabgestiegen und hatte die Schätze geschaut, die in den düsteren Kavernen ihrer Seeler schlummerten und nur darauf warteten, von einer unerschrockenen Faust gepackt und ans Licht gezerrt zu werden. Er wusste weder etwas von den Möglichkeiten noch von der Grenzen Schwarzer Magie, und auch seine Sehergabe war nicht allmächtig. Manches hatte er sich vielleicht mühsam aus vagen Hinweisen erschließen müssen, war bei anderen Dingen womöglich gänzlich im Dunkeln herumgeirrt und hatte sich mehr schlecht als recht an wilden Vermutungen und Spekulationen über die wirklichen Absichten seines Gegners entlanggehangelt, immer mit der Furcht, irgendeinen entscheidenden Mosaikstein übersehen

zu haben, der all seine Bemühungen auf einen Schlag zunichtemachte.

Was letztlich wohl auch geschehen war. Hatte Ionosen tatsächlich geglaubt, er könne mit Hilfe von Andions Magie die Grenze zum Hain überschreiten, schnurstracks zur Quelle marschieren und in aller Ruhe zu trinken beginnen, sie bis auf den letzten Tropfen, das letzte winzige Fragment der darin enthaltenen Elfenseelen leerschöpfen und sich damit zum mächtigsten Wesen des Universums aufschwingen?

Zwar war genau das sein Ziel, dennoch war es nicht so einfach, wie Ionosen sich das offenbar vorgestellt hatte. Denn trotz ihrer unbestreitbaren Anfälligkeit für gewisse schwarzmagische Manipulationen war die Quelle eine bei Weitem zu machtvolle Entität, als dass sie sich lediglich mit einem beiläufigen Fingerschnippen unter einen fremden Willen hätte zwingen lassen. Dass es ihm damals, bei seinem spektakulären Abgang aus dem Hain, gelungen war, seine eigene Lebenskraft mit der der Quelle zu verbinden und damit 90 Jahre lang den Ruf zu unterdrücken, der ihn in seiner damaligen Situation unweigerlich zum Tode verurteilt hätte, bedeutete gar nichts, war nicht mehr als ein billiger Taschenspielertrick, der mit der wahren Herausforderung, der wirklichen Prüfung so viel gemein hatte wie die ersten lallenden Worte eines Kleinkindes mit einem Vortrag über die Mysterien der Quantenphysik. Sollte Ionosen angenommen haben, er hätte die ganze Zeit in der Menschenwelt damit zugebracht, verzweifelt nach einer geeigneten Frau zu suchen, die für die Durchführung seiner Pläne infrage kam, so hätte er sich auch in diesem Fall im Irrtum befunden. Die Schwierigkeit hatte nicht darin bestanden, eine solche Frau aufzuspüren – was zweifellos einige Anstrengungen erfordert hatte, aber keinesfalls unmöglich gewesen war –, sondern mithilfe seiner Schwarzen Magie den Boden zu bereiten und die Falle aufzuspannen, aus der es für die Quelle schließlich kein Entrinnen mehr geben würde.

Wäre ihm bei diesem Teil seines Planes ein Fehler unterlaufen oder – der schlimmste aller Albträume – hätte er nach Jahren vergeblicher Bemühungen festgestellt, dass er seine Fähigkeiten bei der Meisterung der schwarzen Künste schlichtweg überschätzt hatte, hätten selbst tausend menschliche Frauen mit altem Elfenblut in den Adern nicht ausgereicht, um sein ehrgeiziges Vorhaben auf die Straße des Erfolges zurückzuführen.

Natürlich wäre es ihm mit der gestohlenen Lebenskraft und Magie seiner Sprösslinge noch immer möglich gewesen, sämtliche Bewohner dieser Welt binnen eines Wimpernschlages in geistlos glotzende Idioten zu verwandeln, die ihm in hündischer Verzückung die Stiefel leckten, und vermutlich hätte er auch die wenigen in ihrem Hain dahinsiechenden Elfen ohne allzu große Mühe abschlachten und sich ebenfalls mit ihren Kräften mästen können. Doch derartige Banalitäten scherten ihn nicht. Was kümmerte es ihn, wenn andere vor ihm im Staub krochen und zitternd seinen Namen flüsterten? Ein derart armseliges Vergnügen war vielleicht für einen Menschen erstrebenswert, aber nicht für einen Elfen, und ganz gewiss nicht für ihn.

Vermutlich hätte ihn Ionosen auch diesmal überrascht angeblickt, vermutlich hatte er ihn niemals für etwas anderes gehalten als ein machtgieriges Monstrum, das Spaß daran hatte,

Tod und Verderben zu säen und möglichst viele denkende und fühlende Wesen unter seine diabolische Knute zu zwingen. Wäre diese Art von Macht die einzige gewesen, auf die er hätte hoffen können, er hätte den Hain niemals verlassen, hätte nicht 90 Jahre lang allein unter den jämmerlichen Kreaturen dieser Welt gelebt, nur um sich schließlich zu ihrem Gott zu machen und weitere tausend Jahre ihre hirnlose Gegenwart ertragen zu müssen.

Daher hatte es von Anfang an keinen Zweifel an dem Weg gegeben, den er gehen musste. Es genügte nicht, sich lediglich an der Schwäche derer zu berauschen, die nicht genug eigene Stärke und Skrupellosigkeit besaßen, um statt seiner auf dem Thron zu sitzen, und auf die Köpfe jener zu spucken, die ihre Gesichter vor ihm in den Schmutz pressten und demütig um seine göttliche Vergebung winselten. Er würde seine Zeit nicht damit verschwenden, Gott zu spielen; er würde Gott *sein*. Der Raum und die Zeit selbst würden allein durch die Kraft seines Willens in eine neue Form gegossen werden, Universer würden wie Schneeflocken um ihn herumtanzen, würden mit jedem Schlag seines Herzens durch seine Adern strömen, im Rhythmus seines Atems geboren werden und wieder ins Nichts verwehen. Er würde die Schöpfung sein, die nur darauf wartete, durch die Macht seiner Gedanken Realität zu werden. Berge würden sich erheben, wo eine Sekunde zuvor noch ein Meer gewesen war, wenn er es so wollte. Steine würden wie exotische Rosen unter seiner Berührung erblühen, und Wesen, die niemals den Geschmack des Lebens gekostet hatten, würden mit Augen aus Kristall zum Himmel emporblicken und zum ersten Mal mit den Körpern, die er für sie erschaffen hatte, über das Antlitz der Welt wandeln, mit Körpern aus Nebel oder Feuer oder Dunkelheit, zusammengefügt und beseelt einzig vor der titanischen Kraft seines Willens, sie ins Dasein zu zwingen. Der Tod hätte nicht länger eine Bedeutung für ihn, wäre nicht mehr als das lästige Summen einer Mücke, die er mit einer beiläufigen Handbewegung beiseite wischte.

Doch eine solche Macht war niemals einfach zu erlangen. Das war eine der ersten Lektionen gewesen, die er hatte lernen müssen, als er vor vielen Jahrhunderten damit begonnen hatte, sich den geheimen Künsten der Schwarzen Magie zu verschreiben. Denn alles Lernen und Studieren, all die gewaltigen, Ehrfurcht gebietenden Kräfte, die er aus dem zarten Gewebe des Lebens und der Natur herausgepresst hatte, hatten es nicht vermocht, ihn über den letzten, entscheidenden Abgrund hinwegzutragen, der höhnisch zwischen ihm und der Erfüllung seiner Träume klaffte. Zähneknirschend hatte er akzeptieren müssen, dass es ihm auch in einer Million Jahren nicht gelingen würde, diese Grenze zu überschreiten, denn das Problem war er selbst – die Essenz seines Wesens, das, was seine Existenz zu so viel mehr machte als die des jämmerlichen Gewürms, das stumpfsinnig und bar jeglicher Würde auf der Oberfläche ihrer verrotteten Welt dahinvegetierte.

Seine Lippen wurden zu einem schmalen Strich, und seine reglose Miene versteinerte noch mehr. Es war das Elfenblut, das kraftvoll und stolz durch seine Adern strömte, welches ihn beinahe zu Fall gebracht hätte, noch bevor er an die Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne überhaupt hatte denken können; das Erbe seiner Vorfahren, die ebenso wie er von der Quelle allen Lebens ins Dasein geträumt worden waren und in der warmen Umhüllung ihres

Schoßes bereits auf ihn warteten, wenn dereinst der Augenblick seines Todes gekommen sein würde und er heimkehrte in den Ursprung, aus dem sie alle hervorgegangen waren. Genau das nämlich war der Haken, der die ganze Sache so verteuftelt schwierig machte. Die Elfen und die Quelle waren eins, und jeder Versuch, das Herz des Waldes vollständig dem eigenen Willen zu unterwerfen, scheiterte an dieser schlichten Tatsache. Niemals würde ein Elf, gleichgültig ob mit Hilfe von Schwarzer Magie oder einem anderen Werkzeug, in der Lage sein, den letzten Schutzwall zu überwinden und zum innersten Kern der Quelle vorzustoßen, zum eigentlichen Wunder – zu den Seelen und der Macht aller Elfen, die jemals geboren worden und wieder gestorben waren. Je mehr man versuchte, die Mauern mit roher Gewalt zum Einsturz zu bringen, desto mehr war es, als schnitte man sich selbst das Fleisch von den Knochen, als beginne das Blut in den Adern zu kochen und sich das Gehirn im Inneren des Schädels in glühende Schlacke zu verwandeln.

Vielleicht war Ionosen dieser kleine Stolperstein entgangen, weil er niemals Ambitionen verspürt hatte, es einmal auszuprobieren; er hingegen wusste es besser. Vermutlich war dies der eigentliche Grund, warum der dunkle Zweig der Elfenmagie für die meisten Angehörigen seines Volkes über die Jahrtausende hinweg so wenig attraktiv gewesen war. Der Hunger nach Macht war ein Feuer, das, einmal entfacht, nach immer neuer Nahrung verlangte. Doch Elfen strebten nicht nach Macht, noch wurde sie ihnen gewährt. Das einzige Verlangen, das in ihnen brannte, war das nach Verbundenheit und Harmonie mit der Natur, eine Harmonie, die keine Unterschiede duldete, für die Gleichförmigkeit und Stagnation die höchste und einzige Erfüllung bedeutete.

Keiner seiner Artgenossen vermochte zu ermessen, wie viel Selbstbeherrschung und eiserne Willenskraft es gekostet hatte, so zu tun, als sei er einer von ihnen, wie qualvoll es gewesen war, Tag für Tag die betörende Gegenwart der Quelle zu spüren und sich vergeblich danach zu verzehren, in ihre köstlichen Tiefen hinabzutauchen. Wie konnte irgendjemand eine derart reduzierte Existenz tatsächlich als eine Gnade empfinden? Wie war es möglich, dass alle Elfen außer ihm geradezu darum bettelten, von der Quelle wie winselnde Hündchen an die Kette gelegt zu werden? Nein, das Leben im Hain war kein Paradies, war es niemals gewesen; es war nicht mehr als ein dumpfes Dahinvegetieren hinter Kerkermauern, nichts anderes als der hilflose Versuch, seinen qualvollen Hunger an der borkigen Rinde eines verkrüppelten Baumes zu stillen, während nur wenige Meter weiter oben unerreichbar die goldenen Äpfel hingen.

Und doch *gab* es eine Möglichkeit, den Widerstand der Quelle zu brechen und sich zu nehmen, was sie so argwöhnisch vor ihm verborgen hielt, und er hatte darauf hingearbeitet, seit er zum ersten Mal bei seinen magischen Studien auf entsprechende Hinweise gestoßen war. Die Waffe, mit der er seinen Gegner zu Fall bringen würde, war von einer geradezu verblüffenden Schlichtheit und Eleganz, und hätte er bereits früher mehr Zeit unter der Menschen verbracht, wären seine Überlegungen vermutlich schon viel eher in die richtige Richtung gelenkt worden.

Vermag deine Armee die Festung deines Feindes nicht zu bezwingen, so schleiche dich

durch die Hintertür herein. Es war eine List, die in der kriegerischen Historie der Menschheit in mehr als einer Schlacht ihre blutige Anwendung gefunden hatte, und sie hatte ihm geholfen, sein kleines Problem mit der Quelle aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Und plötzlich erkannte er die Schwachstelle, die die ganze Zeit offen vor seiner Augen gelegen hatte, den morschen Balken, der die trutzige Zitadelle wie ein Kartenhaus in sich zusammenbrechen lassen würde. Gegen den Zugriff eines *Elfen* vermochte sich die Quelle wirkungsvoll zu schützen – oder besser gesagt, bedurfte sie in dieser Hinsicht überhaupt keines Schutzes, da eine solche Möglichkeit offensichtlich so sehr gegen die natürliche Ordnung der Schöpfung verstieß, dass sie schlechterdings nicht existierte. Ein *Mensch* jedoch – einer, in dessen Blut das Erbe der Elfen noch so lebendig war, dass er die sublimen Kräfte und Mysterien der Natur mit seinen verkümmerten inneren Sinnen beinahe noch zu spüren vermochte, aber andererseits nicht so sehr Elf, dass bei einem Angriff die instinktive Abwehrreaktion der Quelle ausgelöst werden würde – würde tun können, wozu kein reinblütiger Angehöriger seines Volkes jemals in der Lage wäre.

Und so war Andion geboren worden. Wieder dachte er an Ionosen, und beinahe hätte er Mitleid mit dem alten Narren gehabt. So heroisch hatte er sich in die Schlacht geworfen, um Andions Mutter aus den Klauen ihres finsternen Entführers zu befreien, und doch war sein Scheitern schon von Beginn an unabwendbar gewesen. Im Nachhinein war klar, dass er die Macht und den Einfluss des Elfenpropheten ganz offensichtlich überschätzt hatte. Doch Ionosen war schon immer zu ängstlich gewesen, zu unentschlossen und zögerlich, auch damals schon, als er noch zusammen mit ihm im Hain gelebt hatte. Er war stets auf halber Strecke stehen geblieben, hatte gezauert und abgewogen, beobachtet und in aller Ruhe über die Konsequenzen seiner Entscheidungen meditiert, statt zu tun, was notwendig gewesen wäre, und anscheinend hatte sich daran bis heute nichts geändert. Hätte er den Mut gehabt, der Wahrheit tatsächlich ins Gesicht zu sehen, hätte er erkannt, dass er von Anfang an nur zwei Möglichkeiten besessen hatte: Entweder er hätte Andions Mutter und ihr ungeborenes Kind auf der Stelle getötet, nachdem er ihrer habhaft geworden war, und so die Pläne seines Gegners wenn schon nicht gänzlich zunichtegemacht, so doch zumindest erheblich in ihrem Vorankommen behindert, oder er hätte Andion alles über seine besonderen Kräfte erzählen und ihn von klein auf in der Erforschung und dem Gebrauch seines immensen Machtpotentials unterweisen müssen – so er denn etwas davon gewusst hatte. Sich mit seiner so heldenhaft ertrotzten Beute siebzehn Jahre lang wie ein ängstliches Kaninchen in irgendwelchen Löchern zu verkriechen und darauf zu hoffen, dass der Blick des jagenden Falken unachtsam über sie hinwegstrich, war auf alle Fälle ein gleichermaßen naives wie vergebliches Unterfangen gewesen.

Aber natürlich entsprach eine derartige Vorgehensweise genau Ionosens Stil. Was auch immer jedoch der Prophet letztlich von seinen Absichten und Plänen gewusst oder geahnt haben mochte, Tatsache war, dass er niemals vorgehabt hatte, seinen Sohn sofort nach der Geburt zu töten und ihm seine Elfenmagie zu entreißen. *Diese* Magie war bedeutungslos für ihn, hätte ihm nicht einmal ein verächtliches Zucken seiner Mundwinkel abgerungen.

Nein, Andion war niemals etwas anderes als ein Gefäß gewesen, nur eine leere Hülle, die darauf wartete, gefüllt zu werden – gefüllt mit den Seelen und der Macht aller Elfen, die jemals gelebt hatten und nach ihrem Tod in die klebrige Umarmung der Quelle zurückgeholt worden waren.

Bereits im Augenblick der Empfängnis war die Falle zugeschnappt, und Jahrzehnte sorgfältigster Vorbereitungen und Planungen waren – ob nun zum Guten oder zum Schlechten – in einem einzigen schicksalhaften Moment der Entscheidung kulminiert. Von Anfang an hatte er gewusst, dass er nur diesen einen Versuch haben würde. Ein Scheitern hätte die Seele des ungeborenen Kindes für immer ruiniert, hätte sie für seine Zwecke gänzlich unbrauchbar gemacht, und all seine Ehrfurcht gebietenden schwarzmagischen Manipulationen wären mit einem Schlag so wertlos gewesen wie ein Feuer, das in einer kalten Winternacht zu flockiger Asche heruntergebrannt war.

Was die Angelegenheit noch ein klein wenig komplizierter gestaltete, war die Tatsache, dass er durch Ionosens heldenhaftes Eingreifen erst heute, als sich Andion vorhin im Krankenhaus mit solcher Leichtigkeit aus seinem magischen Bann befreit hatte, wirklich hatte sicher sein können, dass sein Zauber auch tatsächlich geglückt war. Zwar hatte er damals gespürt, dass *irgendetwas* geschehen war, aber ob die Saat, die er gelegt hatte, schließlich aufgehen würde, hatte er nicht mit Gewissheit voraussagen vermocht. Denn ebenso wie die Vorbereitungen und die letztliche Durchführung seines Plans eine schier unendliche Geduld erfordert hatten, so wäre er auch nach der Geburt seines Sohnes – gleichgültig ob Ionosen das Kind nun an sich gebracht hätte oder nicht – weit davon entfernt gewesen, die wahre Macht der Quelle in seinen Händen zu halten.

Das war sowohl das Geniale als auch der Pferdefuß des ganzen Unternehmens: War der Zauber einmal erfolgreich durchgeführt worden, blieb ihm nichts anderes mehr zu tun als zu warten, bis die Zeit selbst dafür sorgen würde, dass ihm die goldenen Äpfel schließlich von allein in den Schoß fielen.

In jenem winzigen Augenblick, in dem sich die Seele des ungeborenen Kindes mit dem Fleisch verband, das einmal sein Körper werden sollte, wo der stählerne Käfig von Raum und Zeit für einen flüchtigen, unwirklichen Moment seine Festigkeit verlor und Geist Materie und Magie so leicht und mühelos ineinanderflossen wie Wolken, die an einem warmen Sommertag über den Himmel zogen, hatte er zugeschlagen. Ein winziger Schnitt in immateriellen Gewebe der Quelle genügte, um die zarte Knospe von Andions Seele in die entstandene Wunde hineinzupressen und dünne, fragile Wurzeln darin zu verankern. Jede Gier, jedes übermäßige Forcieren dieses Vorgangs hätte das sofortige Scheitern bedeutet, hätte die tastenden Wurzeln auf der Stelle absterben und die Tore zu den Schatzkammern der Quelle für die nächsten Jahrzehnte erneut zufallen lassen.

Doch offensichtlich war das nicht geschehen. Sein heimliches Eindringen war unentdeckt geblieben, und abgesehen von Ionosens ärgerlichem Übereifer schien es, als sei tatsächlich alles genau nach Plan verlaufen. Andion war herangewachsen, und mit jedem Jahr, das verstrich, hatten sich die Wurzeln seiner Seele tiefer ins Herz der Quelle hineingebohrt.

Und wie ein Fluss, dessen Fluten das Erdreich an seinen Ufern mit sich fortspülen, war die Verbindung breiter und kraftvoller geworden – und hatte schließlich damit begonnen, einen Sog zu entwickeln, der all die kostbaren Edelsteine und Diamanten, die seit Äonen vor Jahren sicher in ihrer ätherischen Zitadelle verborgen gewesen waren, mit nach draußen geschwemmt hatte. Tropfen für Tropfen, in einer langsamen, stetigen Infusion, waren die Seelen und die Macht der Elfen auf Andion übergegangen, unbemerkt von dem Jungen und wie es schien, selbst von dem großen Elfenpropheten.

Das war die eigentliche Gefahr gewesen, der Unsicherheitsfaktor, den Ionosen durch sein Eingreifen ins Spiel gebracht hatte: Dadurch, dass er seinen Sohn nicht mehr unter Beobachtung hatte, hatte er auch die Kontrolle über die Magie verloren, die Tag für Tag, Jahr für Jahr wie ein gewaltiger, unsichtbarer Muskel in ihm anschwell – und ihm in einem offenen Kampf durchaus Probleme hätte bereiten können. Sein ursprünglicher Plan hatte niemals vorgesehen, Andion so lange unbehelligt in der Menschenwelt leben zu lassen. Hätte das Ausmaß seiner magischen Kräfte eine gewisse Grenze überschritten gehabt, hätte er ungestört und in aller Ruhe die zweite Phase seines Vorhabens in Angriff nehmen können, und sein endgültiger Griff nach der Macht wäre niemals zu einem derartigen Roulettespiel geworden.

Aber wie es nun schien, hatte ihm Ionosen mit seiner kleinen Posse sogar unabsichtlich einen Gefallen getan. Hätte er ihn nicht zu einer Änderung seiner Vorgehensweise gezwungen, der Höhepunkt ihres Dramas wäre um einiges blutiger – und mit entschieden weniger Eleganz – zur Aufführung gelangt.

Ogaire hob den Kopf, als die ersten Ausläufer einer Präsenz über seinen Geist strichen die sich schnell seinem Standort näherte. Er tauchte tiefer in die Schatten, verstärkte noch einmal seinen Unsichtbarkeitszauber und glitt lautlos näher an das Tor heran. Es war soweit. Sein Sohn war endlich gekommen.

Überrascht runzelte er die Stirn, lauschte, doch es bestand kein Zweifel: Andion war allein. Seine Mutter hatte ihn nicht in den Park begleitet. Das war bemerkenswert andererseits jedoch für den weiteren Ablauf der Ereignisse gänzlich ohne Belang. Von ungleich größerer Bedeutung war, dass er mit der Beseitigung des Elfenpropheten und seiner beiden lächerlichen Helfer offensichtlich genau ins Schwarze getroffen hatte. Noch immer war die Seele Andions ein düsteres Chaos aus Trauer, Schmerz und Verzweiflung, unfähig, irgendeinen anderen Gedanken hervorzubringen als den, sich kopflos in den Nebel zu stürzen und für die nächsten 20 Jahre schlotternd hinter dem erstbesten Stein zusammenzukauern. Im Augenblick würde er niemals in der Lage sein, einen schnellen und entschlossenen Angriff zurückzuschlagen, noch wäre er imstande, in einem Akt blindwütiger Raserei vielleicht unabsichtlich die Barrieren zu dem gewaltigen Magiereservoir niederzureißen, das aller Voraussicht nach in den Tiefen seiner Seele schlummerte.

Aber selbst wenn es ihm wider Erwarten dennoch gelungen wäre, die Anwesenheit eines Tarnzaubers wahrzunehmen und seinen dahinter verborgenen Feind ans Licht zu zerren,

hätte sein Wille doch durch die Verluste, die er heute erlitten hatte, so viel Stärke und innere Festigkeit besessen wie ein Stück altes Pergament, das nach tausend Jahren in der Dunkelheit einer Grabkammer zum ersten Mal wieder der Luft ausgesetzt worden war: Eine flüchtige Berührung, und es würde zu Staub zerfallen. Vermutlich hätte Andion ihn nicht einmal dann bemerkt, wenn er ohne jeglichen schützenden Zauber direkt vor seinen Augen an einem Baumstamm gelehnt und ein blutverschmiertes Schild mit der Aufschrift „Achtung, Gefahr!“ vor sich in die Höhe gehalten hätte, so wenig Aufmerksamkeit hatte er für das, was um ihn herum geschah.

Ogaire ließ ihn bis auf drei Schritte an den Zugang zum Hain herankommen, dann schlug er zu. Sein Wille, in langen Jahrhunderten gestählt, traf Andion wie ein Gewehrschuss in den Rücken, toste wie ein Feuersturm durch seine Seele und zerschmetterte die kümmerlichen Reste instinktiven Widerstands, die sich ihm panisch entgegenzustellen versuchten, wie dünnes Glas. Der Junge brach auf der Stelle zusammen.

Ogaire ließ ihm keine Zeit, seine Gegenwehr neu zu formieren. Mit einem schneller Schritt trat er auf ihn zu, packte ihn am Kragen und hob ihn mühelos vom Boden hoch. Andions Augenlider flatterten, und ein gequältes Stöhnen entrang sich seiner Kehle, als er ihm eine Hand fest auf die Stirn presste und seinen Geist wie eine Messerklinge in ihr hineintrieb. Tiefer und tiefer stieß er hinab, wühlte sich rücksichtslos durch die Schichten von Andions Bewusstsein, zermalmte alle Schutzmauern und Barrikaden, bis der nackte, zitternde Kern seiner Seele vor ihm lag.

Und dann, von einer Sekunde auf die andere, wie Sonnenschein, der plötzlich durch eine finstere Wolkendecke bricht, erblickte er es: ein gewaltiges, schimmerndes Meer aus Magie, ein endloser, wogender Ozean, angefüllt mit der uralten Essenz und Macht tausender und abertausender Elfenseelen. Nun erst wusste er mit letzter, triumphierender Gewissheit, dass sein Zauber tatsächlich erfolgreich gewesen war. Mit derselben unumstößlichen Gewissheit spürte er jedoch auch, dass diese ungeheuerliche, sinnverwirrende Ansammlung von magischer Energie und Zauberkraft nur ein winziger Teil dessen war, was sich noch immer im Inneren der Quelle befand. Selbst 17 Jahre steter Aderlass hatten nicht ausgereicht, um mehr als die Schaumkronen von den gewaltigen Wellenbergen zu schöpfen, die so lange schon machtlos gegen die Gitterstäbe ihres ätherischen Gefängnisses brandeten, und auch tausend weitere Jahre würden daran nicht viel ändern.

Doch das war auch niemals sein Plan gewesen. Andions Zeugung und sein Aufenthalt in der Menschenwelt hatten lediglich dazu dienen sollen, einen Fuß in die Tür zu bekommen. Dabei hatte er von Anfang an gewusst, dass er in der Menschenwelt selbst unter den besten Bedingungen diese Tür niemals mehr als einen kleinen Spalt hätte aufstoßen können. Allein die Verbindung zwischen seinem Sohn und dem Reservoir der Elfenseelen im Zentrum der Quelle herzustellen, hatte ihn bis an die Grenze seiner Möglichkeiten herangeführt, und auch wenn diese Nabelschnur seit Andions Geburt ganz ohne Zweifel noch einmal beträchtlich an Umfang zugelegt hatte, so sorgte doch der Abgrund zwischen den beiden

Welten wirkungsvoll dafür, dass ihr Wachstum in vermutlich gar nicht mehr so weit entfernter Zukunft ganz von selbst an sein natürliches Ende gelangt wäre. Um den *gesamten* Inhalt der Quelle in Andions Seele zu leiten, musste er in den Hain; nur in der Elfenwelt würde keinerlei störender Einfluss mehr der Vollendung seiner Pläne im Wege stehen. Einzig aus diesem Grund durfte Andion an diesem Tag noch weiterleben.

Sein Geist tauchte hinein in die unvorstellbaren magischen Fluten, die sich vor ihm ausbreiteten, und er begann zu trinken. Ein Beben lief über Andions schlaffe Gestalt, dann fing er in seinem unbarmherzigen Griff an zu zucken wie ein Hundewelp, dem ein Starkstromkabel in den Leib gerammt worden war. Ogaire presste seine Hand noch fester auf seine Stirn, während er spürte, wie die Macht der Elfenseelen durch seine Adern strömte, ihn berauschte wie starker, unendlich süßer Wein. Er konnte fühlen, wie sie in jede Zelle seines Körpers drang, wie sich die Härchen auf seinen Armen aufrichteten, als die Luft um ihn herum vor reiner, magischer Energie zu knistern begann.

Andions Muskeln verkrampften sich, und ein dünner Blutfaden sickerte aus einem Mundwinkel und rann langsam sein Kinn herab. Im gleichen Maße, wie die Macht in ihm anschwell, schien der Körper seines Sohnes in sich zusammenzufallen, glomm das Licht seiner Seele schwächer und schwächer in der Dunkelheit, die er über sie geworfen hatte. Schon längst war seine Lebenskraft nicht mehr als ein dünnes, unbedeutendes Rinnsal, das sich in den tosenden Fluten verlor, die Sekunde um Sekunde durch die geöffneten Schleusentore seines Geistes nach draußen gerissen wurden. Nur noch wenige flatternde Herzschräge, und Andions Dunkelheit würde ewig wahren.

Mit einem unwilligen Knurren riss Ogaire den Stachel seines Willens aus Andions Bewusstsein und stieß den Jungen von sich. Als die Verbindung zwischen ihm und seinem Sohn erlosch und der berauschte Strom der Macht, der in seinen Adern kochte, vor einem Moment zum anderen versiegte, war es wie ein körperlicher Schock, doch ihm blieb keine Wahl. Das Gefäß war zu wertvoll, um es bereits jetzt zu zerbrechen. Er würde warten müssen, bis es sich wieder aufgefüllt hatte, bevor er erneut seinen Durst damit stillen konnte. Und *diesmal* gab es keinen Ionosen, der ihm den Becher aus der Hand schlug, bevor er ihn an seine Lippen zu setzen vermochte. *Diesmal* würden keine 17 Jahre vergehen, bis der kostbare Nektar endgültig und unwiderruflich ihm gehörte.

Zunächst jedoch würde er Andion benutzen, um mit seiner Hilfe in den Hain zurückzukehren. Natürlich stellte die magische Barriere der Ältesten nun, da er von der wahren Macht der Quelle getrunken hatte, kein Hindernis mehr für ihn dar, und er hätte sie so leicht und mühelos zerschmettern können wie ein Blatt Reispapier, das er unter dem Absatz seines Stiefels zermalmte. Durch Ionosens selbstloses Eingreifen aber hatte sich ihm die unerwartete Möglichkeit geboten, gänzlich ohne Gewalt und offenes Blutvergießen an sein Ziel zu gelangen, und er würde ein solches Geschenk nicht ungenutzt lassen. Entgegen der Meinung, die Ionosen vermutlich über ihn gehabt hatte, war er kein Schlächter, der in hirnlose Verzückung geriet, wenn er im Blut seiner Feinde schwamm. Ein Massaker war niemals etwas anderes als der letzte Ausweg, wenn keine anderen Mittel

mehr zur Verfügung standen. Er hatte es stets vorgezogen, die Widerstände, auf die er traf, mit Raffinesse und Eleganz statt mit roher Brutalität beiseite zu räumen. Ionosen hatte ihr nie wirklich gekannt, wenn er das nicht gewusst hatte.

Er griff in die Tasche seiner Jacke und holte die Spritze hervor, die er bereits die ganze Zeit über bei sich trug. Mit geübten Bewegungen packte er Andions linken Arm, stieß ihr die Kanüle in die Vene und ließ das Blut seines Sohnes hineinströmen. Danach setzte er sich die Spritze selbst an den Arm, und bereits einen Moment später spürte er, wie sich Andions Blut prickelnd in seine Adern ergoss. Er fokussierte seinen Willen, flüsterte einen Zauber, gleichzeitig packte er den Jungen mit eisernem Griff, zog ihn vom Boden hoch und hielt ihn aufrecht vor sich. Keine Macht der Welt, weder die Elfen noch die Wesen des Kleinen Volkes oder die Quelle selbst, würde nun noch in der Lage sein, die Aura seiner Lebenskraft von der seines Sohnes zu unterscheiden. Für sie alle würde es scheinen, als wäre es nur *eine einzige* Person, die in den Hain zurückkehrte. Sie würden allein Andions Anwesenheit wahrnehmen, und niemand würde Verdacht schöpfen – bis es zu spät war.

Den Körper des Jungen weiterhin wie eine Puppe vor sich haltend, trat er vorwärts. Die Magie der Ältesten, die noch wenige Minuten zuvor wie eine unüberwindliche Mauer vor ihm emporgeragt hatte, floss von ihm ab wie Wasser, vermochte ihn nicht länger aufzuhalten. Mit einem triumphierenden Lächeln schritt er durch den Nebel, der plötzlich um ihn herumwallte, verstärkte noch einmal den Zauber, der ihn für die Augen aller übrigen Lebewesen unsichtbar machte, dann trat er auf der anderen Seite der Barriere auf die alte, vertraute Lichtung hinaus.

Er ließ Andion scheinbar noch ein paar unsichere Schritte weiterwanken, dann ließ er ihn achtlos zu Boden sinken. Für die Sylphen und Dryaden und Blütenfeen musste es so aussehen, als hätte sich sein Sohn geschwächt, aber aus eigener Kraft in den Hain zurückgeschleppt, ehe er schließlich, von seiner Erschöpfung überwältigt, ohnmächtig zusammenbrach.

Auch die Elfen würden keinen Grund haben, etwas anderes zu vermuten. Sie würden ihn finden, und sie würden ihn wieder auf die Beine bringen. Und während sie das taten, würde die Verbindung zwischen ihm und der Quelle, die draußen in der Menschenwelt wenig mehr als ein dünnes, armseliges Rinnsal gewesen war, zu einem gewaltigen, alles verschlingenden Mahlstrom anschwellen, und ohne dass er selbst davon auch nur das geringste ahnte, würde seine bloße Anwesenheit im Hain genügen, um das Schicksal der Quelle endgültig zu besiegeln. Schließlich, sobald Andion wieder vollständig bei Kräften war, würde er zu ihm zurückkehren – und sich den Rest der Macht des Elfenvolkes holen.

17. Kapitel

Die warme Sommerluft strich sanft über sein Gesicht, fuhr behutsam wie eine tröstende Berührung durch sein Haar, doch Neanden beachtete es nicht. Mit versteinerter Miene und geballten Fäusten stand er da, auf der kleinen Lichtung, in deren Zentrum der bleiche Leichnam seines Vaters aufgebahrt lag. Neanden hatte das Blut und den Schmutz von dem zerschmetterten Körper gewaschen und ihn in ein weißes, fließendes Gewand gehüllt, hatte in kaltem, düsterem Schweigen seinen letzten Dienst an dem Toten erfüllt, ehe er ihn behutsam auf die Arme genommen und in einer langsamen, stummen Prozession hierher getragen hatte, an diesen stillen, einsamen Ort, umgeben von den mächtigen Eichen und Tannen des Waldes, die Ionosen immer so sehr geliebt hatte. Mit einer Zärtlichkeit, die er nach all den Jahren nicht mehr geglaubt hatte, in sich zu tragen, hatte er den reglosen Körper ins weiche Gras gebettet und mit einem letzten, wehmütigen Kuss auf seine kalten, geschlossenen Lider Abschied genommen.

Seitdem harrete er auf der Lichtung aus, starrte mit brennenden Augen auf das blasse, von Ogaires mörderischer Magie zerschundene Gesicht seines Vaters, das im Tod beinahe friedlich wirkte. Drei Tage würde die Totenwache dauern, drei Tage lang würde der Leichnam Ionosens in seinem Bett aus Gräsern und Blumen aufgebahrt bleiben, bevor das endgültige Begräbnis stattfand. Es war eine Zeit der Trauer und der Besinnung, in der die Elfen in stiller Einkehr des Verstorbenen und seines Lebens gedachten, jenes lieb gewonnenen Freundes und Weggefährten, der oft viele Jahrhunderte oder Jahrtausende lang ein Teil ihrer Gemeinschaft gewesen und nun für immer aus ihrer Mitte gerissen worden war. Zumindest hätte es so sein sollen.

Neanden ballte seine Fäuste noch fester zusammen, und seine Zähne mahlten grimmig aufeinander. Niemals war die Seele eines Elfenpropheten ohne den Segen aller zur Quelle zurückgekehrt, niemals war eine solche Totenwache etwas anderes gewesen als ein Augenblick tiefsten Kummers und unendlicher Dankbarkeit, ein Moment der Achtung und des Respekts für jenen, dessen Weisheit selbst in der tiefsten Dunkelheit stets einen Weg zurück ins Licht gewiesen hatte. Die Luft um ihn herum hätte von den aufgewühlter Gefühlen und dem Gram eines ganzen Volkes vibrieren müssen, hätte getränkt sein sollen mit einem Meer aus geweinten und ungeweinten Tränen, die den Propheten auf seiner letzten Reise begleiteten.

Doch die kleine Lichtung war beinahe leer. Lediglich seine Mutter und Maifell knieter neben Ionosens Leichnam im taufeuchten Gras. Neanden hörte seine Mutter leise weinen. Er konnte sehen, wie ihre Schultern zuckten, konnte den Schmerz in ihrer Seele wie seiner eigenen spüren, und doch blieb er reglos einen Meter hinter ihr stehen. Er vermochte weder ihr noch sich selbst Trost zu spenden.

Ein Beben durchlief seine verkrampten Muskeln, und sein Magen zog sich vor Qual und ohnmächtiger Wut zu einem harten, pochenden Klumpen zusammen, als Maifell leise zu singen begann, eine bittersüße Totenklage, die üblicherweise in einem vielstimmigen Chor hätte erklingen müssen. In ihrem Herzen spürte er ebenso viel Zorn wie in seinem eigenen.

Zorn über das Fernbleiben der anderen, über ihre Selbstgerechtigkeit und Arroganz, in deren eisige Ablehnung nicht einmal der Tod einen Hauch von Wärme zu bringen vermochte. Das, wenn auch nur das, hatten sie gemeinsam.

Zu anderen Zeiten wäre er Maifell dankbar gewesen, dass sie sich so mutig auf seine Seite gestellt hatte und wieder einmal tat, was sie, ungeachtet dessen, was der Rest der Gemeinschaft darüber dachte, als das Richtige empfand, doch er hatte nicht die Kraft dazu. Zu viel war geschehen, zu viele Träume und Hoffnungen an diesem düsteren Tag für immer im Nichts verweht. Alle Gewissheiten, an die er sich in den vergangenen 90 Jahren geklammert hatte, waren im Feuersturm von Ogaires tödlichem Willen hinweggeschmolzen, und nun stand er hier, neben dem hingeschlachteten Körper seines Vaters, und starrte in die kalte Asche seines Lebens, blickte hilflos auf die armseligen Überreste dessen, was von der schimmernden Rüstung seines Stolzes und seines kindlichen Egoismus nach der schrecklichen Ereignissen des heutigen Morgens noch übrig war.

Er sah, wie Maifell den Kopf hob und sich, ohne ihren Gesang zu unterbrechen, zu ihr umwandte. Sie schaute ihn an, und ihre wunderschönen blauen Augen wurden dunkel vor Mitgefühl und Kummer. Neanden wandte rasch den Blick von ihr ab. Er presste die Lippen zu einem dünnen, harten Strich zusammen, floh vor ihrem Mitleid in die kalte, trostlose Einöde seiner Seele, dorthin, wo selbst Maifell ihm nicht mehr zu folgen vermochte. Sie hatte seine Liebe nicht gewollt, als sein Vater noch am Leben gewesen war. Nun sollte sie auch seinen Schmerz nicht bekommen.

Er schloss kurz die Augen, atmete tief durch, um die Tränen zurückzudrängen, die trotz seiner verzweifelten Gegenwehr hinter seinen Lidern zu brennen begannen – und zuckte zusammen, als er die Anwesenheit einer Präsenz spürte, die plötzlich zwischen den Bäumen des Waldes aufgetaucht war. Andion! Er musste es sein. Es gab keine andere Möglichkeit.

Mit einem wilden Knurren stürzte Neanden von der Lichtung, ehe seine Mutter und Maifell noch richtig begriffen, was geschehen war. Sein Herz wummerte plötzlich mit der doppelten Geschwindigkeit gegen seine Rippen, und seine Gedanken überschlugen sich. Nun erst merkte er, dass ein Teil von ihm die ganze Zeit genau auf diesen Moment gewartet hatte, denn natürlich war klar gewesen, dass Andion nach Ionosens Tod gar keine andere Wahl gehabt hatte, als schließlich in den Hain zurückzukehren. Und *dieses Mal* würde er ihm antworten! Dieses Mal würde er sich nicht mit ein paar dahingestammelten Ausflüchten zufriedengeben, so wie bei ihrer letzten Begegnung. Doch da hatte er zu sehr unter Schock gestanden, war zu sehr von seinem Schmerz und seiner Trauer überwältigt gewesen, um noch klar denken zu können, ansonsten hätte er Andion niemals so einfach gehen lassen. Sein Vater hatte ohne zu zögern sein Leben für ihn gegeben, und er wollte verdammt sein, wenn er den Grund dafür nicht aus ihm herausbekam – auf die eine oder andere Weise. Der Mistkerl konnte einfach nicht so ahnungslos sein, wie er tat, immerhin hatte er die gesamten 17 Jahre seiner jämmerlichen Existenz in Ionosens Nähe verbracht. Selbst wenn sein Vater niemals offen mit ihm über seine Motive und sein Wissen gesprochen hatte – was durchaus denkbar war –, war es dennoch mehr als wahrscheinlich, dass der Bastard im Lauf der Zeit

irgendetwas aufgeschnappt hatte, irgendeine achtlos dahingeworfene Bemerkung oder Andeutung vielleicht, deren wirklicher Sinn sich ihm möglicherweise erst durch die Ereignisse der letzten Stunden vollständig erschloss. Mit dem richtigen Maß an Zuspruch dessen war er gewiss, würde er mit Sicherheit den einen oder anderen Schatz aus dem brackigen Schlick von Andions Erinnerungen ans Tageslicht holen.

Neanden fletschte die Zähne und stürmte grimmig weiter voran, jagte lautlos und schnell wie ein Schatten der Lichtung entgegen, auf der er die Gegenwart des Eindringlings noch immer spüren konnte. Doch als er schließlich aus dem dichten Unterholz auf die sonnenbeschienene Wiese stürmte, stoppte sein atemloser Lauf abrupt, und seine Augen verengten sich misstrauisch. Sein Blick flog wild von links nach rechts, suchte nach dem verhassten Menschenbastard, der es wieder einmal gewagt hatte, eigenmächtig die Grenze zum Hain zu überschreiten, aber sein lodernder Zorn fand kein Ziel. Die Lichtung wirkte verlassen und leer, ließ mit nichts darauf schließen, dass an dieser Stelle nur wenige Momente zuvor Ogaires verdammenswerte Brut aus den Nebeln zwischen den Welter getreten war.

Erst beim zweiten Hinsehen entdeckte er die Gestalt, die am gegenüberliegenden Waldrand mit dem Gesicht nach unten im hohen Gras lag – genauso verkrümmt und reglos, wie auch sein Vater dagelegen hatte. Neanden erstarrte. Die Zeit schien plötzlich stillzustehen, und für einen endlosen, alpträumhaften Moment hatte er das Gefühl, von einer unsichtbaren Faust gepackt und zurückgerissen zu werden, zurück zu jenem schrecklichen Ort in der Menschenwelt, an dem erst wenige Stunden zuvor die blutigen Überreste seines Vaters von Ogair in den harten Waldboden gestampft worden waren.

Kälte sickerte in seine Glieder, betäubte jeden seiner Gedanken, und ihm war, als presse er noch immer den zerschmetterten Leichnam Ionosens an seine Brust, als sei alles, was danach geschehen war, nichts weiter als ein seltsamer, surrealer Traum gewesen, nur die geisterhafte Illusion eines Lebens, das zusammen mit dem geschändeten Körper in seiner Armen gestorben war. Obwohl er natürlich wusste, dass es nicht sein Vater war, der dort niedergestreckt vor ihm lag, sondern lediglich der Sohn der Kreatur, die ihn ermordet hatte, vermochte er sich nicht von der Stelle zu rühren, erbebt hilflos im Würgegriff seiner Trauer und seiner Furcht. Selbst das leise Flüstern der Blätter im warmen Sommerwind und das Rascheln und Knistern der Vögel, Spitzmäuse und Eichhörnchen in den Büschen und Sträuchern am Waldrand war verstummt; die einzige Bewegung auf der Lichtung stammte von den winzigen Gestalten der Sylphen und Blütenfeen, die zögernd, beinahe ängstlich herbeikamen und sich jammernd und wehklagend an Andions reglosen Körper schmiegt.

Erst eine neue Stimme brach die Starre, ließ sie wie dünnes Glas zerspringen.

„Was hast du getan?“

Neanden zuckte zusammen und wandte sich um, versuchte verzweifelt, seine wirbelnden Gedanken zu ordnen und seinen rasenden Herzschlag unter Kontrolle zu bekommen, doch ehe er auch nur ein einziges dahingestammeltes Wort der Erklärung an der Enge in seiner Kehle vorbeizuzwingen vermochte, war Maifell bereits an ihm vorbei auf die Lichtung

gestürmt. Sachte, aber bestimmt scheuchte sie die Feen und Sylphen beiseite, noch vorsichtiger drehte sie Andion auf den Rücken und legte ihm eine Hand auf die Stirn. Für einen kurzen Moment glitt ihr Blick in die Ferne - nur um gleich darauf um so intensiveren Zorn zu versprühen.

„Bist du jetzt endlich zufrieden?“, herrschte sie ihn an. „Ist deine Mordlust endlich gestillt? Dann kannst du dir auf die Schultern klopfen, Neanden. Du hast ganze Arbeit geleistet. Ich weiß nicht, ob selbst meine Kräfte ausreichen, um sein Leben *diesmal* zu retten!“

Neanden starrte benommen auf Andion herab, sah Maifell kaum. Nur langsam sickerte der Sinn ihrer Worte zu ihm durch, dann spürte er, wie auch in ihm der Zorn zu lodern begann. Glaubte sie tatsächlich, er wäre nach allem, was geschehen war, noch immer darauf aus, Andion zu töten? Kannte sie ihn wirklich so wenig? Sah sie nicht mehr in ihm als ein blutgieriges Monstrum, das danach lechzte, seinen Rachedurst zu befriedigen? Doch was wäre eine solche Rache wert, wenn er damit alles, wofür sein Vater sein Leben gegeben hatte, mit Füßen trat?

„Ich war das nicht“, presste er dumpf hervor. Hätte er nur einen winzigen Deut lauter gesprochen, hätte er wohl geschrien. „Er lag schon so da, als ich hier ankam.“

„Aber er wurde angegriffen!“ Maifell schaute wild von ihm zu Andion und wieder zurück. Ihre Stimme zitterte vor Wut, doch Neanden spürte auch die Furcht, die darunter lag. „Fühlst du es nicht, Neanden? Fühlst du nicht die Schändung, die an seinem Leib und seiner Seele begangen wurde?“ Das Zittern in ihrer Stimme wurde stärker. „Es ist, als sei das Leben förmlich aus ihm *herausgequetscht* worden! Als hätte ihm jemand ...“

Sie stockte, und ihre Augen weiteten sich voller Entsetzen, als sie begriff.

Neanden sprach ihren Verdacht aus. Es schmerzte ihn, dass sie erst jetzt darauf gekommen war. „Ogaire. Er muss ihm aufgelauret haben.“

Und so wie es aussah, war ihm Andion tatsächlich erst in der sprichwörtlichen letzten Sekunde durch die Klauen geschlüpft. Beinahe widerwillig registrierte er die Erleichterung, die er darüber empfand.

„Du hättest ihn niemals allein zurücklassen dürfen!“ Maifells Zorn war wie ein Messer, das ihm tief in die Seele schnitt. Zum ersten Mal spürte er in ihren Worten die Verachtung, vor der er sich immer gefürchtet hatte, und obwohl er nach dem Tod seines Vaters geglaubt hatte, über diese Art von Sehnsucht hinweg zu sein, tat ihre Ablehnung doch weh. Unwillkürlich wich er einen Schritt zurück.

„Hätte ich *meinen Vater* allein zurücklassen sollen? Ihn einfach vergessen und in der Menschenwelt *verrotten* lassen sollen?“ Seine Hände ballten sich zu Fäusten. „Hatte er nicht ein Recht darauf, nach all den Jahren endlich heimzukehren? Ich dachte, gerade du würdest das verstehen!“

Maifell machte eine wegwerfende Handbewegung. „Dein Vater ist *tot*, Neanden. Andion lebt. Hättest du Ionosens Leichnam nicht über die Grenze bringen und Andion danach folgen können? Der Junge hätte deine Hilfe dringender gebraucht als er!“

„Und was ist mit meinem *Respekt*? Die Totenwache ...“

„Interessiert offensichtlich niemanden hier!“, fiel Maifell ihm grob ins Wort. „Hast du es immer noch nicht begriffen? Die Elfen sterben, Neanden, und ihre Traditionen sterben mit ihnen. Und das Erste, was sie begraben haben, war ihr Mitgefühl!“

Ihre Miene wurde hart und abweisend, Bitterkeit grub sich in ihre Züge, dann wandte sie sich brüsk von ihm ab, beugte sich über Andion und legte ihm behutsam ihre Hände auf die Brust. Ihre Stimme war leise, tonlos, als wäre es ihr bereits gleichgültig, ob er ihre Worte verstand oder nicht. „Der Einzige, der sich für diesen Jungen verantwortlich gefühlt hat, war Ionosen. Hättest du zu Andion gestanden, so wie dein Vater es getan hat, hättest du ihm weitaus mehr Ehre erwiesen, als mit geballten Fäusten neben seiner Leiche Wache zu halten. Aber was will man auch anderes von dir erwarten? Du bist nur ein Elf.“

„Das reicht, Maifell!“

Neanden zuckte erschrocken zusammen, als Rilcarons eisige Stimme in seinem Rücken aufklang. Rasch wandte er sich um. Der gesamte Rat war gekommen, dazu eine Handvoll Krieger. Er war so sehr in seinen Disput mit Maifell vertieft gewesen, dass er ihr Erscheinen nicht bemerkt hatte.

Maifell rückte sofort näher an Andion heran, und ihr Gesicht nahm einen gleichermaßen trotzig wie ängstlichen Ausdruck an.

Rilcaron blickte kalt auf sie herab. „Geh weg von ihm!“

Maifell schüttelte heftig den Kopf. „Erst, wenn ich ihn geheilt habe!“

„Das wird ein anderer an deiner Stelle übernehmen.“

„Nein, das lasse ich nicht zu.“

„Das ist nicht deine Entscheidung, Maifell!“

Rilcaron winkte Gairevel, der sofort ein paar Schritte auf Maifell zutrat.

Maifell presste grimmig die Lippen zusammen und schlang störrisch einen Arm um Andion. Neanden spürte, dass sie sich nur gewaltsam von ihren Absichten abhalten lassen würde. Gairevel spürte es auch. Er zögerte, warf einen Hilfe suchenden Blick auf Rilcaron. Doch die Miene des Ältesten blieb unbewegt, wirkte so hart und unnachgiebig wie Felsgestein, und auch in den Augen der anderen Ratsmitglieder stand unverhohlene Missbilligung.

Neanden schloss kurz die Augen, atmete tief durch. So sehr es Maifell auch immer wieder schaffte, mit ihrer kompromisslosen Impulsivität den Dolch in seine offenen Wunden zu stoßen und das Blut in seinen Adern vor Zorn in Wallung zu versetzen, so wenig könnte er es ertragen, würde sie wie eine Verbrecherin abgeführt werden. Entschlossen streckte er den Rücken durch.

„Verzeiht, Ältester. Bitte bedenkt, dass Heilung, wie jeder andere Zauber, nur durch den Willen erfolgen kann.“

Maifell sah ihn überrascht an, griff aber sofort nach dem rettenden Ast, den er ihr hingehalten hatte, und warf einen vorwurfsvollen Blick in die Runde. „Neanden hat recht. Ohne einen entschiedenen Willen wird jede Heilung vergeblich sein. Und wer von euch

besitzt diesen Willen? Wer? Kein Einziger! Euch ist es gleich, ob Andion lebt oder stirbt. Wenn er überhaupt eine Chance haben soll, dann nur, wenn ich bei ihm bleiben darf!“

Rilcaron schnaubte abfällig. „Spar dir deinen Atem, Maifell. Du wirst diesen Junger weder heilen, noch wirst du in seiner Nähe sein, wenn er erwacht. Bereits beim letzten Mal hat ein kurzer Blick auf ihn genügt, um dich gegen uns aufzubringen, wie stark also wird sein verderbter Einfluss erst werden, wenn du länger an seiner Seite bleibst?“

„Verderbter Einfluss?“, rief Maifell ungläubig. „Das kann nicht im Ernst das sein, was Ihr glaubt!“

„Was sollen wir sonst glauben?“, mischte sich Tigarain unwillig ein. „Seit dieser Menschenbastard in unseren Hain gekommen ist, bist du nicht wiederzuerkennen, Maifell! Du bist ungehorsam und bockig wie ein kleines Kind, du stellst unsere Entscheidungen infrage, und alles nur, weil ...“

„Weil diese Entscheidungen unsinnig sind“, fiel Maifell ihr ins Wort.

Ein schockiertes Aufkeuchen ging durch die Reihen der Ältesten. Tigarains ohnehin schon strenge Züge verhärteten sich noch mehr, und Neanden spürte, wie plötzlich Zorn die Luft über der Lichtung erfüllte. „Es steht dir nicht zu, das zu beurteilen.“ Tigarain durchbohrte sie mit einem Blick, der jede Pflanze sofort zum Welken gebracht hätte. „Wir sind die Ältesten. In tausend Jahren magst du genügend Weisheit besitzen, um deine Stimme gegen uns zu erheben, doch bis dahin stünde es dir gut zu Gesicht, deine Torheiten für dich zu behalten. Es gibt hier niemanden, der Interesse daran hat.“

Maifell starrte sie wütend an, war offenbar längst über jenen Punkt hinaus, an dem die eisige Kälte in Tigarains Worten noch etwas anderes hätte bewirken können, als das Feuer ihrer leidenschaftlichen Empörung noch heißer emporlodern zu lassen. „Weisheit? Was für eine Weisheit könnte darin liegen, einem verletzten, wehrlosen Kind seine Hilfe zu verweigern?“

Tigarains Stimme wurde noch eine Spur frostiger. „Dieses *Kind* dort ist Ogaires Sohn!“

„Und wenn schon! Er hat keinem von euch jemals auch nur das geringste Leid zugefügt.“

Rilcaron machte eine ungeduldige Handbewegung. „Diese Diskussion ist beendet. Gairevel, bring Maifell ins Dorf. Wir werden später darüber befinden, wie wir ihr ungebührliches Verhalten bestrafen werden.“

Wie gelähmt sah Neanden zu, wie Gairevel mit sichtlichem Unbehagen zu Maifell trat und zögernd nach ihrem Arm griff. Maifell entzog sich ihm sofort, versuchte, Andion noch enger an sich zu pressen, doch unter Rilcarons strengem Blick packte Gairevel gleich noch einmal zu. Maifell schrie leise auf, als sich die Finger des Kriegers tief und schmerzhaft in ihrer Arm gruben. Sie kämpfte gegen ihn an, doch sie hatte keine Chance.

Neanden wollte aufbegehren, irgendetwas tun, damit Gairevel nicht so grob mit ihr umging, aber er bekam kein Wort heraus. Die Situation eskalierte zu schnell, war zu sehr aufgeladen mit unversöhnlichem Zorn und Feindseligkeit, als dass er es gewagt hätte, noch einmal Partei für Maifell zu ergreifen. Noch weiter Öl in die Flammen zu gießen, mochte alles nur noch schlimmer machen, würde vielleicht einen Graben aufreißen, der zu tief war,

um dem anderen die Hand zur Versöhnung zu reichen, wenn sich die aufgewühlten Wogen wieder geglättet hatten.

Und so beobachtete er hilflos, wie Gairevel Maifell mit zusammengepressten Lippen und gequältem Blick vom Boden hochzog, wie Andion wie eine alte, zerschlissene Stoffpuppe ins Gras zurücksackte, als das Mädchen brüsk von ihm fortgerissen wurde. Gairevel zerzte sie weiter mit sich, kümmerte sich nicht länger um ihre verzweifelte Gegenwehr. Maifell stemmte keuchend ihre Füße in den Boden, schien tatsächlich wild entschlossen, es auf eine offene Konfrontation ankommen zu lassen. Plötzlich zuckte sie zusammen, schrie laut auf, und Neanden spürte, wie greller Schmerz durch ihre Seele loderte.

Gairevel ließ sie so abrupt los, als hielte er mit einem Mal ein Stück glühende Kohle in seiner Hand, und sie stürzte schwer zu Boden. Schluchzend tastete sie nach ihrem Knöchel und Neanden sog erschrocken Luft ein, als er das Blut entdeckte, das plötzlich hell und rot auf ihrer weißen Haut im Morgenlicht glänzte. Er brauchte nur einen Augenblick, um zu begreifen, was geschehen war. Durch ihre wüsten Versuche, sich aus Gairevels Griff zu befreien, musste ihr Fuß in ein Erdloch geraten sein, das unsichtbar unter dem grünen Teppich der Wiese verborgen gewesen war, und während Gairevel sie rücksichtslos weitergezerrt hatte, hatten Steine und Wurzeln ihr die Haut aufgeschürft, und der brutale Ruck hatte den Knochen darunter so leicht und mühelos brechen lassen, wie der Schlag eines Hammers den zarten Hals eines Vogels zerschmetterte.

Bestürztes Schweigen senkte sich auf die Lichtung herab. Selbst Tigarain, Rilcaron und die übrigen Mitglieder des Ältestenrats schienen betroffen von der unerwarteten Wendung der Ereignisse und dem Ausmaß der Gewalt, die mit so jäher Vehemenz über diesen stillen Ort hereingebrochen war. Für einige Sekunden erstarrte die Szenerie zu völliger Reglosigkeit, dann hob Maifell den Kopf und sah mit tränenverschleiertem Blick von einem zum anderen.

„Was ist nur los mit euch?“, schluchzte sie. „Hat Ogaire eure Seelen so sehr vergiftet, dass ihr überall nur noch Verrat sehen könnt? Ja, er hat euch getäuscht. Er hat euch alle betrogen, und niemand von euch war in der Lage, diesen Betrug zu erkennen. Allein deshalb mussten Isirada und ihr Sohn sterben. Akzeptiert diese Schuld endlich! Akzeptiert sie, bevor sie auch noch die letzte Wärme in euren Herzen tötet!“

Niemand antwortete ihr. Alle schauten betreten zu Boden, zuckten zurück vor der bitteren Anklage in Maifells Worten und dem Schmerz, der das strahlende Blau ihrer Augen verdunkelte. Doch Neanden spürte die Finsternis, die an ihren Seelen fraß, an ihren ebenso wie an der seinen, spürte das schwere Joch ihres Versagens, das seit jenem schrecklichen Tag auf ihren Schultern lastete. Und er erkannte, dass Rilcaron und die übrigen Ältester einst anders gewesen waren, dass es einmal eine Zeit gegeben hatte, in der sie die flehend ausgestreckte Hand eines Bedürftigen nicht achtlos und mit versteinerten Mienen zur Seite geschlagen hätten; eine Zeit, in der die Güte ihres Wesens nicht hinter düsteren Mauern eingeschlossen gewesen war, kein schwaches, kränkliches Totenflackern, sondern ein sanfter, wärmender Schein, der alle Elfen und Wesen des Kleinen Volkes mit Liebe und

Zuversicht erfüllt hatte. Warum nur hatte er das früher nicht gesehen? Rilcaron, Tigarain und der Rest der Ältesten waren längst nicht mehr die anbetungswürdigen, weisen Lichtgestalten, als die er sie in seiner Vorstellung noch immer wahrgenommen hatte. Sie waren hartherzig, verbittert und ohne Hoffnung – so wie er selbst.

„Ionosen war der Einzige, der nicht davongelaufen ist“, fuhr Maifell mit zitternder, tränenerstickter Stimme fort. „Er wollte seine Schuld begleichen. Und wie habt ihr es ihr gedankt? Statt ihm dabei zu helfen, Ogaire zur Rechenschaft zu ziehen, habt ihr es vorgezogen, euch im Hain zu verstecken und ängstlich auf den Tag zu warten, an dem ihr erneut verraten werden könntet. Deshalb musste Ionosen allein in die Menschenwelt gehen und seine Familie und sein Volk im Stich lassen. Ihr glaubt, Ionosen habe euch verraten, so wie Ogaire euch verraten hat?“ Maifell lachte bitter auf. „Das war kein Verrat! *Ihr* habt ihn dazu getrieben, weil ihr ihm nicht zugehört, ihm nicht vertraut habt. Und erst vor wenigen Stunden hat Ionosen sein Leben geopfert, um Andion zu beschützen. Denkt ihr wirklich, er hätte das getan, wenn nicht das Überleben des Hains auf dem Spiel gestanden hätte? Denkt ihr so schlecht von ihm, dass ihr glaubt, er hätte für eine billige Rache alles aufgegeben, was ihm jemals etwas bedeutet hat?“ Sie schluchzte. „Ihr habt sein Opfer damals mit Füßen getreten, und jetzt tut ihr es wieder!“ Sie wies mit einer heftigen Geste auf Andion. „Dort liegt der Junge, für den Ionosen in den Tod gegangen ist! Und ihr steht hier und würdet keinen Finger rühren, um sein Sterben zu verhindern! Hat Ogaire euren Willen bereits so sehr gebrochen, dass ihr euch lieber freiwillig in eure Gräber legt und auf euer Ende wartet, als noch an Hoffnung zu glauben?“ Maifells schmerzumflorter Blick wurde beschwörend. „Andion ist unsere Hoffnung. Ionosen hätte ihm niemals den heiligen Namen gegeben, wenn es nicht so wäre. Ich weiß nicht, wie er uns helfen, wie er den drohenden Verfall des Hains aufhalten kann, aber eines weiß ich genau: Wenn wir ihm unsere Hilfe jetzt verweigern, wenn wir ihn nicht mit all unserer Kraft unterstützen, ist das Volk der Elfen so gewisslich dem Untergang geweiht, wie die Nacht dem Abend folgt. Ionosen wusste das. Versucht doch bitte nur noch dieses eine Mal, an ihn zu glauben. Vertraut eurem Propheten, so wie ihr ihm früher vertraut habt. Ich bitte euch!“

Ihr schmaler Körper erbebte, ihre Stimme erstickte in einer Welle des Kummers und des Schmerzes.

Niemand rührte sich. Für einen langen, qualvollen Moment schien die Zeit stillzustehen war Maifells gramerfülltes Schluchzen das einzige Geräusch in der Stille, die sich bedrückend und schwer wie ein Leichentuch auf sie niedersenkte. Neanden starrte auf die verkrümmte, von Weinkrämpfen geschüttelte Gestalt des Mädchens vor sich am Boden, dann in die Gesichter Rilcarons, Tigarains und der anderen Ältesten. Er bemerkte kaum wie sich seine Hände zu Fäusten ballten, wie sich seine Lippen zu einem schmalen, harter Strich zusammenpressten, als heiße Wut in ihm zu lodern begann. Warum, bei allen Bäumen, taten sie nichts? Wie konnten sie einfach nur dastehen und zusehen, wie Maifell in ihrem Schmerz ertrank? Gerade Maifell, die mehr als jeder andere versuchte, das Leid ihres Volkes zu lindern, die Tag für Tag in selbstloser Hingabe und oft bis weit über die Grenzen

ihrer körperlichen und seelischen Erschöpfung hinaus gegen das Sterben des Hains und seiner Bewohner ankämpfte, hatte ein derartiges Tribunal am wenigsten verdient.

Neanden holte tief Luft, streckte seinen Rücken durch – und traf seine Entscheidung. Ohne den Rat der Ältesten, Gairevel und die übrigen Elfenkrieger auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen, verließ er ihren Kreis, schritt mit erhobenem Haupt über das zertrampelte Gras der Lichtung und trat demonstrativ an Maifells Seite. Obwohl sie noch immer zu sehr in ihrem Schmerz gefangen war, um seine Gegenwart auch nur wahrzunehmen, hatte er zum ersten Mal seit langer Zeit wieder das Gefühl, das Richtige getan zu haben.

Er spürte, wie die düstere Erstarrung zu weichen begann, wie die unheilvollen Wolken aus Zorn und mitleidloser Strenge, die eben noch über der Lichtung geschwebt hatten, sich auflösten, als würden sie von einem warmen Sommerregen aus der Luft gewaschen, dann räusperte sich Rilcaron und sagte mit belegter Stimme: „Also gut, Maifell. Wir lassen dich gewähren. Hilf ihm, so gut du kannst. Doch du wirst niemals allein mit ihm sein. Neanden, Gairevel, ihr werdet wie bisher bei ihm Wache halten.“

Neanden nickte steif. Er sah, wie Maifell den Kopf hob, und spürte, wie sie erneut aufbegehren wollte, doch als er ihr einen warnenden Blick zuwarf, schwieg sie. Er nahm sie behutsam auf die Arme, wandte sich wortlos ab und trug sie ins Dorf zurück, damit man dort ihren gebrochenen Knöchel heilte. Gairevel folgte mit Andion, ebenfalls schweigend. Neanden fühlte noch immer den Schmerz, der ihn erfüllte, dass gerade er es gewesen war, der für Maifells Zustand die Verantwortung trug. Doch nicht bei ihm lag die eigentliche Schuld; Neanden wusste es, und die Ältesten, soviel zumindest musste er ihnen zugutehalten, wussten es auch.

Als er in die vielen starren, misstrauischen Gesichter blickte, die der Prozession am Dorfeingang entgegensahen, fühlte er so deutlich wie nie zuvor, wie viel Ogaire ihnen tatsächlich genommen hatte. Wie viel sie sich von ihm hatten *nehmen lassen*. Er schwor sich, alles zu tun, dass die Dunkelheit seines Volkes niemals vollkommen sein würde. Das war er seinem Vater schuldig, Maifell – und sich selbst.

18. Kapitel

Und wieder träumte er. Wieder hetzte er durch den Wald, spürte seinen rasenden Herzschlag und die Panik, die ihm die Kehle zuschnürte, während er kopflos wie ein Tier auf der Flucht durch das Unterholz stolperte. Schwarze, verkohlte Zweige und Blätter peitschten ihm ins Gesicht, und bleiche Wurzeln griffen wie Totenfinger nach ihm, versuchten, ihn zu Fall zu bringen, und um ihn herum wirbelten die winzigen, verdorrten Körper der Sylphen und Blütenfeen wie Flocken schwarzen Schnees von einem düsteren toten Himmel herab.

Blindlings taumelte er vorwärts, rannte und rannte, bis seine Beine vor Erschöpfung zu zittern begannen und er glaubte, den fauligen Gestank der Luft nicht länger ertragen zu können – und erstarrte, als die schaurigen Bäume und das widerwärtige, verfilzte Gestrüpp jäh vor ihm auseinanderwichen und den Blick auf eine weite Lichtung freigaben.

Voller Grauen wollte er sich herumwerfen, die Augen schließen, *irgendetwas* tun, um dem grässlichen Bild zu entkommen, das sich wie Batteriesäure in sein Gehirn ätzte, doch er vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren. Wie stets, so hatten ihn seine Albträume auch diesmal getreulich ins Verderben geführt, hatten ihn mit kalter Heimtücke in das Netz der Spinne gelockt, die hungrig in der Finsternis seiner Seele lauerte. Und wie stets, so zappelte er auch dieses Mal hilflos an ihrem klebrigen Faden, ohnmächtig und verzweifelt, und starrte mit vor Furcht und Entsetzen aufgerissenen Augen auf den Ort, an dem sich, wie bei all den unzähligen Malen zuvor, sein Schicksal erfüllen würde.

Und doch war etwas anders als sonst. Denn wo sich in seinen früheren Träumen lediglich tote, verbrannte Erde mit ein paar wenigen schwarzen, skelettierten Büschen und Bäumen vor ihm erstreckt hatte, erhob sich nun eine gewaltige Eiche, eine gigantische, abscheuliche Monstrosität, die mit ihren grausigen Ästen und Zweigen beinahe den grauen, ausgebluteten Himmel zu berühren schien.

Beim Anblick des weißen, wie aufgedunsen wirkenden Holzes und der bleichen, fleischigen Blätter quoll würgende Übelkeit in ihm hoch, und doch war es nicht der Baum selbst, der Krallen des Entsetzens in seine Seele trieb und ihn vor Qual und Schmerz aufheulen ließ, sondern die Früchte, die er trug. Wohin auch immer er seinen Blick wandte, sah er Leichen – die verstümmelten, mumifizierten Körper von Elfen, Dutzende, Hunderte die Äste der Eiche hatten sich in ihre Leiber gebohrt, hatten ihre Brust durchstoßen und sich mit hungriger Gier in sie hineingewühlt, waren wie die schaurigen Saugrüssel monströser Insekten durch ihre Augen und ihre Ohren in ihren Schädel gedrungen und hatten zu *fressen* begonnen. Obwohl sie schon seit Langem tot waren, konnte Andion noch immer das Grauer und die Panik spüren, die sie empfunden hatten, als die schwammigen, bleichen Tentakel anfangen, das Leben aus ihnen herauszuschlüpfen, als das Fleisch auf ihren Knochen zu welken und ihre Haut wie verkohlter Speck auf der Pfanne zu zischen begann. Er wusste sie hatten geschrien, hatten gezuckt wie Würmer auf einem Angelhaken, und doch hatte ihnen der Tod keine Erlösung gebracht. Ihre Seelen waren gefangen, waren verschmolzen mit dem widerwärtigen Holz und den Wurzeln und Blättern des Baumes, schwammer

hilflos in der fauligen Dunkelheit ihres Kerkers wie die Blütenblätter von Rosen, die in einem Fluss voller Tierkadaver langsam in Richtung Unendlichkeit trieben. Sie würden niemals frei sein – genau wie er selbst.

Plötzlich sah er eine Bewegung im trüben Dämmerlicht. Eine Gestalt trat hinter den titanischen Stamm der Eiche hervor, eine Gestalt mit Augen, die wie grünes Feuer in der Düsternis loderten. Langsam, beinahe feierlich breitete Ogaire seine Arme aus. Seine Stimme klang zärtlich, liebkosend, strich schmeichelnd und sanft wie vergiftete Seide über seine Haut.

„Andion! Geliebter Sohn! Lass deine Freunde nicht länger warten. Sie sind so einsam ohne dich!“ Ogaire lächelte; Haifischzähne schimmerten blutig und rot im grauen Totenlicht.

Mit einem gellenden Schrei fuhr Andion zurück, schlug wild mit den Fäusten um sich – und sprengte die Ketten aus Dunkelheit, die ihn umschlossen hielten. Grelles Licht brannte sich in seine Netzhäute, als er jäh die Augen aufriss, und das Echo seiner Schreie hallte noch immer wie leises, höhnisches Gelächter in seinen Ohren nach, während sich sein Magen bereits in neuer Panik zusammenzog. Denn mit dem Erwachen kam die Erinnerung.

Ionosen, Esendion, Alisera und seine Mutter waren tot. Er war allein. Und Ogaire war noch immer hinter ihm her!

Verzweifelt versuchte er, sich aufzurichten. Er musste sofort in den Hain. Nur dort war er sicher.

Doch sein Körper gehorchte ihm nicht. Schwäche schien wie flüssiges Blei seine Adern zu füllen, nagelte ihn mit unerbittlicher Gewalt am Boden fest, und noch immer tanzten bunte Flecke vor seinen Augen, sodass er kaum etwas um sich herum zu erkennen vermochte.

Was, bei allen Bäumen, war nur geschehen? Wie kam er hierher – wo auch immer *hier* sein mochte? Denn wo er sich auch befand, eins war gewiss: Es war nicht der Elfenhain. Er konnte sich nicht daran erinnern, die Grenze überschritten zu haben.

Neue Furcht fraß sich in sein Herz, ließ seinen Puls in die Höhe schnellen und das Blut in seinen Ohren rauschen. Abermals versuchte er, den Panzer aus Schwäche zu durchdringen, wieder ohne Erfolg.

Da legte sich ihm plötzlich eine Hand auf die Schulter, eine sanfte, fürsorgliche Berührung, begleitet von einer Welle gütigen Mitgefühls, die warm wie eine zärtliche Liebkosung über ihn hinwegstrich. Trotzdem erschrak er zutiefst.

„Hab keine Angst. Du bist jetzt sicher.“

Obwohl Andion keinerlei Feindseligkeit in der Stimme spürte, kämpfte er weiter, und endlich gelang es ihm, wenigstens den Schleier vor seinen Augen zu zerreißen.

Ein Mädchen war bei ihm. Sie sah noch sehr jung aus, jünger als er selbst, aber das täuschte vermutlich, denn ihre schmalen Züge, ihre deutlich hervortretenden Wangenknochen und ihre Augen, die so hell und intensiv strahlten wie Quellwasser an einem warmen Sommermorgen, verrieten ihre Herkunft. Sie war ein Elf.

„Wer ... wer bist du?“, flüsterte Andion. Selbst das Sprechen fiel ihm schwer.

Sie legte ihm eine Hand auf die Stirn, und sogleich spürte er, wie heilende Kräfte seiner

Körper durchströmten und zumindest einen Teil der Bleigewichte, die ihn so qualvoll zu Boden drückten, aus seinen Muskeln spülten. Dankbar atmete er auf.

Sie zog ihre Hand zurück und schaute ihn fragend an. „Ist es so besser?“

Andion nickte stumm. Er verschränkte seinen Blick mit dem ihren, tauchte ein in die faszinierenden blauen Tiefen ihrer Augen, während er mit klopfendem Herzen auf ihre Antwort wartete.

Sie lächelte, strich sich in einer unbewussten Geste durch ihr langes, golden schimmerndes Haar. „Ich bin Maifell de'Sionne.“

„Bin ich im Hain?“

„Ja. Ogaire kann dich nun nicht mehr erreichen.“

Andion schloss die Augen, wartete auf die Erleichterung, die ihren Worten eigentlich hätte folgen müssen. Aber da war keine Erleichterung, nur Bitterkeit und Düsternis und ein Schmerz, so verzehrend und allumfassend, dass er unvermittelt das Gefühl hatte, als habe ihm jemand eine glühende Messerklinge in den Leib gerammt, die sich nun genüsslich durch seine Gedärme sengte. Er wollte schluchzen, wollte sein Leid herausschreien, doch er bekam nicht einmal ein Krächzen zustande. Nein, er hatte kein Recht, Erleichterung zu empfinden. Dafür hatte es zu viele Opfer gegeben, Opfer, die niemals hätten gebracht werden dürfen. Nicht für ihn.

Noch einmal sah er Ionosens zerschmetterten Körper vor sich, sah Esendion und Alisera die mit blutgetränktem Gefieder vor ihm im Schmutz lagen, sah seine Mutter, die vor Ogaire in den Tod geflohen war. Sie alle hatten sich ohne zu zögern in das Schwert geworfen, das einzig ihn allein hätte treffen sollen. Düstere Verzweiflung überkam ihn wie eine finstere Woge, schlug betäubend und kalt über ihm zusammen. Er wünschte, er könnte sich einfach fallen lassen, könnte sich der Kälte und der Dunkelheit ergeben, an einen Ort fliehen, an dem er nichts mehr fühlen musste, keinen Schmerz, keine Schuld, keine Furcht. Er war doch erst siebzehn! Er war kein Ritter in schimmernder Rüstung, der auf seinen Streitross mit wehendem Banner und gezücktem Schwert in die Schlacht galoppierte sondern nur ein Junge, der zitternd mit seinem Taschenmesser in der Finsternis stand, während der Drache brüllend und Feuer speiend auf ihn zugestampft kam. Andere waren gestorben, die stärker und tapferer gewesen waren als er. Und doch schien Ionosen geglaubt zu haben, dass gerade er den Namen *Andion* am meisten verdiente.

In einer Aufwallung von Wut ballte er die Hände zu Fäusten, grub sich seine Fingernägel ins Fleisch, bis seine Handballen in dumpfem Schmerz zu pochen begannen. Ihm war danach, aufzuspringen und seinen Schädel gegen die nächste Wand zu schmettern, wieder und wieder und wieder, bis die Bedeutung des verfluchten Namens endgültig und unwiderruflich aus seinem Hirn getilgt war. Er konnte die Last nicht länger tragen, nicht der strahlende Held sein, den sie alle in ihm gesehen hatten. Dennoch kämpfte er, rang mit der Dunkelheit, drängte sie zurück. Ionosen und die anderen sollten sich nicht für einen Schwächling geopfert haben. Er musste ihre Gabe ehren, wenn er sie schon nicht verdient hatte. Das zumindest war er ihnen schuldig.

Er wandte seinen Blick von Maifell ab, starrte mit versteinertem Gesicht zum Fenster durch das helles Tageslicht in den Raum drang, in dem er erwacht war. „Wie komme ich hierher?“

Obwohl Maifell sicherlich spüren konnte, wie es in ihm aussah, war sie taktvoll genug, nicht darauf herumzureiten. Er hatte keine Lust, darüber zu reden, weder jetzt noch später, und erst recht nicht mit einem Elfen. Rilcaron und die übrigen Ratsmitglieder hatten mehr als deutlich klar gemacht, welche Stellung ihm während seines Aufenthalts hier im Wald zukam.

Er spürte, wie Maifell ihn überrascht anschaute. „Kannst du dich nicht daran erinnern?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Ich war auf dem Weg zum Hain, aber dann ...“ Hilflös hob er die Schultern. „Ich weiß nicht, was passiert ist. Ich weiß nur, dass ich es fast geschafft hätte.“

Eisige Kälte umschloss sein Herz, ließ seine Hände vor nervöser Anspannung beben, so sehr fürchtete er ihre Antwort.

Er fühlte ihre warme Berührung auf seinem Arm und erschauerte erneut. Ihre Stimme war leise, mitfühlend, schien den Schrecken lindern zu wollen, von dem sie wusste, dass er ihren Worten unausweichlich folgen würde.

„Wir vermuten, dass Ogaire dich angegriffen hat, aber zum Glück bist du ihm entkommen. Du musst dich instinktiv in den Hain gerettet haben.“

Andion zuckte innerlich zusammen. „Angegriffen?“ Allein das Wort beschwor das Grauen seiner letzten Stunden in der Menschenwelt von neuem herauf.

„Ja. Du warst viele Tage bewusstlos, hattest hohes Fieber ... und Albträume.“ Klamme Schlieren aus Sorge und Furcht mischten sich in die samtige Wärme ihres Mitgefühls, dich gefolgt von heißem, mühsam unterdrücktem Zorn. „Wenigstens hast du auf diese Weise deine beiden Wachhunde in die Flucht geschlagen. Neanden und Gairevel haben deine furchtbaren Schreie und die Qualen, die du in deinen Träumen erlitten hast, noch nicht einmal einen einzigen Tag lang ertragen. Seitdem wachen sie draußen vor der Tür.“

Obwohl sie versuchte, ihre Stimme verächtlich klingen zu lassen, spürte Andion doch das Zittern darin. Beschämt senkte er den Blick. Offenbar waren Neanden und Gairevel nicht die Einzigen, die am liebsten vor ihm geflohen wären. Seine Hände verkrampften sich in der Decke, die sie über ihn gebreitet hatten, und trotz seiner verbissenen Gegenwehr drohten ihm Tränen in die Augen zu steigen. „Es ... es tut mir leid. Ich wollte niemandem meinen Kummer aufdrängen.“

„Aber das hast du nicht!“ Maifell berührte ihn sachte an der Wange und drehte seinen Kopf, bis er sie wieder ansah. „Wir sind Elfen. Es liegt in unserer Natur, die Nöte eines anderen zu spüren. Gerade dies ist die Quelle unseres Mitgefühls! Und ohne Mitgefühl könnte es niemals eine Heilung geben.“

Andion presste verbittert die Lippen zusammen. Er dachte an Rilcarons Abscheu, an die Kälte in seinem Blick, als er ihm befohlen hatte, sich von den übrigen Elfen fernzuhalten, und an Neandens Hass, der so heiß und unversöhnlich in ihm brannte. *Mitgefühl* war das

Letzte, was er von ihnen zu erwarten hatte – und der Rest der verlogenen Bande war nicht viel besser! Eher wären sie nackt in eine Grube voller Nattern gesprungen, als sich dazu herabzulassen, ein freundliches Wort an ihn zu richten.

Maifell schien die Gedanken aus seinem Gesicht zu lesen. Sie sah ihn noch immer an, und ihre strahlend schönen Augen hielten dem stummen Vorwurf und dem Zweifel in seinem Blick mühelos stand. „Wie gesagt – ich bin ein Elf. Und ich habe aus freien Stücken entschieden, dir zu helfen.“

„Dann hast du mein Leben gerettet. Ich danke dir.“

„Das musst du nicht. Ich konnte nicht viel tun. Im Grunde habe ich lediglich an der Tür gestanden und hin und wieder mit meiner Laterne in die Dunkelheit geleuchtet, aber den Weg zurück bist du allein gegangen. Hättest du dich nicht mit aller Kraft an dein Leben geklammert, wäre ich niemals in der Lage gewesen, dich aus deiner Bewusstlosigkeit zu befreien. Du siehst also, der Dank gebührt ganz allein dir.“ Das Blau ihrer Augen verdunkelte sich, und ein Schauer lief über ihre schlanke Gestalt. „Ogaire hat es wirklich ernst gemeint. Wäre dein Wille nicht so stark gewesen ...“

Sie stockte, strich wieder mit der Hand über seinen Arm, fast als suche sie selbst Trost in der Berührung. Andion betrachtete sie stumm, und erneut wurde ihm der Hals eng. Wie hätte er sterben können? So viele waren tot, weil sie an ihn geglaubt hatten; weil sie darauf vertraut hatten, dass er nicht einfach aufgab, sich nicht feige aus seiner Verantwortung stahl. Also würde er kämpfen – für sie.

Er räusperte sich, wollte etwas sagen, um Maifell und sich selbst von ihren düsteren Gedanken abzulenken, als jäher Schreck ihn durchfuhr. Unvermittelt begann sein Herz zu rasen, und kalter Schweiß brach ihm aus.

„Hat Ogaire ... hat er mir Lebenskraft entzogen?“

Maifell nickte, und das strahlende Blau ihrer Augen verdunkelte sich noch mehr, wirkte nun beinahe schwarz. „Ja, das hat er. Sehr viel sogar. Das war der eigentliche Grund, warum es dir so schlecht ging. Der körperliche Angriff allein wäre vermutlich gar nicht so schlimm gewesen, aber das hat ihm nicht gereicht. Hättest du es nicht geschafft, ihm zu entkommen ...“

Seine Furcht wurde zu eisigem Entsetzen. „Seid ihr sicher, dass Ogaire mir nicht gefolgt ist?“, fragte er hastig.

Maifell runzelte die Stirn. „Ja, natürlich. Der Zauberbann, der Ogaire am Betreten des Hains hindert, ist nach wie vor intakt, und er wurde nicht angetastet. Außerdem hätten wir es gespürt, wenn noch jemand in den Hain gekommen wäre. Aber dem war nicht so. Du warst allein.“

Doch das beruhigte Andion nicht. Ogaire war verschlagen. Er könnte sie alle getäuscht haben, so wie vor 90 Jahren. Er musste sich Gewissheit verschaffen.

Eindringlich blickte er Maifell an, bemühte sich verzweifelt, das Zittern in seiner Stimme unter Kontrolle zu bekommen. „Kannst du mir einen Gefallen tun?“

„Gewiss.“

Sie fragte nicht welchen. Andion musterte sie argwöhnisch, spürte aber nichts weiter als ihre bedingungslose Bereitschaft, ihm zu helfen. Ihre Offenheit beschämte ihn, ließ seine Schultern unter der Last seiner Schuld noch tiefer herabsinken.

„Ich möchte einen Illusionszauber benutzen. Könntest du versuchen, ihn zu brechen?“

„Warum?“

Andion spürte, wie sein Herz noch schneller gegen seine Rippen wummerte. Es grenzte ohnehin an ein Wunder, dass noch keiner der Elfen dahintergekommen war, welche Absichten Ogaire mit ihm verfolgte. Dennoch durfte er sie auch nicht mit der Nase darauf stoßen, wollte er nicht riskieren, noch vor dem nächsten Sonnenaufgang von einem geifernden Mob mit bloßen Händen in Stücke gerissen zu werden oder zur Erbauung Rilcarons und seiner sanftmütigen Spießgesellen mit einem Strick um den Hals von der Decke ihrer heiligen Halle zu baumeln. Ionosens Prophezeiung hin oder her, der Unglückseligen, in dessen Bauch das Alien heranreifte, das sie alle zu verspeisen gedachte, würden sie niemals leben lassen. Aber vielleicht war ohnehin bereits alles zu spät. Er schluckte hart. „Das ... das kann ich nicht sagen.“

Er zögerte, sah sie an, innerlich bebend. „Wirst du es trotzdem tun?“

Maifell lächelte. „Natürlich.“

Mehr sagte sie nicht, doch eins spürte er mit unumstößlicher Gewissheit: Sie vertraute ihm, vertraute ihm so sehr, dass es schmerzte.

Bitterkeit durchflutete ihn. Maifell war neben Ionosen vermutlich der einzige Elf, der nicht bei seinem Anblick heimlich die Messer wetzte oder sich wünschte, seine Mutter hätte sich noch vor seiner Geburt von einer Brücke gestürzt. Und gerade ihr, die es von allen Bewohnern des Hains wahrscheinlich am wenigsten verdiente, belogen zu werden, musste er die Wahrheit verschweigen. Das Risiko war einfach zu groß. Er versuchte, seine Ängste und seinen Kummer zurückzudrängen, und fokussierte seinen Willen.

„Kannst du mich noch sehen?“

Maifell schüttelte den Kopf.

„Dann versuch jetzt, den Zauber zu durchdringen.“

Sollte sich seine Befürchtung als wahr erweisen – sollte ihm Ogaire zusammen mit seiner Lebenskraft bereits einen Großteil seiner Elfenmagie entzogen haben -, sollte es ihm eigentlich mühelos gelingen, seinen Zauber aufzulösen.

Er betete zu allen Göttern, die er kannte, dass es nicht so sein mochte. Sein Hemd klebte feucht vor Schweiß an seinem Rücken, und das dröhnende Wummern seines Herzschlags schien das ganze Universum zu füllen, während er Maifell beobachtete, sie keine Sekunde aus den Augen ließ. Er spürte, wie sie sich ebenfalls konzentrierte, ihren Willen formte, nach seinem Zauber griff.

Ihr Gesicht nahm einen angespannten Ausdruck an, sie schloss die Augen, atmete schwerer. Schließlich schlug sie die Augen wieder auf, fuhr sich mit einer Hand über die angestrengt gerunzelte Stirn und lächelte entschuldigend.

„Ich schaffe es nicht. Dein Wille ist viel zu stark.“

Sofort ließ Andion seinen Zauber in sich zusammenfallen. Bangend sah er Maifell an. „Glaubst du, meine Magie ist intakt?“

Maifell nickte bestimmt. „Ja, das ist sie ganz sicher. Hattest du Angst, Ogaire könnte auch sie gestohlen haben?“

Andion senkte den Kopf, fürchtete, ihr mit seinem kleinen Experiment endgültig die Wahrheit über Ogaires diabolische Pläne offenbart zu haben.

Doch Maifell bedachte ihn lediglich mit einem strahlenden Lächeln, mit Augen, die wieder die wundervolle Klarheit eines wolkenlosen Sommerhimmels angenommen hatten. „Das kann er nicht! Hat Ionosen dir das nicht gesagt?“

„Ich ... Doch. Doch, das hat er.“

Andion schaute zögernd zu ihr auf, wagte zaghaft aufzuatmen. Es schien, als seien seine Ängste tatsächlich unbegründet gewesen. Offenbar lag die Elfenmagie wirklich erst im letzten Funken Lebenskraft – und den hatte Ogaire nicht bekommen. Also war die Grenze zwischen den Welten für seinen Vater noch immer unpassierbar. Der Hain und seine Bewohner waren in Sicherheit. Doch was war mit ihm selbst? Maifell wusste, dass er zu Hälfte ein Mensch war. Musste sie da nicht ebenso wissen, dass die Magie bei einem Halbblut anderen Gesetzen gehorchte als bei einem reinrassigen Elfen? Dass Ogaire ihn *sehr wohl* seine Elfenmagie entreißen konnte, *gerade weil* auch Menschenblut in seinen Adern floss? Oder hatte sie eben lediglich sagen wollen, dass Ogaire seine Zauberkraft schlicht deshalb nicht gestohlen haben könne, weil er noch immer lebendig und atmend vor ihr saß? Er musterte sie forschend, lauschte ihren Gefühlen, die wie klares Quellwasser über die düsteren Grate und Abgründe seiner Seele hinwegsprudelten. Doch er spürte weder plötzlich erwachtes Misstrauen oder Furcht in ihrer Präsenz noch das jähe Bedürfnis aufzuspringen und Rilcaron und den Rat von der grauenhaften Gefahr zu berichten, in der sie alle schwebten. Das Einzige, was er wahrnahm, war das alles durchdringende Verlangen, ihm zu helfen und ihn beschützen zu wollen.

Ein staunendes Lächeln glitt zaghaft über seine Lippen, als er die Wahrheit zu ahnen begann. Natürlich hatte er gewusst, dass sich die Elfen und die Menschen im Lauf der Jahrhunderte immer mehr voneinander entfernt hatten – schließlich hatte ihm Ionosen oft genug davon erzählt -, doch bis zu diesem Moment hatte er nicht ermessen können, wie tief der Graben zwischen den beiden Welten tatsächlich geworden war. Denn es waren nicht nur die Menschen, die vergaßen. Nicht nur die Menschen, die sich abwandten, die vor der Wundern und Mysterien um sich herum die Augen verschlossen und orientierungslos durch den Nebel stolperten, den sie selbst heraufbeschworen hatten. Auch die Elfen waren im Nebel verloren, lange schon, einem Nebel, der mit jedem Gedanken der Verbitterung und des Hasses dichter und dichter geworden war, der alle Schönheit, alle Farben und Formen verschluckte und nur ein schmutziges, düsteres Grau übrig ließ. Und vermutlich war die Kenntnis, dass Elfen und Menschen einst mehr miteinander geteilt hatten als ihre gegenseitige Verachtung und Gleichgültigkeit – und das Wissen um die Besonderheiten der Früchte, die aus dieser speziellen Faszination und Anziehungskraft hervorgegangen waren -,

eines der ersten Dinge gewesen, auf die, wahrscheinlich allzu bereitwillig, der Schleier des Vergessens herabgesunken war. Maifell schien, was die Eigenarten seiner Magie und ihr Gefahrenpotential für den Hain und seine Bewohner betraf, tatsächlich völlig ahnungslos zu sein, und das galt vermutlich auch für den Rest ihres Volkes. Er hoffte mit aller Inbrunst, die er aufzubringen vermochte, dass das immer so blieb.

Ein seltsamer Ausdruck trat in Maifells Augen, und ihr Lächeln vertiefte sich. „Es freut mich, dass ich dir helfen konnte.“

Wieder hob sie die Hand, strich sanft über seine Wange. „Du hast ein gutes Herz, Andion. Ionosen hat das gespürt. Und ich tue es auch.“

Andion starrte sie an, lauschte dem Klang seines Namens, dessen Nachhall noch immer durch seine Seele wehte. Nie hatten Lippen diesen Namen so zärtlich und behutsam, nie mit mehr Wärme und Zuneigung geformt, als die ihren es in diesem Augenblick taten. Unvermittelt hatte er das Gefühl, als würde etwas in ihm zerreißen. Plötzlich waren seine Wangen nass vor Tränen. Er krümmte sich zusammen, und ohne dass er es verhindern konnte, brach ein Schluchzen aus ihm hervor, ein verzweifelter, qualvoller Schrei, der sich gewaltsam durch die Enge in seiner Kehle einen Weg nach draußen bahnte. Hilflos klammerte er sich an Maifell fest, bemerkte kaum, wie sie sanft ihre Arme um ihn schloss.

„Sie sind tot!“, wimmerte er. „Sie sind alle tot! Ian! Mutter! Warum habt ihr das getan? Warum habt ihr mich verlassen?“

Seine Stimme brach, ebenso wie die Mauern in seiner Seele, hinter die er seinen Schmerz zu verbannen versucht hatte. Er weinte, brüllte, schrie seine Trauer und seinen Schmerz heraus, einen Schmerz, der schlimm genug war, um drei Seelen in Trümmer zu legen, während Maifell ihn behutsam wie ein Kind in ihren Armen wiegte.



Stumm und reglos wie ein Geschöpf der Nacht, das von den ersten Strahlen der Morgensonne in Stein gebannt worden war, stand Neanden zwischen den Ästen der uralten Eiche und starrte düster in das grüne Dickicht der Baumwipfel hinab. Hinter sich, kaum gedämpft von dem dicken Holz der Tür, deren Anblick er immer weniger zu ertragen vermochte, hörte er den Jungen schreien. Er wusste nicht, wann es begonnen hatte, hatte längst jegliches Gefühl für die Zeit verloren, während sich Andions Qualen wie Krallen in seine Seele gruben und er verzweifelt versuchte, seine Ohren vor dem schrecklichen Brüllen und Schluchzen zu verschließen, das ihm von Minute zu Minute mehr die Kehle zusammenschnürte.

Dabei war es noch nicht einmal das Schlimmste. Denn obwohl er sich selbst in tausend Jahren nicht daran gewöhnen würde, waren Neanden doch Andions Schreie, seine Panik und seine Furcht, wenn er wieder einmal in einem seiner endlosen Albträume gefangen war und sich wild von einer Seite seines Bettes auf die andere warf, in den vergangenen Tagen dennoch zu einem ständigen, vertrauten Begleiter geworden, einem Begleiter, dem er zwar trotz der geschlossenen Tür in seinem Rücken niemals wirklich zu entfliehen vermochte, den er aber mit eiserner Selbstbeherrschung und Disziplin zu akzeptieren gelernt hatte.

Nein, viel schlimmer als das war das Erwachen gewesen, der Augenblick, in dem die kalte Umklammerung seiner Nachtmahre von ihm abgeglitten und Andion aus der fiebrigen Schwärze seiner Ohnmacht emporgetaucht war – und das Gespräch mit Maifell, das sich daran angeschlossen hatte.

Obwohl er sich lieber von seinem Ast in die Tiefe gestürzt hätte, als dem Wortwechsel der beiden zu lauschen, hatte er alles mit angehört, Andions ängstliche Fragen und die Antworten Maifells, und er hatte die Gefühle gespürt, die sie dabei empfunden hatte. Die sie auch jetzt noch empfand, während sie Andion zärtlich in ihren Armen hielt und seine Tränen den Stoff ihres Kleides tränkten.

Neanden schloss die Augen und atmete tief durch, versuchte, in der kühlen Morgenluft Klarheit und Trost zu finden. Andion wusste es vermutlich noch nicht, konnte es wegen all der Qual, die ihn erfüllte, nicht spüren, doch er war nicht mehr allein. Er würde *nie* mehr allein sein. Maifell hatte ihn erwählt. Sie hatte in seine Seele geschaut und dort einen Mann gefunden, der ihr ein Partner sein konnte.

Neanden lächelte traurig. Er konnte Andion nicht einmal dafür hassen, nicht nach all den Tagen, während derer die Wogen seines Schmerzes und seiner Verzweiflung über ihn hinweggerollt waren und er gespürt hatte, wie sehr der Junge sich selbst zerfleischte, wie sehr das Joch der Schuld, das Ionosens Opfer ihm aufgebürdet hatte, auf seiner Seele lastete. Beschämt hatte er sich eingestehen müssen, dass, wäre er an Andions Stelle gewesen, er das Gewicht dieser Schuld vermutlich nicht hätte tragen können.

Es gehörte Mut dazu, nicht vor der Wahrheit davonzulaufen. Er wusste das besser als jeder andere. Vielleicht hatten die Wesen des Kleinen Volkes Andion deshalb so begeistert im Hain empfangen. Weil sie seine innere Stärke gespürt hatten, die ihn selbst in seinem tiefsten Schmerz noch aufrecht hielt, und seine bedingungslose Bereitschaft, denen, die an ihn glaubten, niemals Schande zu bereiten. Der Junge hatte alles verloren, Ionosen, seine Mutter, und dennoch war er nicht gebrochen, verlieh die Trauer seiner Seele eine Tiefe, die er bisher nicht an ihm wahrgenommen hatte. Vielleicht war es das, was Ionosen von Anfang an gesehen hatte. *Hoffnung*.

Noch einmal holte Neanden tief Luft, dann streckte er seinen Rücken durch. Er konnte den Weg nicht erkennen, den sein Vater seinem Volk gewiesen hatte, aber er war bereit, den ersten Schritt in die Dunkelheit zu wagen. Er würde an Maifells Seite sein – und an Andions.

19. Kapitel

Obwohl er nun wieder bei Bewusstsein war, schritt seine Genesung weit zögerlicher voran, als Andion gehofft hatte. Noch immer strengte ihn selbst die kleinste Bewegung an, als hätten sich King Kong und Godzilla auf seinen Armen und Beinen zu einem Schläfcher niedergelassen, und er fühlte sich so zittrig und schwach wie ein hundertjähriger Greis, der gerade den Mount Everest erklommen hatte und sich nun anschickte, ohne Verschnaufpause auf der anderen Seite wieder hinunterzuspurten. Tag um Tag verstrich, ohne dass sich an seinem Zustand merklich etwas änderte, und hätte nicht Maifells beständige Gegenwart ihr immer wieder aus seiner düsteren Ungeduld und Verzweiflung herausgeholt, wäre ihm diese Zeit wohl gänzlich unerträglich geworden.

Doch vielleicht war es vermessen gewesen, mehr zu erwarten. Ogaires mörderischer Wille hatte sich tief in ihn hineingebrannt, hatte seinen Körper und seine Seele gleichermaßen mit seiner Dunkelheit besudelt. War es da verwunderlich, dass die Wärme und das Licht nur langsam und widerwillig zu ihm zurückkehrten? Selbst mit Maifells Hilfe war es denkbar knapp gewesen. Und es war noch längst nicht sicher, ob die Dunkelheit wirklich vollständig besiegt worden war.

Er hatte Maifell noch nichts davon gesagt, wollte sie nicht noch mehr mit seinen Ängsten und Kümernissen belasten, als es ohnehin bereits der Fall war, aber seine andauernde Schwäche und Hilflosigkeit war nicht das Einzige, was ihm zunehmend Sorge bereitete. Immer öfter, wenn er in seinem Bett lag und in ohnmächtiger Wut gegen die raue Holzdecke seines Krankenzimmers starrte, war ihm, als lege sich ein Schleier vor seine Augen, ein eigenartiger, silbrig schimmernder Nebel, der von winzigen, hin und her huschenden Lichtfunken durchsetzt war. Meist verschwanden die seltsamen Blitze nach wenigen Sekunden von allein, und sein Blick klärte sich, wenn er fest die Augen zusammenkniff, dennoch grub sich die Furcht mit jedem weiteren Mal, wo es geschah, tiefer in sein Herz.

Was, wenn Ogair am Ende doch gesiegt hatte? Wenn er ihm eine Wunde zugefügt hatte, die sich niemals wieder schließen ließ, und die Verderbnis seines Vaters in ihm wucherte wie ein Krebsgeschwür, bis alles Gute und Helle in ihm endgültig davon verzehrt worden war? Was, wenn er eines Morgens aufwachte und das unwiderstehliche Verlangen verspürte, den Hain und seine Bewohner zu verlassen, um sich in die fürsorglichen Hände von Dr. Crofton Wicklow im Oakwood General Hospital zu begeben? Ogair hatte ihr schon einmal mit einer List in seine Gewalt gebracht. Was hinderte ihn daran, das Gleiche noch einmal zu tun?

Wie ein düsteres Versprechen auf das, was die Zukunft für ihn bereithielt, begann die Schwäche allmählich aus seinen Gliedern zu weichen, und Andion spürte, wie langsam das Leben in seinen Körper zurückkehrte. Dennoch dauerte es noch mehrere Tage, bis er es wagte, sein Bett zu verlassen und auf wackligen Beinen in seinem Zimmer umherzuschlurfen, und noch einmal zwei Wochen verstrichen, ehe er sich kräftig genug fühlte, um zusammen mit Maifell kurze Spaziergänge durch das Dorf zu unternehmen. Erst jetzt merkte er, wie sehr er die klare, frische Luft und die sanfte Präsenz der mächtigen

Eichen und Tannen, Kastanien und Birken vermisst und wie sehr er sich danach gesehnt hatte, mit seinen Fingerspitzen über die raue Borke und die weichen Blätter zu streichen, den süßen Duft der Blumen und Gräser zu riechen und das leise Lachen der Sylphen und Blütenfeen im Wind zu hören. Die Natur des Waldes schien sich ihm entgegenzuneigen, ihn mit ihrer eigenen Vitalität und Stärke zu umhüllen, wann immer er mit Maifell an seiner Seite unter den dichten Wipfeln der Bäume dahinschlenderte, und er öffnete sich ihrer Berührung, ließ sich ganz von den ätherischen Strömen der Kraft durchdringen, die wie kühles Quellwasser über die fiebrigen Wunden seiner Seele spülten.

Von nun an schritt seine Genesung rascher voran. Die Dunkelheit wurde zu einem Schatten, schließlich zu einer bloßen Erinnerung, die mit jedem Tag weiter von ihm fortrückte; nur der seltsame Nebel und die Lichtblitze vor seinen Augen blieben.

Auch am heutigen Morgen quälte ihn diese Sorge, während er neben Maifell am Ufer des kleinen Weihers entlangschlenderte, an dem er schon bei seinem ersten Besuch im Hain so viel Zeit verbracht hatte. Als er ihr davon erzählt hatte, hatte sie gelacht und erwidert, das sei auch ihr Lieblingsplatz. Seitdem war ihnen der tägliche Spaziergang um den See zu einer angenehmen Gewohnheit geworden, und trotz der wachsenden Furcht vor der Spinne, die in der Menschenwelt auf ihn lauerte und womöglich genau in diesem Augenblick an einem weiteren tödlichen Faden spinn, genoss Andion die stille Vertrautheit, die zwischen ihm und Maifell im Verlauf der vergangenen Wochen gewachsen war – eine Vertrautheit, die jedoch nur allzu bald enden musste.

Traurig und bekümmert sah er zu Boden, hing seinen eigenen trüben Gedanken nach, und auch Maifell schwieg. Schließlich, als sie den Weiher halb umrundet hatten, blieb sie abrupt stehen, fasste ihn bei den Schultern und sah ihm tief in die Augen. Er spürte, dass sie ihn umarmen wollte, es aus Rücksicht auf Neanden jedoch nicht tat. Obwohl diese Rücksichtnahme, wie Andion in den letzten Tagen erstaunt festgestellt hatte, vermutlich gar nicht mehr nötig war. Neanden folgte ihnen wie ein Schatten, doch ließ er ihnen überraschend viel Freiraum, und er hielt sich so weit von ihnen entfernt, dass er die Worte, die sie miteinander wechselten, wahrscheinlich nicht einmal verstehen konnte. Etwas schien sich in ihm verändert zu haben, und auch die finstere Wolke aus Zorn und Verbitterung, die ihn stets umgeben hatte, war längst nicht mehr so dicht wie an jenem Tag, als er mit ihm an Ionosens Barriere zusammengetroffen war und sie vergeblich versucht hatten, seinem Vater im Kampf gegen Ogaire zu Hilfe zu eilen. Auch Maifell musste das spüren, doch hatte sie offenbar beschlossen, nicht unnötig mit einem Messer in einer frisch verheilten Wunde herumzubohren.

Andion wünschte dennoch, sie hätte es getan. Er sehnte sich nach ihrer Berührung und der Wärme ihres Körpers, um so mehr, da er wusste, dass ihre gemeinsame Zeit bald vorüber sein würde.

„Es tut weh, dich so traurig zu sehen“, sagte sie leise.

Andion presste die Lippen aufeinander. Das war wirklich das Letzte, was er wollte. Doch konnte er es verhindern?

Er seufzte, schüttelte den Kopf und sprach aus, was bereits in den letzten paar Tagen unausgesprochen zwischen ihnen gestanden hatte.

„Ich bin wieder gesund. Es gibt keinen Grund mehr, warum du dich weiter um mich kümmern müsstest.“ Er wandte den Blick von ihr ab, sah wieder zu Boden. „Das dürfte auch dem Rat nicht entgangen sein.“

Trotz fegte wie eine heftige Böe durch Maifells Seele. „Der Rat kann sagen, was er will. Ich werde mich nicht noch einmal von dir fernhalten lassen!“

Ebenso, wie sie niemals den verkürzten Namen benutzte, den der Rat befohlen hatte, sondern ihn stets *Andion* nannte; ebenso, wie sie ihm in die Augen schaute und ihn berührte, ohne Scheu oder Furcht oder Ekel zu empfinden.

Andion spürte die tiefe Entschlossenheit in ihren Worten, und der Hals wurde ihm eng.

„Das wird Rilcaron nicht gefallen.“

„Das ist mir egal!“

„Aber mir nicht. Du hast schon so viel für mich getan, und ich will nicht, dass du noch länger in der Schusslinie stehst. Zu viele haben bereits leiden müssen, nur weil ihr einziger Fehler darin bestand, dass sie mir *helfen* wollten!“

Maifell strich ihm zärtlich mit den Fingerkuppen über die Wange, und Andion erschauerte. „Nichts davon war deine Schuld!“

„Das weißt du nicht. Wenn ich wirklich das bin, was Ionosen in mir sehen wollte, hätte ich die Macht haben müssen, es zu verhindern. Ich hätte ...“

„Hör auf!“

Andion brach sofort ab, als er den Kummer sah, der sich in ihre Miene grub. Doch natürlich spürte sie auch so, was in ihm vorging. Es war eine Wunde, die selbst sie nicht zu heilen vermochte, auch wenn sie sich noch so offen auf seine Seite stellte und ihn vor den Anfeindungen Rilcarons und ihres Volkes zu schützen versuchte. Denn auch sie vertraute ihm nur, weil Ionosen ihm vertraut hatte. Letztlich aber wusste sie ebenso wenig wie er selbst, ob dieses Vertrauen tatsächlich gerechtfertigt war. Ob das Licht der Hoffnung, dem sie so bereitwillig folgte, sie nicht geradewegs in den Abgrund führte.

Einen kurzen, unendlich kostbaren Moment noch genoss Andion das Prickeln seiner Haut dort, wo ihre Hand ihn berührt hatte, tauchte noch einmal in die wundervollen blauen Tiefen ihrer Augen, dann wandte er sich von ihr ab. Schweigend nahmen sie ihren Spaziergang um den See wieder auf, jeder von ihnen gefangen in seinem eigenen Schmerz, seinen eigenen düsteren Gedanken und Ängsten. So gern hätte er ihre Hand genommen, hätte in der liebevollen Wärme ihrer Gegenwart Trost gesucht, wie er es in den vergangenen Wochen so oft getan hatte, doch er blieb reglos, starrte weiter stumm zu Boden, während er mit hängenden Schultern und leerem Blick zwischen den Bäumen dahinschlurfte.

Sie hatte ihm schon so vieles gegeben. Er hatte nicht das Recht, noch mehr zu verlangen. Zu genau spürte er den Schatten, der über ihrer Seele lag und für den er allein die Verantwortung trug – ein Schatten, der immer größer und finsterer werden und sie irgendwann gänzlich verschlingen würde, wenn er es zuließ. Doch das durfte nicht sein. Sie

durfte nicht den gleichen Fehler begehen wie Ionosen, durfte nicht enden wie Esendion und Alisera, die gegen jede Vernunft an seiner Seite geblieben und vom schwarzen Mahlstrom seines Lebens zermalmt worden waren. Seine Nähe brachte den Tod, und er würde niemals wieder jemanden für sich sterben lassen. Was auch immer in der Zukunft mit ihm geschah, er würde Maifell nicht noch tiefer hineinziehen, ihr nicht noch mehr von der Last aufbürden, die das Schicksal allein auf seine Schultern geladen hatte. Sollte seine eigene Stärke nicht ausreichen, um der zu sein, den Ionosen in ihm gesehen hatte, dann sollte es eben so sein.

Als hätte sein einsamer Entschluss die Dämonen, die er so sehr fürchtete, endgültig aus ihren Käfigen befreit, begann die Welt plötzlich um ihn herum zu schwimmen, als die Bäume, Blumen und Gräser, wie schon so oft seit seinem Erwachen im Hain, von einem Wimpernschlag zum anderen in hellen, silbrig schimmernden Nebel getaucht wurden. Wieder huschten Lichtblitze durch diesen Nebel, heller und zahlreicher als je zuvor, wirbelten so schnell an ihm vorbei, dass er sie kaum mit den Augen zu verfolgen vermochte.

Andion erschrak, wollte zurückweichen, die Augenlider zusammenpressen, dem unheimlichen Geschehen die geballte Macht seines Willens entgegenwerfen, ehe ihm die Kontrolle über seinen Geist vollends entglitt und seine Seele in eine Dunkelheit stürzte, aus der es kein Entkommen mehr geben würde. Doch da war noch immer Maifell neben ihm, die wundervolle, zarte Maifell, die ihm so freimütig ihre Zuneigung geschenkt hatte. Noch immer spürte er ihren Kummer, Kummer, der sie erfüllte, einzig, weil er in ihr Leben getreten war.

Er straffte seine Schultern und atmete tief durch. Für heute hatte er wahrhaftig genug Schaden angerichtet. Das Letzte, was er wollte, war, ihre Sorgen noch zu vergrößern, indem er direkt vor ihren Augen in Panik verfiel und mit gefletschten Zähnen und geballten Fäusten gegen Phantome kämpfte, die offensichtlich während der gesamten Zeit seiner Anwesenheit niemand außer ihm zu sehen vermocht hatte.

Und so würde es auch bleiben. Er lockerte seine Muskeln, versuchte, sich zu entspannen, ohne gleichzeitig in seiner Wachsamkeit nachzulassen. Sofort verstärkte sich das Glühen des Nebels, gleichzeitig hatte er das Gefühl, neben den hin und her huschenden Lichtfunken noch etwas anderes wahrzunehmen, eine andere Art von Bewegung, die von etwas Hellem, Strahlendem ausging, wie eine Reflexion von Sonnenlicht auf Glas, die flüchtig in seiner Augenwinkeln aufblitzte.

Andion war so überrascht, dass er für einen Moment sogar seine Furcht vergaß. Was auch immer mit ihm geschah, es schien zumindest seine geistige Klarheit und Konzentrationsfähigkeit nicht zu beeinträchtigen. Zum ersten Mal fragte er sich, ob seine seltsamen Wahrnehmungsstörungen der letzten Wochen nicht vielleicht andere Ursachen haben könnten als die, die er bislang in Betracht gezogen hatte, Ursachen, die möglicherweise mit Ogaire und seinen finsternen Machenschaften nicht das geringste zu tun hatten.

Es war ein elektrisierender Gedanke, der sein Herz augenblicklich schneller schlagen ließ.

Er wandte den Kopf, versuchte das Glitzern und Leuchten in seinen Augenwinkeln genauer zu betrachten, dennoch vermochte er nicht zu erkennen, woher das eigenartige Licht kam. Es schien seinem forschenden Blick auszuweichen, verschwand, wenn er die Augen direkt darauf richtete, und entzog sich beinahe spöttisch all seinen Bemühungen, seine Aufmerksamkeit darauf zu konzentrieren.

Aber vielleicht war das genau der falsche Weg. Wollte man einen Schmetterling fangen, war es klüger, sich leise und von hinten anzuschleichen, statt sich mit lautem Brüllen auf die Blume zu stürzen, auf der er gerade saß. Manche Dinge bedurften einer subtileren Vorgehensweise als roher Gewalt, um den Schleier zu lüften, der sie verbarg, und er hatte das starke Gefühl, dass es bei *diesem* Schleier einzig von ihm selbst abhing, wann – und ob überhaupt – er sich vor ihm heben und ihm seine Geheimnisse offenbaren würde.

Die Vorstellung, dass Ogaire dabei seine schmutzigen Finger im Spiel haben könnte, erschien ihm von Sekunde zu Sekunde irrealer, wurde verdrängt von einer Gewissheit, die keinen Raum mehr ließ für Zweifel oder Furcht, einem Vertrauen, das ihm aus tieferen Schichten seiner Seele zuzufließen schien, die mehr Weisheit besaßen als der verwirrte und angsterfüllte 17jährige Junge, der er war.

Als hätte es die letzten Wochen mit ihren quälenden Gedanken und Selbstzweifeln niemals gegeben, wusste er mit einem Mal, was er zu tun hatte. Er schloss die Augen, gab jegliches Bemühen auf, mit Hilfe von zielgerichteter Anstrengung an sein Ziel zu gelangen, und ließ seinen Blick, statt ihn weiterhin starr auf die flüchtigen Lichter und Bewegungen zu fokussieren, unter halb gesenkten Lidern hervor in die Ferne schweifen.

Für einen Moment verdichtete sich der Nebel und glühte auf wie eine Sonne, die kurz davor stand, sämtliche ihrer Planeten in einer gewaltigen Explosion zu Asche zu verbrennen, und die winzigen Lichtfunken stoben empor wie Schneeflocken aus Feuer, die von jähem Sturmböen wild in alle Richtungen gepeitscht wurden. Auch das Glitzern und Funkeln in seinen Augenwinkeln verstärkte sich, wurde greller und gleißender, als hätte seine Weigerung, das unerquickliche Katz-und-Maus-Spiel noch länger mitzuspielen, auch noch die letzten Tore in seinem Geist geöffnet, die die seltsamen Wahrnehmungen bisher zurückgehalten hatten.

Doch Andion ließ sich nicht noch einmal davon narren. Sein Atem ging nun ruhig und gleichmäßig, seine Arme hingen locker an seinen Seiten herab, waren nicht länger vor Angst verkrampft, und sein Blick glitt noch mehr in die Ferne, ohne an Lichtern oder Bewegungen oder Bäumen haften zu bleiben. Der Nebel erbebte, schien sich zusammenzuziehen wie das titanische Herz eines unbegreiflichen Lebewesens, dann barst er in einer gewaltigen, lautlosen Explosion aus Licht auseinander – und enthüllte das Wunder, das dahinter verborgen gewesen war.

Der Hain, die Bäume, alles war wie zuvor – bis auf die Myriaden leuchtender Stränge, die plötzlich um ihn herumflossen, Ströme aus Silber, die majestätisch aus der Tiefe des Waldes heranwogten und zu jeder Eiche und Tanne, zu jedem Strauch und Grashalm reichten. Einer von ihnen war sogar mit Maifell verbunden. Er schwang ganz natürlich in

Takt ihrer leicht gesetzten Schritte.

Andion war so verblüfft, dass er das Bild um ein Haar wieder verloren hätte. Natürlich wusste er, was er hier vor sich sah. Es waren die Lebensstränge – jene ätherischen Nabelschnüre aus Licht, die jedes Wesen, das der Hain je hervorgebracht hatte, mit seinem Ursprung verbanden.

Das Herz des Waldes. Andion erschauerte. Er wagte kaum zu atmen, fürchtete, selbst die kleinste Bewegung könne das Wunder wieder zerstören, das sich so unerwartet vor ihm offenbart hatte. Nur am Rande bekam er mit, wie seine Schritte stockten, wie Maifell neber ihm ebenfalls stehen blieb und ihn fragend anschaute. Behutsam wandte er den Kopf, starrte in ehrfürchtigem Staunen auf den schimmernden Ozean, der ihn umgab.

Was, bei allen Bäumen, ging hier vor? Wieso sah er, was kein anderer Elf zu sehen vermochte? Er erinnerte sich noch gut, wie Ionosen ihm vor gar nicht so langer Zeit von Herzen des Waldes und den Lebenssträngen erzählt hatte. Jeder wusste davon, natürlich, aber niemand besaß die Fähigkeit, diese Verbindung zur Quelle tatsächlich *wahrzunehmen*. Es war ein Mysterium, unergründlich und geheimnisvoll – bis heute.

Sein Herz schlug ihm mit einem Mal bis zum Hals. Für die Elfen mochte es ein Mysterium sein. Doch er war kein Elf – er war ein Bastard, ein Halbblut, gezeugt von einem Elfen und geboren von einer Menschenfrau.

Er spürte, wie er vor Aufregung zu zittern begann. War das die Antwort? War seine Herkunft der Schlüssel, nach dem er so lange vergeblich gesucht hatte? Und hatte Ogair mit seinem mörderischen Angriff, der ihn so nah an den Rand des Todes herangeführt hatte, unabsichtlich dazu beigetragen, diesen Schlüssel überhaupt erst in sein Schloss zu stecken und die Tür zu Bereichen seiner Wahrnehmung aufzustoßen, die einem gewöhnlichen Elfen auf ewig verwehrt bleiben würden? Hatte Ionosen von alldem gewusst? Und hatte er nur deshalb geschwiegen, weil er noch nicht bereit gewesen war, mit einem derartigen Wissen umzugehen? Nie hätte er für möglich gehalten, dass die Unterschiede zwischen ihm und dem Rest seines Volkes *so* groß sein könnten!

Sein Herz wummerte noch schneller gegen seine Rippen, als ihm unvermittelt ein Gedanke kam. Er war anders als Maifell und die anderen. Musste sich da nicht auch sein Lebensstrang von dem ihren unterscheiden?

Er spürte, wie neue Furcht in ihm emporkroch, wagte kaum, den Kopf zu drehen und über seine Schulter nach hinten zu blicken, dorthin, wo der silberne Strang aus seinem Körper austreten musste. Was, wenn seine Angst ihm sein gesamtes Leben lang die Wahrheit zugeflüstert hatte? Wenn das Kainsmal seiner Abstammung tatsächlich in ihm steckte, seine Seele von Ogaires widerwärtigem Erbe schon im Augenblick seiner Zeugung unwiderruflich befleckt und besudelt worden war? Ionosen hatte das zwar stets bestritten, aber nun würde er *sehen* können, ob es wirklich so war.

Die Vorstellung, statt eines hellen, schimmernden Bandes lediglich ein ekelerregendes, schwarzes Etwas zu erblicken, das wie ein toter, halb verwester Wurm aus seinem Rücken herausragte, schnürte ihm die Kehle zusammen, doch er musste es wissen. Noch einmal

holte er tief Luft, dann wandte er den Kopf, spähte hinter sich – und hätte beinahe einen lauten Schrei ausgestoßen.

Was, um alles in der Welt, war *das*? Sein Lebensstrang war anders, vollkommen anders! Es war nicht einmal ein Strang, kein silberner, lautlos zwischen den Bäumen schwebender Strom aus Licht, der seine Seele und seinen Körper bis zum Ende seines Lebens mit den schlagenden Herzen des Waldes verband. Stattdessen schien jede Faser seines Körpers, jede einzelne Zelle *einen eigenen* Strang zu besitzen. Sie vereinten sich in seinem Rücken zu einer gewaltigen, vitalen Einheit, sodass es aussah, als werfe er einen unendlich langen, riesenhaften Schatten, doch war dieser Schatten nicht dunkel, sondern so strahlend hell, dass Andion geblendet die Augen schließen musste.

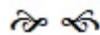
Aber er musste ihn gar nicht sehen. Als hätte die bloße Wahrnehmung seiner Existenz genügt, um auch noch den letzten Schleier endgültig von seinen Nervenenden zu ziehen, spürte Andion selbst durch seine geschlossenen Lider hindurch die gewaltige Kraft und Vitalität, die darin enthalten war. Es war eine Kraft, die bei Weitem alles überstieg, was Maifell und vermutlich auch jedem anderen Elfen von der Quelle zuteilwurde.

Andion schwindelte. Die Fäden, die gerade erst zaghaft damit begonnen hatten, ein Bild zu formen, in dem all die seltsamen und schrecklichen Ereignisse seines Lebens endlich einen Sinn ergaben, zerfaserten erneut ins Nichts, und abermals gruben sich Verwirrung und Zweifel in sein Herz.

Wie war das nur möglich? Konnte das Menschenblut in seinen Adern tatsächlich etwas *Derartiges* bewirken? Oder waren hier Kräfte am Werk, von deren Existenz weder er noch Ionosen – oder Ogaire – bislang etwas geahnt hatten?

Er versuchte, seinen jagenden Puls zu beruhigen, öffnete seine Augen und presste mehrmals kräftig die Lider zusammen, bis das leuchtende Gespinnst der Lebensstränge verblasste und schließlich gänzlich verschwunden war. Doch nun, da er es einmal gesehen hatte, würde er es wieder tun können. Er wusste nicht, warum er sich dessen so sicher war, aber er spürte, es war die Wahrheit.

Sein Blick verschränkte sich mit dem Maifells, der die ganze Zeit über fragend und sorgenvoll auf ihm geruht hatte. Sie öffnete den Mund, wollte etwas sagen, doch er schüttelte nur leicht den Kopf, bat sie stumm um Verzeihung. Noch konnte er nicht darüber sprechen. Erst musste er herausfinden, was das zu bedeuten hatte, *ob* es überhaupt etwas zu bedeuten hatte – und ob Hoffnung darin lag.



Nach jenen Ereignissen am See endeten seine Spaziergänge mit Maifell. Er spürte, dass seine Zurückweisung sie schmerzte, sah es an dem Kummer in ihren Augen und dem Lächeln auf ihren Lippen, das erlosch, wann immer sie versuchte, die Vertrautheit der letzten Wochen zwischen ihnen wiederherzustellen, und er innerlich vor ihr zurückwich, hinter die Mauer aus Gleichgültigkeit und Schweigen floh, die er bei jedem Zusammentreffen mit Maifell mit verzweifelter Anstrengung immer höher und undurchdringlicher um seine Seele hatte emporwachsen lassen.

Es bedrückte ihn, ihr ihre Zuneigung und ihr Verständnis auf diese Weise zu vergelten, doch ihm blieb keine Wahl. Er hatte geschworen, Maifell vor Schaden zu bewahren, sie mit aller Kraft von dem Abgrund fernzuhalten, der schon Ionosen, Esendion und Alisera verschlungen hatte. Es war eine Notwendigkeit, die um so mehr an Dringlichkeit gewonner hatte, da es ihm in den vergangenen Tagen noch nicht einmal im Ansatz gelungen war, Licht in das Dunkel zu bringen, das die rätselhaften Wahrnehmungen umgab, zu denen er – und offenbar nur er allein – fähig war. Dass es sich tatsächlich so verhielt, daran hegte er mittlerweile keinen Zweifel mehr, denn würde auch nur einer der Elfen sehen können, was er sah, würde mit Gewissheit das gesamte Dorf auf der Stelle in Aufruhr geraten.

Ein kalter Klumpen der Furcht begann in seinem Magen zu pochen, so oft er daran dachte und bestärkte ihn in seinem Entschluss, gegenüber Maifell zu schweigen, bis er mehr über die Hintergründe des Ganzen in Erfahrung gebracht hatte – oder niemand mehr existierte, der aus diesen Erkenntnissen noch irgendeinen Nutzen hätte ziehen können. Denn was auch immer letztlich die Ursache für seine bemerkenswerten Fähigkeiten sein mochte, eins war gewiss: Etwas Unheimliches ging im Dorf der Elfen vor – etwas, das nur er Augen hatte zu sehen.

Stunde um Stunde, Tag um Tag hatte er seit seinem denkwürdigen Spaziergang am See draußen im Freien verbracht, hatte reglos auf dem breiten Ast vor seinem unfreiwilligen Krankenzimmer gekauert und in die Tiefe gestarrt, wo die Elfen ihren alltäglichen Arbeiten nachgingen. Inzwischen gelang es ihm mit beinahe spielerischer Leichtigkeit, den Schleier vor seinen Augen beiseitezuschieben und die Zauberwelt aus Licht, die darunter lag, zum Vorschein zu bringen, und mit angespannter Miene und zunehmend größerer Furcht blickte er hinab auf den silbrig schimmernden Ozean, der tief unter ihm in majestätischer Lautlosigkeit zwischen den Bäumen wogte.

Neanden und Gairevel ließen ihn gewähren, aber vermutlich nur, weil sie nicht wussten, was er tat, und er war dankbar dafür. Jede Ablenkung, jeder leichtfertig vertane Augenblick der Konzentration mochte fatale Folgen haben, würde den Faden des Fallbeils, das über ihren Köpfen hing, ein klein wenig dünner machen. Und er war der Einzige, der das Fallbeil kommen sah.

Zuerst war es ihm nicht aufgefallen, war er zu sehr wie ein staunendes Kind gewesen, das gerade ein neues Spielzeug unter dem Weihnachtsbaum entdeckt hatte, um zu bemerken, dass die Lebensstränge nicht so waren, wie sie eigentlich sein sollten. Natürlich hatte er nicht vergessen, was Ionosen ihm erzählt hatte, nachdem er nach seinem ersten Besuch im Hain in die Menschenwelt zurückgekehrt war. Er wusste um den Zauber, mit dem Ogaire die Quelle vergiftet hatte, und um die Elfen, die seitdem an diesem Gift gestorben waren. Damals hatte er zum ersten Mal begriffen, wie perfide und niederträchtig der Plan seines Vaters tatsächlich war, und er hatte ihn dafür gehasst, was er dem Wald und seinen Bewohnern angetan hatte; was er ihnen mit jedem Heben und Senken ihrer Brust und jeden Schlag ihres Herzens noch immer antat, 90 Jahre lang, Tag für Tag, Augenblick für Augenblick, bis von dem stolzen Volk der Elfen nur noch Knochen und Staub geblieben

waren.

Doch dies hier war anders. Er hätte die Veränderung der Lebensstränge nicht einmal sehen müssen, um nicht sofort die Unterschiede zu erkennen. Denn was er hier erblickte, war kein langsames, schleichendes Dahinsiechen, kein dünner, unsichtbarer Ölfilm, der den silbrigen Glanz der Lebensstränge unmerklich immer blasser und kraftloser werden ließ, so wie er es bei seinem ersten Besuch im Hain überall um sich herum gespürt hatte. Das Grauen, das nun über dem Wald der Elfen heraufzog, war weder unmerklich noch subtil, und was auch immer es herbeigelockt haben mochte, es erschreckte ihn zutiefst.

Vor vier Tagen, unmittelbar nach seinem Spaziergang am See, hatte es begonnen. Als der erste Elf gestorben war, hatte er noch an einen Zufall geglaubt. Mittlerweile wusste er es besser. Der Tod wandelte unter ihnen, und was immer er berührte, wurde mit kalter, brutaler Macht aus dem Leben gerissen, welkte binnen weniger Stunden dahin wie eine Blume, die von einem Kind gepflückt und achtlos in der grellen Wüstensonne faller gelassen worden war.

Das war vielleicht das Erschreckendste von allem: nicht das Sterben als solches – das war seit Ogaires Verrat vor 90 Jahren zu einem ständigen, düsteren Begleiter geworden –, sondern die gespenstische Geschwindigkeit, mit der es geschah. Am Morgen waren die Lebensstränge der Todgeweihten noch normal, leuchteten hell und klar wie die aller anderen; am Abend war von dem wundervollen silbrigen Strom nur noch ein fleckiges, graues Rinnsal geblieben, das stockig und tot wie die Adern unter der bleichen Haut eines Leichnams zwischen den Bäumen hing, schließlich wie eine vertrocknete Nabelschnur vor den Körpern der Elfen abfiel und als schwarze Asche zu Boden rieselte.

Drei Tote in vier Tagen; dann erwischte es Tigarain, das uralte Mitglied des Ältestenrates, und Andion wusste, dass er zu lange gezögert hatte.

Am Anfang, kurz nach seiner Entdeckung, hatte er noch nichts sagen, sondern zunächst weiter beobachten wollen. Das Vertrauen, das die Elfen ihm entgegenbrachten, gedieh ohnehin auf einem äußerst trockenen Boden und konnte jederzeit erneut in offenen Hass umschlagen, vor allem wenn er ihnen seine neuen, befremdlichen Fähigkeiten offenbarte und glaubte, sich als Prophet des Untergangs betätigen zu müssen, der mit dem Finger auf bestimmte Elfen zeigte, die wenige Stunden später gänzlich unerwartet leblos zusammenbrachen. Abgesehen von Maifell gab es vermutlich nicht einen einzigen Elfen, der ihm eine derartig wirre Geschichte abgekauft hätte, und bedachte man seine mehr als fragwürdige Herkunft und die Beliebtheit seines Erzeugers, wäre der Schuldige an der ganzen Misere wahrscheinlich schneller gefunden, als er *An* sagen konnte.

Nach dem dritten Toten hatte er begriffen, dass das Sterben nicht aufhören würde, wenn er nicht etwas unternahm. Und ihm war mit jähem Erschrecken klar geworden, dass sein eigenes Zaudern sich gegen ihn gekehrt hatte; dass es vollkommen gleichgültig war, ob er handelte oder nicht. Die Stimmung im Dorf begann zu kippen, wurde immer düsterer und aggressiver, und unvermittelt hatte er das Gefühl, im Zentrum einer gewaltigen Gewitterwolke zu sitzen, die sich dichter und dichter um ihn zusammenballte. Doch erst mit

Tigarains Tod brach das Verhängnis endgültig über ihn herein.

Es war bittere Ironie, dass es geschah, unmittelbar nachdem er sich dazu durchgerungen hatte, Rilcaron und den übrigen Ältesten sein Geheimnis zu offenbaren. Obwohl die Elfer durch sein Schweigen während der vergangenen Tage vermutlich wenig Neigung verspüren würden, seinen Worten zu lauschen und der Bitte, die er an sie zu richten gedachte, Gehör zu schenken, hatte er schließlich einsehen müssen, dass ihm keine andere Wahl blieb, als den Rat um ein Gespräch zu ersuchen. Er musste darauf vertrauen, dass Rilcaron und der Rest seiner Bande trotz ihrer Borniertheit und Arroganz genug Verstand in ihren Schädeln hatten, um ihn für sein ketzerisches Begehren nicht auf der Stelle auspeitschen oder auf einem Scheiterhaufen brennen zu lassen. Ohne ihre Einwilligung jedoch, das war ihm nur allzu deutlich bewusst, wäre sein Plan von vornherein zum Scheitern verurteilt, denn Neanden und Gairevel würden ihn niemals gewähren lassen.

Er hätte sich selbst ohrfeigen können, dass er nicht sofort darauf gekommen war, aber zu vieles war zu schnell auf ihn eingestürmt, und er hatte einfach nicht daran gedacht – wobei hinzukam, dass *vor* seinem denkwürdigen Erlebnis am See der Gedanke an ein derartiges Unterfangen ohnehin völlig absurd gewesen wäre. Nun allerdings sah die Sache anders aus.

Mit jener eigentümlichen Gewissheit, die ihn bereits bei seinem ersten Blick auf die Lebensstränge erfüllt hatte, hatte er in zunehmendem Maße gespürt, dass die Erklärung für all die grauenvollen Ereignisse der letzten Tage einzig in der Quelle selbst zu finden sein würde. Irgendetwas war mit dem Herzen des Waldes geschehen, etwas Entsetzliches und Furcht einflößendes, das weit über Ogaires ursprüngliche Besudelung hinausging. Er wusste nicht, warum es gerade jetzt begann, was der Auslöser des schrecklichen Verfalls war, der die bedauernswerten Opfer heimsuchte, aber eins wusste er mit Sicherheit: Die Quelle war der Schlüssel zu allem – und nur er besaß die Macht, dorthin zu gelangen.

Das war eine der erstaunlichsten Erkenntnisse gewesen, die er bei seinem zweiten Besuch bei den Elfen bisher gewonnen hatte. Keiner von ihnen hatte auch nur den blassesten Schimmer, wo sich das Herz des Waldes tatsächlich befand. Maifell hatte ihm bei einem ihrer Spaziergänge davon erzählt, und zuerst hatte er sie ungläubig angestarrt, da er ganz selbstverständlich davon ausgegangen war, dass jeder Elf genau wusste, wo das größte Heiligtum seines Volkes zu finden war. Aber natürlich war das eine naive Annahme gewesen, denn die Elfen konnten nicht sehen, was er sah – und was offenbar auch Ogair mithilfe seiner finsternen Magie zu sehen vermocht hatte.

Zudem gab es anscheinend noch einen weiteren Stolperstein, der allein schon ausgereicht hätte, eine Entdeckung durch die Elfen schwierig, wenn nicht gar unmöglich zu machen. Maifells Worten zufolge blieb das Herz des Waldes niemals lange an einem Ort, sondern bewegte sich wie der Blütenstaub einer Blume, der vom Wind davongetragen wird, stetig durch den Hain. Er aber würde immer wissen, wo es war. Er müsste einfach nur den Lebenssträngen bis zu ihrem Ursprung folgen.

So simpel es allerdings in der Theorie klang, so unmöglich würde es gegen den Willen der Ältesten durchzuführen sein. Bis zuletzt hatte Andion darauf gehofft, den Rat am Ende

irgendwie davon überzeugen zu können, dass er nichts Böses im Schilde führte, dass sich ihnen mit seiner Hilfe zum ersten Mal seit 90 Jahren die Chance bot, die Ketten der Hilflosigkeit und Lethargie zu sprengen, die Ogairé ihnen aufgezwungen hatte, und tatsächlich zu *handeln*. Einen Befreiungsschlag zu führen, mit dem sein Vater niemals gerechnet hatte.

Und es konnte wirklich ein Befreiungsschlag sein. Die Quelle war beschmutzt worden, vergiftet von Ogairés widerwärtigem Zauber, doch vielleicht – allein der Gedanke ließ Andion schwindeln –, vielleicht war es möglich, diesen Schmutz und das Gift fortzuspülen und die Wunde wieder zu schließen, die ihr vor so langer Zeit geschlagen worden war. Vielleicht wäre es schon immer möglich gewesen, wenn die Elfen nur gewusst hätten, wo sie hätten suchen müssen, immerhin waren sie magische Wesen – und sie besaßen die Fähigkeit zu heilen. Er hätte die Quelle nur einmal mit eigenen Augen zu sehen brauchen, um ihnen genau sagen zu können, wohin sie ihre Zauberkraft hätten lenken müssen.

Doch diese Gelegenheit hatte er nicht erhalten. Kalte Klauen schienen seine Kehle zusammenzupressen, so oft er daran dachte, wie grausam sich das Schicksal im entscheidenden Augenblick gegen ihn gewendet hatte. Als er von Gairevel mit klopfendem Herzen in die heilige Halle der Ältesten geführt worden war, hatte er trotz seiner Furcht noch immer daran geglaubt, dass sich Rilcaron und die anderen letztlich der Vernunft in seinen Argumenten nicht verschließen konnten – bis er Tigarains Lebensstrang gesehen hatte.

Alles war so schnell gegangen, dass er selbst jetzt noch Mühe hatte zu begreifen, was genau geschehen war. Als er seinen ersten Schritt in den schattigen Saal gesetzt hatte, war noch alles normal gewesen. Der warme Schein der Lebensstränge, den nur er zu sehr vermochte, hatte die Körper der Ältesten in eine Aureole aus silbernem Licht gehüllt, und obwohl sie bereits länger gelebt hatten als jeder andere Elf im Hain, hätte der Tod für sie am heutigen Tag nicht mehr sein dürfen als der erste Schatten der Dämmerung, der langsam am Horizont heraufzog.

Andion war langsam auf sie zugegangen, und sie hatten ihm mit ihren ernsten, strengen Gesichtern abwartend entgegengeblickt. Dann, von einer Sekunde auf die andere, hatte es begonnen. Im ersten Augenblick hatte er noch geglaubt, seine Wahrnehmung spiele ihm einen Streich, als er die grauen Schlieren bemerkte, die plötzlich wie Wolken aus geronnener Milch im strahlenden Silberglanz von Tigarains Lebensstrang trieben. Er blinzelte, schaute noch einmal hin – und begriff mit jener entsetzlichen, albtraumhaften Klarheit, die er Nacht für Nacht bei seiner Flucht vor Ogairé verspürt hatte, dass der Tod mit ihm in die Halle der Ältesten getreten war.

Wie eine schwarze Kloake, die aus einem stinkenden Abflussrohr in einen klaren Bergsee gepumpt wird, ergoss sich die Fäulnis in das helle Licht, fraß sich wie Säure in das Silber, verwandelte den warmen, lebendigen Strom binnen weniger Lidschläge in eine schorfige, zähe Masse, in der widerwärtige schwarze Klumpen wie hungrige Krebsgeschwüre zuckten und in rasender Geschwindigkeit zu wuchern begannen.

Ehe Andion auch nur einen Warnschrei auszustoßen vermochte, weiteten sich Tigarains Augen, quollen ihr aus dem Schädel wie einem Fisch, der unvermittelt aus seinem Teich in die glühende Wüstensonne geworfen wird, und ihr Mund öffnete sich, doch die Worte, die er formen wollte, erstickten an dem Blut, das in schaurigen Stößen über ihre Lippen sprudelte und ihre Kleidung und den Boden tränkte. Dann, als wäre er von einer unsichtbaren Faust gepackt worden, die mit brutaler Gewalt daran zu reißen begann, hatte sich ihr Lebensstrang gespannt, hatte noch einen winzigen Moment lang in lautloser Qual in der stillen, schattigen Luft gezittert – und war in einer grausigen Explosion aus stockigem Silber und grauer, toter Asche auseinandergeborsten.

Die uralte Elfenfrau hatte gezuckt, als hätte jemand unvermittelt ein Starkstromkabel in ihren Leib gerammt, und war mit einem letzten blutigen Röcheln nach vorn in den Staub gekippt. Für einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen, hatten alle mit bleichen, schreckensstarrten Gesichtern auf den verkrümmten, reglosen Körper Tigarains geblickt. Dann war in der Halle der Ältesten der Tumult losgebrochen.

Gairevel hatte ihn von hinten gepackt und rücksichtslos aus dem Saal gezerrt, während Andion verzweifelt versuchte, sich in dem um ihn herumtosenden Sturm aus Wut, Furcht und Entsetzen Gehör zu verschaffen. Doch es hatte nichts genützt. Eine Traube vor Elfenkriegern hatte ihn überwältigt und zurück in seine Unterkunft geschleift, ohne seinem wirren Gestammel auch nur die geringste Beachtung zu schenken, und ihm war, als könne er noch immer ihren Zorn spüren, als sie ihn grob in den kleinen Raum gestoßen und den Boden, die Decke und die Wände ringsum mit einem dichten Netz aus magischer Energie versiegelt hatten, das ihn endgültig und unwiderruflich zu einem Gefangenen machte.

Das war vor wenigen Stunden gewesen. Niemand hatte sich seitdem die Mühe gemacht mit ihm zu reden, niemand schien auch nur im Geringsten daran interessiert zu sein, zu hören, was er zu sagen hatte, oder etwas über seine Sicht der Dinge zu erfahren. Doch vermutlich hätte es ohnehin nichts geändert, denn außer Verwirrung und Furcht hätte er ihnen wenig zu bieten gehabt. Verzweifelt versuchte er, Ordnung in das Chaos seiner Gedanken zu bringen, doch sein Herz wummerte zu laut in seiner Brust, und kalte Totenfinger schienen über seine Haut zu kriechen und das Blut in seinen Adern in Eiswasser zu verwandeln, so oft er an Tigarain und ihren schrecklichen Tod dachte und an das Grauen, das nur er zu sehen vermocht hatte.

Andion schloss die Augen und holte zitternd Luft. Wie hatte Tigarains Lebensstrang nur in einer derart entsetzlichen Geschwindigkeit verfallen können? War das Herz des Waldes wirklich so krank? Hatte Ogaires widerwärtiger Zauber nach all den Jahren die Widerstandskraft der Quelle gebrochen? War das, was mit Tigarain geschehen war, nur ein erster Blick auf die Bestie, die bald auch die übrigen Elfen verschlingen würde? Oder – Andion schnürte es vor Grauen die Kehle zusammen – hatte Ogaires teuflischer Verstand einen Weg ersonnen, um die Quelle *von außen* zu beeinflussen? Konnte er den Zauber der Elfen, der ihn in der Menschenwelt festhielt, auf diese Weise umgehen und unwirksam machen?

Andion stöhnte leise und presste sich in ohnmächtiger Wut die Handballen auf die Augenlider. Was sollte er bloß tun? Durch Tigarains Tod schienen auch die letzten zarten Pflänzchen des Vertrauens, die – vielleicht – zwischen ihm und den Elfen in den vergangenen Wochen gewachsen waren, wieder verdorrt zu sein. Er konnte es ihnen nicht einmal verübeln. Nur ein Narr – oder ein wundervolles Wesen wie Maifell, die stets bereit war, an das Gute in anderen zu glauben –, würde nicht auf die Idee kommen, seine Anwesenheit im Hain und das plötzliche Sterben miteinander in Verbindung zu bringen. Der Boden für Hass und Misstrauen war einfach zu fruchtbar, als dass die neue Saat nicht allzu bereitwillig darauf gediehen wäre. Und er konnte nichts weiter tun, als hilflos abzuwarten, bis sich die Tür seines Gefängnisses erneut für ihn öffnete – und *diesmal* würde vermutlich nichts das Fallbeil aufhalten, das dann auf ihn herabsausen würde.

Wie viel Galgenfrist ihm noch blieb, vermochte er nicht zu sagen. Schon kurz nach dem Eklat in der Halle der Ältesten hatte er gespürt, wie die Elfen tief unter ihm zwischen der Bäumen zusammengeströmt waren. Selbst hier oben in den Wipfeln fühlte er ihre aufgewühlten Emotionen, fühlte ihre Wut und ihr Entsetzen und den Würgegriff ihrer Angst, die wie vom Sturm gepeitschte Gischt zu ihm emporgeweht wurden. Sie hatten den Leichnam Tigarains aufgenommen und in einer schweigenden Prozession aus dem schattigen Zwielflicht des Versammlungssaales hinaus in den hellen Sonnenschein getragen, und nun lag der leblose Körper der Ältesten in seinem Bett aus Blumen und Gräsern aufgebahrt neben den anderen Toten auf einer Wiese am Rande des Dorfes, wo er nach drei Tagen der Trauer und des Abschiednehmens der Erde zurückgegeben werden würde, aus der er hervorgegangen war.

Das gesamte Volk der Elfen war auf jener Lichtung zusammengekommen, um der uralten Elfenfrau die letzte Ehre zu erweisen, und selbst Neanden und Gairevel, seine beider grimmigen Wächter, hatten ihren Platz vor der Tür seines Gefängnisses verlassen, um an den Feierlichkeiten teilzunehmen. Aber das war bedeutungslos. Sogar wenn er nicht darauf achtete, spürte er das bedrohliche Knistern der magischen Barriere, die sie um seinen Kerker gewoben hatten und das allein schon ausreichte, um jeden Gedanken an Flucht bereits im Keim zu ersticken. Doch wohin hätte er auch gehen sollen? Im Hain würden ihn die Elfen jagen, und in der Menschenwelt lauerte Ogaire. Es gab keinen Ort, der ihm auf Dauer Schutz geboten hätte, und er war des Davonlaufens müde.

Andion straffte seine Schultern und atmete tief durch. Was immer das Schicksal auch für Schrecken für ihn bereithalten mochte, er würde ihnen aufrecht entgentreten. Er wusste nicht, wann die Elfen kamen, um ihn zu holen, aber eins wusste er genau: Er würde bis zum letzten Atemzug darum kämpfen zu verhindern, dass Ogaire sein abscheuliches Spiel gewann.

Wie als Antwort auf seine düsteren Gedanken spürte er plötzlich durch die Wände seiner kleinen Kammer eine Präsenz, die sich ihm rasch näherte. Erschrocken hob er den Kopf versuchte, sich gegen den Aufprall des Fallbeils zu wappnen, den er so lange gefürchtet hatte – bis er erkannte, wer da über die breiten Äste der Eiche auf die Tür seines

Gefängnisses zugeeilt kam.

„Maifell“, flüsterte er, und sogleich spürte er, wie sein Herz schneller gegen seine Rippen zu schlagen begann. Erst jetzt merkte er, wie sehr er sie die ganze Zeit vermisst hatte, und er schämte sich dafür, dass er so grob mit ihr umgesprungen war, sie so brüsk von sich gestoßen hatte. Zugleich fühlte er, wie neue Angst seinen Magen zusammenzog. Was, bei allen Bäumen, machte sie hier? Trotz seiner Sehnsucht nach ihr war sein Gefängnis im Augenblick wahrhaftig der letzte Ort, an dem er sie sehen wollte. Er würde nicht die Kraft haben, sie zu beschützen, wenn die Klinge des Fallbeils ihn traf, und er wusste, dass sie sich lieber beide Arme abhacken lassen würde, als tatenlos danebenzustehen und zuzuschauen, wie er von dem Rest ihres Volkes in Stücke gerissen wurde.

Er hatte den Gedanken kaum beendet, als die Tür auch schon aufflog und Maifell in der Raum stürzte. Die magische Barriere, die ihn gefangen hielt, stellte für sie natürlich kein Hindernis dar, ebenso wenig wie für alle übrigen Elfen, und sie stürmte durch sie hindurch, ohne ihr auch nur die geringste Beachtung zu schenken, während sich der Blick ihrer wunderschönen blauen Augen voller Panik und Entsetzen auf ihn richtete.

„Andion, du musst fliehen! Sofort!“ Ihre Stimme war nur ein qualvolles, abgehacktes Keuchen, so außer Atem war sie. Sie musste den ganzen Weg von Tigarains Aufbahrungsstätte bis hierher gerannt sein.

Andion starrte sie an, war für einen Augenblick nicht in der Lage, sich zu rühren. Nun war also geschehen, was vermutlich von Anfang an unvermeidlich gewesen war. Die schwelende Glut war zu einem offenen Feuer geworden, zu einem grellen, lodernden Flammenmeer, das über ihn hinwegwogen und nur Asche zurücklassen würde. Auch Maifell würde daran nichts ändern können. Selbst wenn es ihr tatsächlich gelingen sollte, den Zauber zu brechen, der sein Gefängnis umschloss, und ihm so zur Flucht zu verhelfen – was nicht einmal sicher war –, würden die Flammen ihn schließlich einholen.

Er streckte den Rücken durch, versuchte, den harten Knoten der Furcht zu ignorieren, der in seinem Magen pochte, und sagte mit aller grimmigen Entschlossenheit, die er aufzubringen vermochte: „Verschwinde von hier, Maifell! Du kannst mir nicht helfen. Wenn dein Volk mein Blut will, dann sollen sie es haben. Aber ich werde nicht zulassen, dass auch dein Blut vergossen wird!“

Maifell schüttelte wild den Kopf; ihr Blick war ein einziges Flehen. „Bei allen Bäumen Andion, jetzt ist nicht die Zeit für Diskussionen! Er wird gleich hier sein!“

Andion runzelte die Stirn. „*Er?*“

„Gairevel. Er kommt, um dich zu töten, Andion!“ Sie schluchzte auf. „Ich habe neben ihr gestanden, während mein Volk die Totenklage für Tigarain sang, und ich habe seinen Hass gespürt. Er macht dich für die schrecklichen Ereignisse der letzten Tage verantwortlich, und Tigarains Tod war der letzte Beweis, den er noch brauchte, um sich seiner Sache völlig sicher zu sein. Er hat die Menschen schon immer verachtet, und niemand verehrt den Rat der Ältesten so sehr wie er. Als er sich abwandte und die Aufbahrungsstätte verließ, ohne das Ende der Trauerfeierlichkeiten abzuwarten, habe ich gefühlt, was er vorhatte. Ich bin

gerannt, so schnell ich konnte, aber uns bleibt nicht viel Zeit!“

Andion schwindelte. Gairevel? Ausgerechnet jener stolze, würdevolle Krieger, der stets voller Vertrauen und Zuversicht in die Zukunft geblickt hatte und der auf seine grimmige, unbeugsame Art sein Volk und den Hain vermutlich noch mehr liebte, als Maifell dies tat, würde sein Henker sein? Wie verzweifelt musste er sein, wie ohnmächtig und hilflos musste er sich fühlen, wenn er glaubte, den Rat und die Elfen nur auf diese Weise vor weiterem Schaden bewahren zu können? Und wie lange würde es dauern, bis der Rest seines Volkes seinem Beispiel folgte?

Andion schüttelte den Kopf und sah Maifell fest in die Augen. „Geh, Maifell! Sofort! Ich werde nicht vor Gairevel davonlaufen!“

Maifell öffnete den Mund, wollte etwas sagen, als eine Lohe aus Wut und Hass heiß wie der Atem eines Drachen über sie hinwegfauchte und ein düsterer Schatten das Licht verschluckte, das durch die offene Tür von draußen hereinfiel.

„Verräterin!“

Hoch aufgerichtet und majestätisch wie ein Gott, der aus seinen finsternen Hallen herabgestiegen war, um über die Sünden und Verfehlungen der Menschen zu richten, trat Gairevel in den Raum. Andion spürte, wie Maifell vor Entsetzen starr wurde, und schob sich rasch vor sie.

„Lass sie in Ruhe, Gairevel! Ich bin der, den du willst, nicht sie.“

Gairevel blickte ihn an. Seine Miene war unbewegt, wirkte so hart und kantig wie alter Basalt, doch in seinen Augen loderte ein tödliches Feuer. „Wen willst du mit deinem Edelmut täuschen, verderbte Kreatur? Du hast mir einmal Sand in die Augen gestreut. Ein zweites Mal wird dir das nicht gelingen.“

Andion spürte, wie auch in ihm der Zorn zu brodeln begann. Er knirschte mit den Zähnen und seine Hände ballten sich zu Fäusten. „Ich habe die Arroganz und Selbstgerechtigkeit von euch Elfen so satt! Wenn du mir nur einen einzigen winzigen Moment zuhören würdest, dann wüsstest du, dass ich weder mit Tigarains Tod noch mit dem der anderen auch nur das geringste zu tun habe. Aber das interessiert euch überhaupt nicht, nicht wahr? Ihr wollt nur einen Sündenbock, den ihr opfern könnt, weil ihr zu feige seid, der Wahrheit ins Gesicht zu blicken!“

Gairevel fletschte die Zähne und stieß ein wütendes Zischen aus. „Genug! Glaubst du, ich habe nicht *gesehen*, wie du deine Opfer die ganze Zeit über beobachtet hast? Du hast sie umgebracht, einen nach dem anderen, weil du wusstest, dass der Ältestenrat dich sonst niemals angehört hätte. Und als du dir den Eintritt in ihre Halle erschlichen hattest, hast du auch Tigarain getötet!“ Seine Stimme brach, wurde beinahe zu einem Schluchzen. „Ich weiß nicht, welchen abscheulichen Zauber du für deine ruchlosen Taten benutzt hast, aber damit ist es jetzt vorbei! Ich werde nicht zulassen, dass du dem Hain und seinen Bewohnern noch weiteren Schaden zufügst!“

Andion hörte Maifell hinter sich erstickt aufkeuchen. Er spürte im gleichen Augenblick wie sie, wie Gairevel seinen Willen sammelte, spürte die kalte, tödliche Absicht darin und

die lodernnden Flammen des Zorns, der heiß und verzehrend in seiner Seele brannte.

Binnen eines Herzschlags griff er nach seiner eigenen Magie, ballte sie zusammen und schleuderte sie Gairevel entgegen. Ein unwirkliches, gespenstisches Dröhnen zerriss die Luft, als der Wille des Elfenkriegers mit mörderischer Wucht gegen den seinen prallte, sich wie die Klinge eines monströsen Schwertes in den magischen Schild grub, den Andion vor sich und Maifell in die Höhe gerissen hatte. Die Erschütterung ließ ihn keuchend einen Schritt zurücktaumeln, und plötzlich füllte Blut seinen Mund, als seine Zähne mit brutalem Gewalt aufeinanderschlugen und tief in seine Zunge schnitten.

Er sog scharf Luft ein, blinzelte verbissen die Tränen fort, die in seine Augen schossen, und starrte Gairevel grimmig an. Er würde nicht sterben, nicht heute, und nicht durch Gairevels Hand. Er war nicht so weit gekommen, um sich nun wie ein Käfer zertreten und blinden Hass und Ignoranz über die Hoffnung, die er dem Hain und seinen Bewohnern möglicherweise zu bieten hatte, triumphieren zu lassen. Und niemals, *niemals* durfte es geschehen, dass er sich feige davonstahl, vor seiner Bürde und Verantwortung in den Tod floh, während Maifell allein und schutzlos in Gairevels Gewalt zurückblieb. Sein verzweifelter, rasender Zorn hatte den Elfenkrieger längst über jenen Punkt hinausgetragen, an dem er bei der Entfesselung seiner Kräfte noch Zurückhaltung geübt hätte. Bereits jetzt hatte sein Angriff ihnen beiden gegolten.

Der Gedanke an Maifell fuhr wie ein heißer Windstoß in die lohende Glut seines Willens machte den ehernen Schild seiner Entschlossenheit noch stärker und undurchdringlicher. Er spürte, wie sich Maifell voller Furcht und Entsetzen hinter ihm zusammenkauerte, und hätte sich am liebsten mit seinen bloßen Fäusten auf Gairevel gestürzt, hätte ihn gepackt und geschüttelt und so lange auf ihn eingedroschen, bis der verdammte Narr endlich zur Vernunft gekommen war. *Sah* er denn nicht, was er Maifell damit antat? Begriff er nicht, dass sie seinem Toben und seinem wahnsinnigen, mörderischen Hass nichts entgegenzusetzen hatte? Ihre Seele war zu rein, zu sehr voller Mitgefühl und Liebe zum Leben, um Gewalt mit Gewalt vergelten zu können. Sie kämpfte wie eine Löwin, wenn es darum ging, die Rechte der Schwachen und Hilflosen gegen Dummheit und verblendete Arroganz zu verteidigen, doch ihre Gabe war das Heilen, und er verfluchte Gairevel dafür, dass er ihr etwas anderes aufzuzwingen versuchte.

„Hör auf damit, Gairevel!“, stieß er beschwörend hervor. „Es ist noch nicht zu spät. Lass uns reden. Gemeinsam ...“

„*Nein!*“ Gairevels Gesicht verzerrte sich. „Kein Reden mehr! Dieser Albtraum wird heute enden!“

Wieder griff er an. Sein verzehrender Hass schien die Luft selbst zum Kochen zu bringen als er all seine Magie in einem verheerenden Schlag gegen Andions Verteidigungswall schmetterte, sich mit unsichtbaren Zähnen und Klauen in seinen Willen verbiss, seinen glühenden Zorn wie Säure gegen die trutzigen Mauern seiner Konzentration und Entschlossenheit tosen ließ.

Unvermittelt brach Andion der kalte Schweiß aus sämtlichen Poren, und seine Muskeln

begannen zu zittern, als habe sich von einer Sekunde auf die andere das Gewicht eines Flugzeugträgers auf ihn herabgesenkt. Er keuchte auf, versuchte verzweifelt, auch noch seine letzten Kräfte zu mobilisieren, um der brutalen Wucht und Vehemenz von Gairevels Attacke standzuhalten – und brach in die Knie, als seine wackligen Beine die Last seines Körpers nicht länger zu tragen vermochten.

Gairevel schrie triumphierend auf, als er sah, dass die Verteidigung seines Gegners unter seinem wilden Ansturm ins Wanken geriet, und trieb die Klinge seines Willens mit noch größerer Härte und Erbarmungslosigkeit in die bröcklige Mauer aus magischer Energie, die von Sekunde zu Sekunde mehr in sich zusammenfiel.

Greller Schmerz loderte durch Andions Körper, toste wie ein Sturm aus Feuer durch seine Seele, verbrannte die dünnen Fäden seiner Konzentration, die seinen Zauber noch aufrechterhielten, zu Asche. Sein Keuchen wurde zu einem qualvollen Stöhnen, und die Welt vor seinen Augen verschwamm. Verzweifelt ballte er seine Hände zu Fäusten, grub seine Fingernägel ins Fleisch, bis warmes Blut über seine Handballen zu rinnen begann. Er durfte nicht versagen! *Nicht noch einmal.*

„Ionosen“, flüsterte er. „Ionosen, hilf mir! Esendion, Alisera, gebt mir Kraft!“

Er erwartete nichts, versuchte lediglich, aus der Erinnerung an jene, die so unerschütterlich an ihn geglaubt und so bereitwillig ihr Leben für ihn gegeben hatten, neue Stärke und Hoffnung zu schöpfen. Und doch war ihm mit einem Mal, als wäre er nicht mehr allein, als hätte sich irgendetwas tief in seiner Seele verschoben und eine Öffnung geschaffen, durch die Wärme und Licht von einem helleren Ort in die Dunkelheit strömten, die ihr umschlossen hielt. Leise Stimmen wisperten plötzlich durch seinen Geist, strichen wie ein kühler Lufthauch über die glühenden Dolche, die Gairevel in ihn hineinstieß, erstickten die Flammen des Schmerzes und der Qual, die sich in sein Fleisch fraßen und seinen Willen lähmten. Sie flüsterten seinen Namen, umfingen ihn mit ihrer liebevollen Gegenwart, und Andion spürte, wie heiße Tränen in seinen Augen zu brennen begannen.

„Ionosen“, hauchte er. „Esendion, Alisera, wie ist das möglich?“

Er spürte Ionosens Nähe so deutlich, als stünde der Elfenprophet direkt neben ihm, als lege er fürsorglich und tröstend eine Hand auf seine Schulter, so wie er es früher so oft getan hatte, während ihn gleichzeitig unsichtbare Schwingen sanft zu umhüllen und seinen zitternden Körper aufrecht zu halten schienen. Sie gaben ihm neue Kraft, verbanden die Stärke und Entschlossenheit ihres Willens mit dem seinen, berührten seine Seele und leiteten sie.

Andion überließ sich ihrer sanften Führung, tauchte tief hinab in sein eigenes Selbst, tauchte *hindurch* – und keuchte auf, als er erblickte, was offenbar die ganze Zeit in den geheimen Schatzkammern seiner Seele verborgen gewesen war. Die Wogen eines gewaltigen Meeres schlugen schäumend über ihm zusammen, wirbelten ihn durch eine unendliche Weite aus schimmernder magischer Energie, spülten die Gischt äonenalten Wissens und fantastischer, seit tausenden von Jahren im Nebel der Zeit verlorener Zauberei über ihn hinweg, und für einen winzigen Moment war er nicht mehr als ein Ertrinkender, der

in einem sturmgepeitschten Ozean von titanischen Kräften gepackt und hilflos in die Tiefe gerissen wurde. Doch der Augenblick währte nur kurz, dann endete das wilde Umherwirbeln abrupt, wurde zu einem ruhigen, beinahe meditativen Schweben, und seine inneren Sinne öffneten sich für das Wunder, das ihn umgab – das Wunder, dessen Existenz sich erst jetzt, da seine Not und seine Verzweiflung am größten waren und der Sensenmann bereits hungrig seine Klauen nach Maifell und ihm ausstreckte, seinen staunenden Augen zu offenbaren begann.

Er spürte die Seelen von Elfen um sich herum, uralte, erhabene Seelen, die Seelen jener die gestorben und in die Quelle des Lebens zurückgekehrt waren. Und doch waren sie nur hier, waren auf eine unbegreifliche Weise ein Teil von ihm. Sie wisperten seinen Namen, hießen ihn in diesem gewaltigen Reservoir der Toten willkommen, schenkten ihm ihre Kraft und ihr Wissen. Und da, endlich, verstand er.

Gairevels Angriffe besaßen nun keinerlei Bedeutung mehr. Dem Willen und der Zauberkraft tausender von Elfen hatte er nichts entgegenzusetzen, würde sie niemals brechen können.

Andion hob den Kopf, schaute Gairevel an, während er sich in einer fließenden und mühelosen Bewegung vom Boden erhob. „Lass ab, Gairevel. Du kannst mich nicht besiegen.“

Der Elfenkrieger zuckte vor ihm zurück wie vor einer giftigen Natter, und sein Gesicht verzerrte sich vor Abscheu und Hass. „So lässt du also endlich deine Maske fallen, verderbte Kreatur! Rilcaron hatte recht, dir nicht zu trauen. Von Anfang an hast du niemals etwas anderes im Sinn gehabt, als uns alle zu töten.“ Er spuckte aus. „Sogar Neanden hast du am Ende getäuscht. Aber mich blendest du nicht. Du bist kein Elf. Du bist nichts weiter als ein seelenloses Ungeheuer, das geschickt worden ist, um mit seiner Schwarzen Magie mein Volk ins Verderben zu stürzen.“

Erneut sammelte er seinen Willen, versuchte, Andion mit seinen magischen Zähnen und Klauen in Stücke zu reißen, ihn mit der Macht seiner Zauberkraft zu Staub zu zermalmen.

Andion wischte den tosenden Sturm, der ihm entgegenschlug, mit einem beiläufigen Gedanken beiseite, doch das schien die Flammen von Gairevels Wut nur mit noch größerer Hitze emporlodern zu lassen. Beschwörend streckte Andion die Hände aus, öffnete der Mund, um den Krieger vielleicht doch noch zur Umkehr zu bewegen, als er plötzlich eine weitere Präsenz in dem kleinen Raum spürte – eine kalte, düstere Präsenz, die sich bisher lauend hinter einem schützenden Zauber verborgen gehalten hatte. Nun, mit der Macht der Elfenseelen in seinem Inneren, blickte er durch die Illusion hindurch wie durch dünnes Glas – und erstarrte, als er die grauenvolle Wahrheit erkannte.

„Hör auf, Gairevel!“, rief er flehend. „Hör sofort auf!“

Gairevel fletschte die Zähne. „Betteln nützt dir nichts! Hast du tatsächlich geglaubt, du seiest unverwundbar?“

Noch einmal verstärkte er seine Angriffe, drang mit noch größerer Wildheit und Vehemenz auf ihn ein. Er würde niemals von ihm ablassen, und wenn es ihm mit seiner Magie nicht

gelang, ihn zu töten, würde er es mit seinen bloßen Händen versuchen.

Andion gab es auf, Gairevel mit Worten erreichen zu wollen. Stattdessen veränderte er seine Wahrnehmung, fokussierte sie auf Gairevels Lebensstrang. Es bedurfte nur eines Wimpernschlages, um das unsichtbare ätherische Band vor ihm in der aufgewühlten Luft des kleinen Zimmers erscheinen zu lassen. Sofort sah er, dass er sich nicht getäuscht hatte. Ein fremder Wille griff nach Gairevels Lebensstrang. Eben hatte er die tödliche Absicht nur gespürt, nun jedoch sah er voll Grauen, wie sich der vormals helle, silberne Strom verdunkelte, als sei plötzlich der Schatten einer gewaltigen, schwarzen Wolke darübergefallen, wie zuckende graue Klumpen wie schaurige Krebsgeschwüre in dem sanften Leuchten zu wuchern begannen und sich die dünne, ätherische Nabelschnur drehte und wand, als werde sie von den Zähnen eines unsichtbaren Wolfs gepackt und wild in alle Richtungen gezerrt. Nur noch wenige Augenblicke, und sie würde gänzlich reißen.

Nein! Andion presste grimmig die Lippen zusammen. Gairevel würde nicht von seinem Vater abgeschlachtet werden, so wie Tigarain und die anderen. Diesmal würde die Spinne ihr Opfer nicht bekommen. Verzweifelt versuchte er, seinen Willen neu zu fokussieren, Gairevels Lebensstrang mithilfe seiner Magie zu ergreifen und irgendwie zu stabilisieren, die wuchernden Geschwüre wegzubrennen und den Silberglanz mit neuer Vitalität und Stärke aufzuladen, bevor er gänzlich zu grauer Asche geworden war.

Doch er war zu langsam. Als hätte Ogaire nur auf diesen Augenblick gewartet, um ihm seine spöttische Herausforderung entgegenzuschleudern, gruben sich seine unsichtbaren Zähne noch tiefer in das zarte silbrige Band und rissen es mit einem einzigen brutalen Ruck aus Gairevels Körper.

Gairevel stieß einen furchtbaren Schrei aus. Die feurige Glut seines Willens verwehte ins Nichts, dann kippte der Elfenkrieger ohne einen weiteren Laut vornüber. Das dumpfe Knirschen, als er mit dem Gesicht auf dem Boden aufschlug, dröhnte Andion wie Hohngelächter in den Ohren.

Er hörte Maifells erschrockenes Keuchen und spürte, wie trotz ihrer Furcht und ihres Entsetzens der Heiler in ihr bereits wieder die Oberhand gewann. Sie eilte an ihm vorbei zu dem Gestürzten, drehte ihn auf den Rücken und legte ihm rasch eine Hand auf die Stirn. Nur einen Moment später jedoch zog sie sie mit einem leisen Aufschrei wieder zurück, als habe sie ihre Finger in eine Schale mit Säure getaucht, und ihr bleiches, von der Angst und Hilflosigkeit der letzten Minuten gezeichnetes Gesicht wurde noch eine Spur blasser.

„Er ist tot“, flüsterte sie. Beinahe flehend sah sie Andion an. „Andion, was ist passiert? Was, bei allen Bäumen, geht hier vor?“

Andion hob die Hand, bedeutete ihr mit angespannter Miene zu schweigen. Langsam vorsichtig wandte er den Kopf, ließ seinen Blick mit wachsamer Konzentration durch der kleinen Raum wandern. Dann, gedankenschnell, stieß er mit seinem Willen zu.

Die Schatten in einer der Ecken des Zimmers begannen plötzlich zu wabern, als seien sie nicht mehr als ein sprödes Blatt Papier, das sich unter der Hitze eines nahen Feuers verformte, kurz bevor es endgültig in Flammen aufging, dann zerriss ein schrilles Kreischen

die Luft, und der winzige Körper einer Sylphe stürzte torkelnd und sich überschlagend vor der Decke herab.

Würgende Übelkeit stieg Andion die Kehle empor, als er vorsichtig näher herantrat und auf den bleichen, aufgequollenen Leib des ätherischen Wesens starrte, der zuckend und sich windend wie ein zerschnittener Wurm vor ihm am Boden lag. Das zarte, liebliche Gesicht der Sylphe wirkte teigig und grau, und der warme, samtige Goldschimmer ihrer Augen war zu fauligem Gelb geronnen, das wie dickflüssiger Eiter die Höhlungen ihres Schädels zu füllen schien. Und doch steckten Intelligenz und Leben in diesen Augen, ein deformiertes, widernatürliches Leben, entstellt und verzerrt und böseartig, Leben, das bis in die winzigste Zelle von einer finsternen Macht besudelt und vergiftet worden war. Andion spürte die Dunkelheit in ihrer Seele, die kalte, grausame Umklammerung eines fremden Willens, der die winzige Sylphe ergriffen und binnen eines Lidschlags zu seinem Werkzeug gemacht haben musste, und seine Hände ballten sich zu Fäusten. Mit einem einzigen zornigen Gedanken zerschmetterte er den Zauber, der das fragile Geschöpf gefangen hielt, befreite es aus dem qualvollen Kerker, in den es hineingezwungen worden war.

Der zarte Körper zuckte zusammen und verkrampfte sich, als werde er von einem boshaften Kind genüsslich auf einen Nagel gespießt, dann erbebt die Sylphe, und ihre entsetzlichen gelben Augen richteten sich auf Andion. Ein Hauch von Dankbarkeit streifte ihn, das bleiche, aufgedunsene Gesicht entspannte sich, und ihr Blick brach.

Einen Moment lang war Andion wie betäubt, starrte auf das kleine Wesen, das reglos und still zu seinen Füßen lag. Er spürte, wie etwas in seiner Seele zerbrach, spürte, dass eine Grenze überschritten worden war, die niemals hätte überschritten werden dürfen, und heißer Zorn kochte in ihm empor.

„Ogaire“, flüsterte er. Er hob den Blick, wandte den Kopf in eine bestimmte Richtung, und seine Miene wurde hart. „*Vater*.“

Maifell sah ihn verwirrt an. Andion atmete tief durch. So vieles hatte sich in so kurzer Zeit verändert; Welten waren zertrümmert worden und hatten sich neu geformt, waren aus Asche und Staub zu neuer, unerwarteter Schönheit erblüht, und die schwarze Spinne, die still und tödlich in der Dunkelheit gelauert und ihre Netze gesponnen hatte, war endlich ins Licht hinausgezerrt worden. Doch all das wurde bedeutungslos, als er in Maifells wundervolle blaue Augen blickte und die Furcht und Besorgnis in ihrer Seele spürte. Er hatte sie in der albtraumhaften Strudel aus Gewalt und Tod hineingezogen, der sein Leben bestimmte, und er schuldete ihr eine Erklärung für das, was ihrem Volk in den letzten Wochen widerfahren war. Das zumindest konnte er für sie tun, ehe er die Klinge aus Gram und Schmerz, mit der er sie in den vergangenen Tagen von sich ferngehalten hatte, ein letztes Mal in ihr Herz trieb.

Er hob die Hand, berührte sanft ihre Wange. „Ogaire. Er ist hier. Er ist es schon die ganze Zeit. Er hat Gairevel, Tigarain und die anderen getötet.“

Blankes Entsetzen legte sich auf Maifells Züge. „Aber wie ...?“ Ihre Stimme versagte.

Andion deutete auf die tote Sylphe. „Sie war Ogaires Späher. Durch sie hat er alles

erfahren, was er wissen wollte.“ Er presste grimmig die Lippen aufeinander. „Die ganze Zeit waren wir nichts weiter als seine Marionetten, und er hat uns tanzen lassen, wie es ihm gefiel. Wie konnte ich nur glauben, dass ich ihm damals entkommen bin? Ich hätte es wahrlich besser wissen müssen!“

Maifell schüttelte den Kopf. „Ich verstehe nicht.“

Andion lächelte bitter. „Es ist leider ziemlich einfach. Warum, glaubst du, konnte ich mich nicht daran erinnern, wie ich in den Hain gelangt bin? Wie konnte es sein, dass ich Ogaire im letzten Augenblick und offenbar mehr tot als lebendig doch noch durch die Klauen geschlüpft bin? Die Wahrheit ist, ich bin es nicht. Ogaire hat mich angegriffen, überwältigt und mich benutzt, um unbemerkt die Grenze zum Hain zu passieren.“

„Aber die magische Barriere der Ältesten ist intakt!“

„Intakt und dennoch völlig wirkungslos.“ Er blickte Maifell eindringlich an. „Ich bin mir sicher, Ogaire hat mein Blut und meine Lebenskraft benutzt, um seine eigene Präsenz zu tarnen. Ihr dachtet, ich wäre allein in den Hain gekommen, dabei war Ogaire unmittelbar neben mir.“

Maifell erbleichte. „Aber wenn er dich bereits in seiner Gewalt hatte, wieso ...“ Sie stockte. „Wieso hat er dich nicht getötet?“

„Weil er noch nicht bekommen hatte, was er wollte.“ Noch einmal strich er ihr zärtlich über die Wange. Dann öffnete er seinen Geist für sie.

Sie zuckte erschrocken zurück. „Was ... was *ist* das?“

Andion lächelte. „Es ist dein Volk, Maifell. Elfenseelen. Die Seelen und die Magie jener die gestorben und in der Quelle aufgegangen sind. Das war es, worauf Ogaire von Anfang an aus war. Der Grund, weshalb ich geboren wurde.“ Nun, mit dem Wissen um die Elfenseelen in seinem Inneren, hatten alle Fragen, die ihn sein Leben lang gequält hatten endlich eine Antwort gefunden. Ein Gefühl tiefer Dankbarkeit und Liebe überkam ihn, als er daran dachte, dass er diese Seelen in sich nicht eigentlich *entdeckt* hatte. Ionosen, Esendion und Alisera hatten sie ihm gezeigt. Jetzt endlich verstand er, warum sich die drei für ihn geopfert hatten. Warum sich Ionosen Ogaire entgegengestellt hatte, obwohl er gewusst haben musste, dass dieser ihn töten würde. Seine Seele war ebenfalls in der Quelle aufgegangen und mit dem steten Strom der übrigen Elfenseelen in Andion zurückgeflossen, ohne dass er davon auch nur das Geringste bemerkt hatte. Er war gestorben, um im Augenblick seiner größten Not bei ihm zu sein, um ihm durch seine Verwirrung und seine Furcht hindurchzuhelfen und die Tür zu dem Schatz zu öffnen, den Ogaire tief in seinen Inneren verborgen hatte.

Andion erschauerte, und sein Lächeln verblasste. „Ihr habt geglaubt, das Schlimmste, das Ogaire getan hat, sei gewesen, eure Quelle zu vergiften. Doch das stimmt nicht. Er wollte die Quelle niemals zerstören. Er wollte nur ihre Macht. Und das Werkzeug, das ihm diese Macht verschaffen sollte, war ich.“ Er sah, dass Maifell etwas sagen wollte, und fuhr rasch fort. „Ogaire wusste genau, dass er sich auch mithilfe seiner Schwarzen Magie die Quelle niemals auf direktem Wege hätte unterwerfen können. Statt also zu versuchen, ihren

Widerstand mit roher Gewalt zu überwinden, hat er sich einfach durch die Hintertür hereingeschlichen. Er hat die Quelle langsam ausbluten lassen. Das Einzige, was er brauchte, war ein Gefäß, das er unter die Wunde halten konnte. Und das steht vor dir.“ Bitterkeit überkam ihn. „Deshalb hat er mich damals nicht sofort getötet. Er hat mir nicht nur meine Lebenskraft gestohlen, er hat auch die Elfenseelen aus mir herausgesaugt, die sich bis zu diesem Zeitpunkt bereits in mir angesammelt hatten – zumindest so viele, wie er wagte, ohne mich tatsächlich umzubringen. Denn dann hätte er den ganzen Rest verloren, der sich noch in der Quelle befand. Und Ogaire ist niemand, der sich mit ein paar Krümel zufrieden gibt, wenn er den ganzen Kuchen haben kann.“

Maifells Gesicht wurde noch bleicher. Andion spürte ihre Angst, spürte, wie verzweifelt sie darum rang, den Sinn seiner Worte zu begreifen. „Heißt das ... ein Teil der alten Elfenseelen befindet sich *in* Ogaire? Dass er sie wie Tiere in einem Käfig in seinem Körper gefangen hält und sich ihrer magischen Kräfte bedienen kann, als wären es seine eigenen?“ Tränen schimmerten plötzlich in ihren Augen. „Wenn es stimmt, was du sagst, ist alles verloren. Wie können wir noch hoffen, ihn zu besiegen, wenn er aus einer derartigen Machtfülle zu schöpfen vermag? Er wird uns wie Käfer zermalmen, und wir können nichts dagegen tun!“

Andion schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, dass er sich seiner Sache so sicher ist. Er hat so viel Mühe darauf verwandt, unentdeckt zu bleiben, wieso sollte er uns nun mit der Nase darauf stoßen, dass er sich im Hain aufhält? Er hätte doch einfach eines Nachts in mein Zimmer kommen und mich abermals zur Ader lassen können. Niemand hätte ihn bemerkt, und niemandem wäre mein plötzlicher Schwächeanfall verdächtig erschienen, schließlich war ich ja mehr tot als lebendig, als ich das letzte Mal hier ankam. Dieses Spielchen hätte er mehrmals wiederholen können, bis die Quelle tatsächlich leer gewesen wäre. Am Ende hätte er lediglich die letzten noch lebenden Elfen töten müssen, und dann wäre nur noch ich übrig geblieben.“

Ein eisiger Hauch strich über Andion hinweg und ließ ihn innerlich frösteln. Die Schatter seiner Albträume, die ihn sein Leben lang begleitet hatten, schienen plötzlich wie Geister durch den kleinen Raum zu schweben und spöttisch seinen Namen zu flüstern. Entschlossen streckte er den Rücken durch und sah Maifell grimmig an. „Doch das hat er nicht getan. Stattdessen tritt er mit der Ermordung Gairevels, Tigarains und der anderen mit einem Mal derart aufs Gaspedal, als wolle er die ganze Sache möglichst schnell über die Bühne bringen, bevor das nächste Footballspiel im Fernsehen beginnt. Er hat mich durch seine Aktionen absichtlich auf sich aufmerksam gemacht, weil er eine Entscheidung erzwingen will. Und das kann nur bedeuten, dass ihn irgendetwas derart beunruhigt hat, dass er glaubt, keine Zeit mehr zu haben.“

Als Ursache kam eigentlich nur ein einziges Ereignis infrage. Das Morden hatte angefangen, unmittelbar nachdem er bei seinem Spaziergang mit Maifell zum ersten Mal die Lebensstränge wahrgenommen hatte. Ogaire musste ihn auch dort mithilfe seiner Sylphenspione beobachtet und zwei und zwei zusammengezählt haben. Er wusste, dass

Andion kurz davor stand, das Geheimnis der Elfenseelen in sich zu entdecken, und suchte die Konfrontation, ehe er zu einem zu starken Gegner heranwachsen konnte.

Maifell verschränkte seinen Blick mit Maifells, tauchte ein letztes Mal ein in die wundervollen blauen Tiefen ihrer Augen. Der Moment der Wahrheit war gekommen, das Messer bereit zum Stoß. „Ogaire ist nicht der Einzige, der Elfenseelen in sich trägt, vergiss das nicht.“

Maifell spürte die Entschlossenheit in seinem Herzen. Ängstlich umklammerte sie seinen Arm. „Was hast du vor?“

Andion berührte sachte ihre Hand und lächelte wehmütig. Er hatte vor, ebenso viel aufzugeben, wie Ionosen es getan hatte.

„Ich muss gehen.“

„Zu Ogaire?“

„Ja. Ich muss mich ihm stellen.“

Maifells Augen weiteten sich. „Das ... das darfst du nicht!“

„Ich habe doch gar keine Wahl. Wenn ich es nicht tue, wird das Morden weitergehen. Ich darf mich nicht feige hier verkriechen und Ogaire noch länger die Initiative überlassen.“

Maifells Griff um seinen Arm wurde fester. Verzweifelte Hoffnung flackerte in ihrem Blick. „Aber du weißt doch gar nicht, wo er ist! Wie willst du ihn denn finden?“

Andion schüttelte traurig den Kopf. „Ich weiß genau, wo er ist. Er ist bei der Quelle. Nur von dort aus kann er Einfluss auf die Lebensstränge nehmen.“

„Aber das Herz ist nie am gleichen Ort. Kein Elf kennt den Weg dorthin!“

„Ogaire schon, und ich ebenso. Außerdem wandert das Herz schon lange nicht mehr.“

„Was ... was meinst du damit?“

Er wandte den Blick von ihr ab, sah fröstelnd auf den entstellten Körper der Sylphe und Gairevels Leichnam und sagte leise: „Mein ganzes Leben hatte ich stets den gleichen Albtraum. Ich bin in Panik durch den Wald gehetzt und irgendwann auf Ogaire getroffen. Es war immer der gleiche Ort, an dem er ... mich getötet hat. Derselbe Ort, an dem er auch sein Kind geopfert hat. Damals habe ich es nicht begriffen, aber jetzt verstehe ich es. Ogaire hat das Herz des Hains damals an jenen Ort gebunden. Es ist noch immer dort genau dort, wo Ogaire dem Wald sein verderbtes Mal eingebrannt hat.“

„Andion, nein!“ Maifells Stimme bebte. „Wenn du dort hingehst, wird dein Albtraum Wirklichkeit werden! Ogaire wird dich töten!“

Andion nahm ihre Hand, legte sie auf seine Brust. „Er wird es versuchen. Aber ich kann mich wehren. Außerdem bin ich nicht allein. Die Seelen der Elfen sind bei mir, und Ionosen. Sie werden mich beschützen.“

„Aber ...“

„Niemand außer mir kann das tun, Maifell. Ionosen wusste das. Er hat es von Anfang an gewusst. Ogaire hat bereits einen Teil der Macht des Elfenvolkes gestohlen. Aber der andere ist noch da. Mit ihm bin ich Ogaire ebenbürtig.“

Seine Worteklangen zuversichtlich, doch allein die Vorstellung, seinem Vater in einem

offenen Kampf entgegentreten zu müssen, ließ ihn innerlich zittern. Was ihre Kräfte anging, mochte er es tatsächlich mit ihm aufnehmen können, aber was war mit dem Willen? Konnte er wirklich hoffen, gegen den Willen eines Jahrtausende alten Elfen bestehen zu können?

Obwohl er versuchte, Selbstsicherheit und Optimismus auszustrahlen, spürte Maifell seine Zweifel. Tränen rannen plötzlich ihre Wangen hinab, hinterließen feuchte Spuren auf ihrer bleichen Haut. Behutsam hob Andion die Hand, strich ihr zärtlich eine Träne fort. Er fühlte das glitzernde Nass auf seiner Fingerkuppe, schloss die Augen und atmete tief durch. Die Antwort, nach der er gesucht hatte, lag mit einem Mal offen vor ihm. Denn mochte Ogair seinen Willen auch im Lauf der Jahrtausende zu einer tödlichen Waffe geschmiedet haben, so besaß er doch etwas, das sein Vater niemals haben würde. Er öffnete seine Augen und lächelte Maifell an. Sie würde sein Wille sein! Für sie musste er den Hain retten! Er musste *sie* retten!

„Wirst du ... wirst du zurückkommen?“, flüsterte sie.

Andion spürte die Angst in ihrem Herzen und wünschte, er könnte sie so einfach fortwischen wie die Tränen, die über ihre Wangen rannen, doch er wollte sie nicht mit einer Lüge zurücklassen.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte er. „Ich werde es versuchen, aber ...“ Er verstummte, brachte die Worte nicht heraus.

Da lief ein Beben über Maifells schmale Gestalt. Bevor er auch nur wusste, wie ihn geschah, schlang sie ihm die Arme um den Hals, schmiegte sich eng an ihn und küsste ihn.

Als ihre Lippen sich berührten, war ihm, als würde ein Blitz geradewegs in seinen Körper fahren, ein gewaltiger, sengender Blitz, der durch seine Adern und jede einzelne seiner Zellen loderte und ihn doch nicht verbrannte, der ihn umhüllte und emporhob und voll jubilierender Freude seinen Namen sang. Angst, Zweifel und Sorge verblassten zu vollkommener Bedeutungslosigkeit, er spürte nur noch sie, ihre Wärme, ihre Nähe, ihre Güte, ihre Liebe. Er umarmte sie seinerseits, hielt sie fest, so fest, wie er es die ganzen Tage hatte tun wollen, und erwiderte ihren Kuss. Schauer um Schauer überlief ihn, während ihre Seelen miteinander tanzten, sich verbanden, einander heilten, sich zusammenfügten, so als seien sie niemals getrennt gewesen.

Als der Kuss schließlich endete, wäre Andion um ein Haar in die Knie gegangen.

„Was ... was hast du getan?“, keuchte er.

Nun war es Maifell, die lächelte. „Wir sind jetzt verbunden.“ Ihr Lächeln erstarb, und das wundervolle Blau ihrer Augen verblasste, wurde zu einem fahlen Wintergrau. Zitternd drängte sie sich an ihn. „Jetzt *musst* du zurückkehren. Wenn du es nicht tust, werde ich allein sein. Für den Rest meines Lebens.“

Andion spürte, wie er selbst erbebt. „Maifell ...“

Sie sah zu ihm auf und legte ihm sanft einen Finger auf die Lippen. „Du musst nichts sagen, Andion. Ich werde warten.“

Andion betrachtete sie noch einen Moment lang stumm, roch den frischen Duft ihres Haars, fühlte die Wärme ihrer Berührung auf seiner Haut, versuchte, jede Einzelheit von ih

auf ewig in seinem Gedächtnis zu bewahren. Dann ließ er sie los.

Niemals in seinem Leben war ihm etwas so schwer gefallen. Es war, als wäre ein Teil von ihm noch immer in ihr, als hätte sich in seiner Seele plötzlich eine Wunde geöffnet und in dumpfer Qual zu pochen begonnen, doch er ignorierte den Schmerz und das Verlangen, biss die Zähne zusammen und zwang seine widerstrebenden Muskeln, einen Schritt von ihr zurückzutreten.

Sie tauschten noch einen letzten Blick, wussten beide, dass dies ihr letzter gemeinsamer Moment sein konnte, dann wandte er sich ab und ging. Die magische Barriere vor seiner Tür stellte nun, mit der Macht der Elfenseelen in seinem Inneren, keinerlei Hindernis mehr für ihn dar, und er schritt durch sie hindurch wie durch einen Vorhang aus Rauch, der von einem heftigen Windstoß auseinandergetrieben wird.

Wenig später eilte Andion durch den Hain, eilte dem Ort seiner Albträume entgegen; dem Ort, an dem er sein Schicksal erfüllen musste.

20. Kapitel

Leise und klagend wehte der Totengesang über die Lichtung. Alle waren sie gekommen, sein gesamtes Volk, um Abschied von Tigarain und den anderen zu nehmen, die so grausam und unvermittelt aus ihrer Mitte gerissen worden waren. Ihre Leichen lagen, aufgebahrt in einem Meer aus Blumen und Gräsern, im Zentrum des weiten Platzes, hatten ihre bleichen Gesichter dem Himmel und der Sonne zugewandt, deren sanfter Schein sie nicht länger zu wärmen vermochte.

Ermordet von Ogaire. Wie so viele andere. In kalter Wut presste Neanden seine Lippen aufeinander, und seine Hände ballten sich zu Fäusten. Er stand ganz am Rande der Lichtung, beinahe schon zwischen den Bäumen, und lauschte stumm dem bitteren Wehklagen, das die Luft erfüllte, starrte mit versteinertem Gesicht auf die gebeugten Schultern und gramverzerrten Mienen jener, die sich in ihrem Schmerz und ihrer Trauer um die Toten verzehrten. Jedes Schluchzen, jede Träne, die im Sonnenlicht auf blassen Wangen glitzerte, vergrößerte seine Wut, ließ sein Gesicht noch starrer und regloser werden.

Das Bild einer anderen Totenwache brannte in seinen Augen, einer anderen Lichtung. Eines anderen Mitglieds ihrer Gemeinschaft, das sein Leben für sein Volk und den Hain gegeben hatte. Und doch hatte er niemanden von denen, die sich nun mit so viel Inbrunst ihrem Kummer hingaben, auf jener Lichtung gesehen. Niemand war gekommen, um um seinen Vater zu weinen, niemand – außer seiner Mutter und Maifell.

Neanden knirschte mit den Zähnen. Sollten sie doch an ihrer Arroganz und Borniertheit ersticken! Die Ablehnung, die seinem Vater und seiner Familie von denen, die sie einst so sehr geliebt und respektiert hatten, entgegengebracht worden war, schmerzte ihn mehr, als er es sich bisher hatte eingestehen wollen. Doch das war noch nicht einmal das Schlimmste. Ihre Verachtung und die Kälte in ihren Augen hätte er vielleicht noch ertragen, sie möglicherweise sogar verstehen können; der Hass und der blutige Hunger, die er in ihren Herzen spürte, würden ihn stets mit Abscheu erfüllen.

Trotz seiner Wut rann ein eisiger Schauer seinen Rücken hinab, und er hätte sich am liebsten fröstelnd die Arme um den Leib geschlungen. Wie hatte die Situation im Hain in so kurzer Zeit nur auf eine derart erschreckende Weise eskalieren können? Er war ein Narr gewesen zu glauben, Maifells heldenhafter Einsatz an jenem Tag, als Andion mehr tot als lebendig aus den Nebeln zwischen den Welten gestolpert war, hätte die Macht besessen, irgendetwas an der Wahrnehmung seines Volkes zum Positiven zu verändern. Ein Narr zu hoffen, auf einem Feld, das beinahe hundert Jahre lang von Bitterkeit und Hass verdorrt und vergiftet worden war, könne etwas anderes gedeihen als neuer Hass und neues Misstrauen, als Furcht und Kleinmut und die blinde Gier nach Vergeltung.

Es war ein Fehler, den er kein zweites Mal begehen würde. Die Ereignisse der letzter Tage hatten ihm mit brutaler Deutlichkeit vor Augen geführt, wie tief der Abgrund zwischen ihm und dem Rest seines Volkes tatsächlich geworden war. Bereits der erste Tote hatte genügt, um die dünne Tünche aus widerwilliger Akzeptanz und zaghaftem Vertrauen

von Neuem aufbrechen und die hässliche Fratze der Angst darunter hervortreten zu lassen – eine Angst, die beim geringsten Anlass in offene Gewalt umschlagen und die gramgebeugten Trauernden auf der Lichtung binnen eines Herzschlags in einen geifernden, blutgierigen Mob verwandeln würde, einen Mob, der alles, was sich ihm in den Weg zu stellen wagte, vernichten und erst dann wieder zur Besinnung kommen würde, wenn dieser Albtraum schließlich ein weiteres Opfer gefordert hatte.

Neanden gab sich diesbezüglich keinen Illusionen hin. Viele gaben Andion bereits jetzt die Schuld an den mysteriösen Todesfällen, und die winzige Schar jener, die noch zur Besonnenheit mahnten, schrumpfte mit jedem weiteren Tag.

Neanden ließ seinen Blick grimmig über die Anwesenden wandern. Wie konnten diese Dummköpfe im Ernst annehmen, Andion könne etwas mit dem plötzlichen Sterben im Hair zu tun haben? Es mochte eine Sache sein, seine finsternen Absichten vor den anderen zu verbergen, doch unter den Augen der gesamten Gemeinschaft einen Todeszauber zu wirken, war etwas völlig anderes. Eine solche Tat wäre niemals unbemerkt geblieben, erst recht, wenn man bedachte, dass er selbst und Gairevel Andion als seine Wächter keine Sekunde lang von der Seite gewichen waren. Andion mochte ja Ogaires Sohn sein, aber er war trotz allem nur ein *Junge*, dazu noch nicht einmal ein richtiger Elf. Selbst wenn er es gewollt hätte, wäre er viel zu schwach, um über eine derartige Magie zu verfügen, von dem Willen, sie gezielt und kompromisslos einzusetzen, ganz zu schweigen.

Neanden schüttelte stumm den Kopf und starrte finster zu Boden. Nach all dem Schmerz und der Verzweiflung, die er in den vergangenen Wochen in seiner Seele gespürt hatte, traute er Andion eine solche Grausamkeit einfach nicht mehr zu. Er hatte zu viel eigenes Leid erfahren, um das Leben anderer auf diese Weise zerstören zu können. Maifell hatte das immer gewusst, und nun, endlich, wusste er es auch.

Als hätte der Gedanke an Andion und Maifell etwas in ihm berührt, das er bisher nur unterschwellig wahrgenommen hatte, runzelte Neanden die Stirn, hob den Kopf und ließ seinen Blick, von plötzlicher Unruhe erfüllt, über die Menge der Versammelten schweifen. Er wusste nicht, was genau ihn alarmiert hatte, er spürte nur, dass etwas nicht so war, wie es eigentlich sein sollte. Es war, als sei plötzlich ein neuer Ton in der Totenklage der Elfen aufgetaucht, der zuvor nicht darin enthalten gewesen war, oder als sei eine Stimme, die ihn während der gesamten Zeit auf der Lichtung wie ein kühlender Lufthauch umschmeichelt und die fiebrige Qual seines Zorns und seiner Furcht gelindert hatte, mit einem Mal daraus verschwunden, ohne dass er etwas davon bemerkt hatte.

Neandens Augen verengten sich. Angespannt spähte er umher, suchte mit klopfendem Herzen nach Anzeichen einer Veränderung – und erstarrte in jähem Entsetzen, als ihm unvermittelt klar wurde, welches Detail des Bildes nicht mehr mit dem Rest der Szenerie übereinstimmte. Maifell war fort; der Platz, an dem sie, nur wenige Meter von ihm entfernt, gerade eben noch gestanden hatte, war leer.

Ebenso wie der von Gairevel. Für einen Moment vermochte Neanden sich nicht zu rühren als eisige Furcht sich in sein Herz fraß und jedes Gefühl und jeden seiner Gedanker

lähmte. Wann, bei allen Bäumen, waren die beiden verschwunden? Wie viele Minuten waren verstrichen, seit er Maifells zarte, wehmütige Stimme das letzte Mal gehört, der Schimmer ihres goldenen Haars in der Morgensonne bewusst wahrgenommen hatte? Er hätte es nicht zu sagen gewusst. Er wusste nur, dass sich Andion in größter Gefahr befand.

Der Gedanke an Gairevel und die unheilvolle Wandlung, die er in den vergangenen Tagen an dem stolzen Elfenkrieger beobachtet hatte, ließ Neanden kalten Schweiß aus jeder Pore seines Körpers dringen. Niemals hätte er für möglich gehalten, dass gerade Gairevel, den er stets für seine stille Würde und seinen unbeugsamen Willen zum Leben bewundert hatte, so sehr von seinem Zorn und seiner Angst hatte verzehrt werden können. Und doch hätte es ihn vermutlich nicht überraschen dürfen. Als Ogaire vor 90 Jahren seine Frau und seinen Sohn ermordet hatte, hatte Gairevel zu wenig Schneid besessen, um sich so wie Ionosen offer gegen die Weisungen des Rates aufzulehnen und dem Ungeheuer in die Menschenwelt zu folgen. Hier im Hain jedoch würde er alles tun, um Rilcaron und die übrigen Ältesten vor einer Bedrohung ihres Lebens zu schützen. 90 Jahre lang hatte er seine Entschlossenheit und seinen kompromisslosen Willen zum Kampf in sich genährt, hatte sie zu einer kalten, tödlichen Klinge geformt, ohne Hoffnung, dem langsamen Sterben seines Volkes jemals Einhalt gebieten zu können. Nun, nach einem Jahrhundert qualvoller Untätigkeit, hatte die Klinge endlich ein Ziel gefunden. Vermutlich war es ein Wunder, dass erst Tigarains Tod den Krieger endgültig zum Handeln getrieben hatte.

Neanden ballte seine Fäuste, riss sich gewaltsam aus seiner Erstarrung. Offensichtlich hatte Gairevel vor, die Gunst des Augenblicks zu nutzen, und Maifell, selbstlos und unerschrocken wie immer, musste ihm gefolgt sein. Sollte der Tag nicht gänzlich in einem Albtraum enden, kam es auf jede Sekunde an.

Mit angehaltenem Atem und jagendem Puls schob sich Neanden rückwärts, bis sich die Büsche und Bäume des Waldes um ihn schlossen und ihn vor den Blicken der anderen verbargen, dann warf er sich herum und begann zu rennen. Er stürmte durch das verlassene Dorf, das in tödlicher Stille dalag, bis er die gewaltige Eiche erreichte, in deren Wipfel Andion gefangen gehalten wurde. Sосhnell wie nie zuvor kletterte er die schmale Leiter empor, doch schon auf halber Höhe spürte er, dass die magische Barriere, die sie um das Quartier des Jungen errichtet hatten, zerstört worden war, und als er sich schließlich auf den breiten Hauptast schwang und durch das schattige Zwielicht der Baumkrone auf das provisorische Gefängnis starrte, schnürte sich ihm vor Grauen und Furcht vollends die Kehle zusammen. Bereits von Weitem sah er, dass die Tür des kleinen Zimmers, die eigentlich hätte geschlossen sein sollen, offen stand, und als er Maifell erblickte, die verkrümmt wie ein waidwundes Tier neben einem reglosen Körper am Boden kauerte und mit gesenktem Kopf und bebenden Schultern in ihrem Schmerz ertrank, hätte er vor Verzweiflung und Zorn schreien mögen. Er stürzte in den Raum, kampfbereit, doch ohne Hoffnung, das Verhängnis noch aufhalten zu können – und blieb so abrupt stehen, als habe ihm jemand in vollem Lauf eine Faust in den Magen gerammt.

„Was, bei allen Bäumen ...“

Er stockte, zu überrascht und erschrocken, um Ordnung in das wirbelnde Chaos seiner Gedanken und Gefühle zu bringen und das furchtbare Bild zu erfassen, das sich höhnisch in seine aufgerissenen Augen brannte. Konnte er sich tatsächlich derart getäuscht haben? Hatte Ogaire sie am Ende doch zum Narren gehalten? Denn nicht Andion war es, der leblos und mit vom Todeskampf auf schreckliche Weise verzerrtem Gesicht zu seinen Füßen lag, sondern Gairevel.

Er ging neben Maifell in die Hocke und fasste sie bei den Schultern. „Maifell, was ist hier passiert? War das Andions Werk?“

Maifell sah ihn an, und trotz ihrer Tränen glomm sofort der altvertraute Zorn in ihren Augen auf. „Andion hat *gar nichts* getan! Er hat versucht, Gairevel zu *retten*, nicht ihn zu töten!“

Neanden blickte verwirrt auf die Leiche. „Retten? Wovor?“
„Vor Ogaire!“

Neanden starrte sie ungläubig an, und seine Augen wurden noch größer, als Maifell ihm mit brüchiger Stimme schilderte, was in den letzten Minuten geschehen war, und ihm erzählte, was Andion ihr von Ogaire und seinen Plänen berichtet hatte. Als sie schließlich endete, saß er für einen langen Moment reglos da. Noch immer blickte er in Maifells blaue Augen, noch immer spürte er das raue Holz des Bodens unter sich und atmete die warme Luft des Sommermorgens, und doch war ihm, als sei er selbst zu einem Toten geworden, als sei sämtliches Leben aus ihm gewichen wie aus dem geschundenen Körper Gairevels zu seinen Füßen und hätte ihn kalt und leer zurückgelassen. Das Blut rauschte in seiner Ohren, und mit jedem wummernden Schlag seines Herzens schien die Welt um ihn herum grauer und düsterer zu werden. Ogaire war im Hain? Und das schon seit *Wochen*?

Er räusperte sich, versuchte seine Worte an der Enge in seiner Kehle vorbeizuzwingen. „Wo ist Andion jetzt?“ Seine Stimme war so rau und krächzend, dass er sie selbst kaum erkannte.

„Wo soll er schon sein?“, schluchzte Maifell. „Er ist gegangen, um sich Ogaire zu stellen. Zum Ort der Schändung. Ogaire wartet dort auf ihn.“

„Aber das ist Wahnsinn!“, schrie Neanden. „Wie kommt Andion auf die Idee, dass er auch nur die geringste Chance gegen ihn hätte? Ogaire wird ihn genauso abschlachten wie alle anderen!“

Maifell schüttelte den Kopf; Hoffnung und Verzweiflung flackerten in ihrem Blick. „Andion ist der Einzige, der *überhaupt* eine Chance hat.“ Mit leiser Stimme erzählte sie ihm, auf welcher perfide Weise Ogaire Andion für seine Zwecke missbraucht hatte, und von der Macht der Elfenseelen in ihrer beider Körper.

Zum zweiten Mal innerhalb weniger Minuten konnte Neanden nichts anderes tun, als Maifell ungläubig anzustarren. Doch dies war nicht die Zeit für Verwirrung und Zweifel. Mit grimmiger Gewalt zwang er seine Konzentration zurück auf das Wesentliche und holte tief Luft.

„Vielleicht hast du recht. Vielleicht ist Andion tatsächlich der Einzige, der darauf hoffen

darf, Ogaire besiegen zu können. Aber Stärke ist nicht alles, was zählt. Du weißt das so gut wie ich, Maifell.“

Maifells Schultern krümmten sich, und plötzlich rannen neue Tränen ihre Wangen hinab. Neanden spürte ihren Schmerz und ihre Furcht, spürte die Einsamkeit, die sie erfüllte und wie ein hungriges schwarzes Loch an ihrer Seele fraß, und ein ersticktes Keuchen entrang sich seiner Kehle.

„Du hast dich mit ihm verbunden!“

Maifell sah von ihm fort, vermochte seinen erschrockenen Blick nicht zu erwidern. Erneut packte er sie bei den Schultern.

„Ist das wahr? Hast du es getan?“

Maifell nickte unter Tränen.

Abrupt ließ er sie los, ballte in hilfloser Wut seine Hände zu Fäusten. „Bei allen Bäumen Maifell, warum? Wenn Andion stirbt, wirst du allein sein! *Allein!* Du wirst niemals wieder lieben können, und niemals mehr wirst du lachen oder Freude empfinden. Dein Leben wird vorüber sein, bevor es überhaupt begonnen hat. Ist dir das nicht klar?“

Maifell sah ruckartig auf. „Natürlich ist es das! Aber wenn Andion stirbt, *gibt* es kein Leben mehr, weder für mich noch für den Hain. Für niemanden!“

Neanden knirschte mit den Zähnen, und seine Fäuste ballten sich so fest zusammen, dass dumpfer Schmerz in seinen Handflächen zu pochen begann. Einen Moment noch blickte er grimmig in Maifells wunderschönes, tränennasses Gesicht, lauschte dem Echo ihrer Qual in seiner Seele. Dann traf er seine Entscheidung.

„Ich werde ihm folgen!“

„Du darfst ihn nicht aufhalten!“, flehte Maifell. Obwohl er spürte, wie sehr sich alles in ihr verkrampte, zwang sie die Worte über ihre Lippen.

„Ich habe nicht vor, ihn aufzuhalten. Aber vielleicht kann ich ihm irgendwie helfen. Bei allen Bäumen, ich bin der Wächter des Hains! Es ist meine Aufgabe, den Wald und seine Bewohner zu beschützen!“

Doch er wusste, das war nur die halbe Wahrheit. Er könnte Maifell nie wieder in die Augen sehen, wenn er nicht alles tat, um Andion in seinem Kampf gegen Ogaire zur Seite zu stehen. Und sich selbst auch nicht mehr.

Er blickte Maifell fest an. „Ich bringe Andion zu dir zurück. Ich verspreche es.“

„Danke“, flüsterte sie. „Ich danke dir.“

Er nickte ihr noch einmal zu, wollte sich abwenden, doch sie hielt ihn zurück.

„Neanden!“

„Ja?“

„Nimm einen Bogen mit. Wir wissen nicht, wie viele Sylphen und andere Wesen Ogaire unter seinen Willen gebracht hat.“

Neanden spürte, wie ein eisiger Finger über seinen Nacken strich, und presste die Lippen zu einem harten Strich zusammen. Selbst alle Bögen dieser Welt würden nicht genügen, sich einen Weg zum Herzen des Waldes freizukämpfen, sollten die Wesen des Kleinen

Volkes sich gegen ihn stellen. Auch seine Magie würde ihm dann nicht mehr helfen. Ohne die Zauberkraft der alten Elfenseelen, die Andion und sein Vater besaßen, würden ihn Ogaires monströse Heerscharen vermutlich in Stücke reißen, lange bevor er auch nur in die Nähe der geschändeten Lichtung gelangt war. Doch das änderte nichts. Er hatte Maifell sein Wort gegeben, Andion in seinem verzweiferten Ringen um die Zukunft seines Volkes beizustehen, und er würde es halten, und wenn es das Letzte war, was er in seinem Leben tat.

Neanden straffte seine Schultern, dann wandte er sich endgültig von Maifell ab. So schnell ihm seine langen Elfenbeine trugen, eilte er zu seinem eigenen Quartier, holte Bogen und Pfeile und verließ das Dorf, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Entschlossenheit verdrängte seine Furcht, ließ sein Blut heiß durch seine Adern rauschen. Ja, er würde sein Versprechen halten. Nicht nur für Andion und Maifell, sondern auch für seinen Vater. Ionosen hatte von Anfang an recht gehabt. Andion *war* die Hoffnung seines Volkes. Es hatte niemals eine andere gegeben.

Neanden stürmte noch schneller voran. Er würde alles tun, damit diese Hoffnung nicht im Keim erstickt wurde.

21. Kapitel

Er rannte, wie er noch nie in seinem Leben gerannt war, und mit jedem seiner Schritte hatte er das Gefühl, als würde die Wirklichkeit weiter vor ihm zurückweichen, als seien die Mauern zwischen Traum und Realität, die dem Ansturm seiner nächtlichen Schrecken 17 Jahre lang getrotzt hatten, durch die Ereignisse der letzten Stunden so rissig und dünn geworden, dass Grauen und Tod wie fauliger Eiter hindurchzusickern und die Konturen der Welt zu zersetzen begannen.

Zuerst waren es nur ein paar braune, verwelkte Blätter, dann einzelne Zweige und Äste, die sich Andion schwarz und kahl wie verkrüppelte Gliedmaßen aus dem grünen Dickicht entgegenstreckten, schließlich ganze Büsche und Bäume, die verdorrt und tot in den gleichgültigen Himmel ragten.

Und am Ende, wenn selbst die Luft, die er atmete, kalt und stockig und der Boden unter seinen Füßen zu grauer Asche geworden war, würde Ogaire auf ihn warten. Er würde ihm mit unbewegtem Gesicht und seinen grausamen grünen Augen entgegenblicken, so wie er es schon so oft getan hatte, würde die Arme ausbreiten, um den Sohn, nach dem er so viele Jahre vergeblich gesucht hatte, willkommen zu heißen, und Andion würde den gierigen Hunger hinter dieser Maske spüren, das wilde Verlangen, ihn zu packen und sein Leben und seine Macht aus ihm herauszuschlüpfen, bis von ihm nur noch ein verkrümmtes, mumifiziertes Stück verkohlten Fleisches geblieben war. Doch diesmal würde es kein Traum sein.

Andion erzitterte bis ins Mark, fühlte die eisige Klinge der Furcht, die sich in seinen Magen grub, und biss grimmig die Zähne zusammen. Nein, dies war kein Traum. Diesmal war nicht er der Gejagte. Er war der Jäger! Allerdings – und dieser Gedanke ließ ihn noch fester die Lippen aufeinanderpressen – kam es durchaus vor, dass der Bär am Ende den Jäger fraß, vor allem, wenn man nicht all seine Konzentration und seinen Willen beisammenhielt. Er durfte keine Angst haben - oder sich wenigstens nicht von ihr ablenken lassen.

Als er schließlich die Lichtung betrat, auf der all der Schrecken und das Leid vor 90 Jahren ihren Anfang genommen hatten, fiel sein Blick sofort auf Ogaire. Sein Vater stand vor ihm, keine 50 Schritte von ihm entfernt, nur ein düsterer Schatten vor dem gleißenden Licht der Quelle, die hell wie die Sonne in seinem Rücken lohte. Lebensstränge wogten wie ein gewaltiges Meer um ihn herum, hüllten ihn in eine Korona aus silbrigem Weiß, die den finsternen Schattenriss seiner Gestalt noch bedrohlicher und Furcht einflößender machte, und seine schaurigen grünen Augen loderten wie kaltes Feuer, als er Andion über die verbrannte Asche der einst blühenden Wiese hinweg regungslos ansah. Es war der starre, hypnotische Blick einer Schlange, der ein frisch geschlüpftes Küken geradewegs vors geöffnete Maul getorkelt war, und er ließ Andions zaghafte Hoffnung, die stählerne Klinge von Ogaires Selbstbewusstsein könne angesichts der neu erwachten Kräfte seines Gegners möglicherweise ein paar Scharten bekommen haben, die in dem bevorstehenden Kampf vielleicht einen wenn auch nur winzigen Vorteil hätten bedeuten können, auf einen Schlag

zu Staub werden. Sein Vater hatte ihn erwartet, und er verspürte offensichtlich nicht den Hauch eines Zweifels, wer von ihnen siegreich aus dieser Konfrontation hervorgehen würde.

Seine Kehle schnürte sich zusammen, und für einen schrecklichen, albtraumhaften Moment hatte Andion das Gefühl, als würde das ganze mühsam errichtete Bollwerk seiner Entschlossenheit von einem gewaltigen Windstoß gepackt und wie Papierfetzen in alle Richtungen davongeweht werden. Er konnte nichts denken, nichts tun, spürte nur seinen rasenden Herzschlag, der ihm schier den Brustkorb zu zerreißen drohte.

Doch der Moment verging. Andion holte tief Luft. Er war nicht die Beute, war nicht länger das ängstliche Kaninchen, das sich zitternd in ein Erdloch duckte, während der Habicht draußen seine Kreise zog. Er würde nicht noch einmal davonlaufen. Mochte Ogair ihn anstarren, soviel er wollte, es bedeutete nichts. Wenn er glaubte, ihn auf diese Weise in die Knie zwingen zu können, so täuschte er sich.

Andion straffte seine Gestalt, sah seinem Vater fest in die Augen und ging langsam über die schwarze, verbrannte Fläche der Lichtung auf ihn zu. Ein Kräuseln lief durch die Finsternis, die einst Ogairs Seele gewesen war, als würde ein Raubfisch aus der Tiefe eines dunklen Sees an die Oberfläche empor tauchen, ein Raubfisch mit nadelspitzer Zähnen und einem Hunger, der nach Jahrhunderten verzehrender Gier endlich ein Ziel gefunden hatte. Der Anflug eines Lächelns glitt über Ogairs Gesicht, so flüchtig wie eine Spinne, die unter einer Decke aus toten Blättern über den Waldboden huscht, doch seine Augen blieben starr, waren so kalt wie im Weltraum gewachsene Kristalle, während er regungslos beobachtete, wie Andion Schritt für Schritt näher kam.

„Du bist also gekommen, um dein Schicksal zu erfüllen.“

Eine Klaue aus Eis strich Andion den Rücken hinab, als sein Vater zu sprechen begann. Ogairs Worte waren weniger Frage als Feststellung gewesen - vorgebracht mit der überlegenen Selbstsicherheit eines beinahe unsterblichen Wesens, dem bewusst war, dass weder die Gesetze und Beschränkungen der materiellen Welt noch die irgendeiner anderen seinem Machtanspruch noch etwas entgegenzusetzen vermochten. Doch anders als früher, wo allein der bloße Gedanke an Ogair ausgereicht hatte, um ihn für den Rest des Tages bei dem leisesten Geräusch in seinem Rücken erschrocken zusammenzucken zu lassen, spürte Andion, wie angesichts der maßlosen Arroganz und Selbstherrlichkeit, die ihm entgegenschlug, heiße Wut in ihm hochkochte. Beinahe ohne dass er selbst es merkte, stoppten seine Schritte, und seine Miene wurde hart.

„Du hast Recht, Vater. Ich bin hier, um dich zu töten.“ Er öffnete seinen Geist, offenbarte Ogair die Wunder und Mysterien, die darin verborgen lagen. Wie ein Sturm, der nur auf diesen Augenblick gewartet hatte, um in seiner vollen Stärke loszubrechen, schwoll das Raunen und Wispern erneut in ihm an, und ihm war, als ströme mit einem Mal Magie statt Blut durch seine Adern, als werde sein Körper bis in die winzigste Zelle mit Macht und Wissen geflutet – dem Wissen und der Macht jener, die bereits zwischen den Bäumen des Hains gewandelt waren, als die Welt noch jung und die Menschheit nicht mehr gewesen war.

als schuppige Lurche, die im Schlamm zappelten. Ein grimmiges Lächeln grub sich in seine Mundwinkel.

„Du siehst, ich bin nicht allein gekommen. Meine Macht ist nun ebenso groß wie die deine, Ogaire. Und ich werde mir auch die, die du bereits gestohlen hast, zurückholen.“

Ogaire schaute ihn an, ohne sich zu rühren. Seine unheimlichen grünen Augen glühten so stark wie nie zuvor, loderten in einem Feuer, dessen tödliche Kälte den Herzschlag der Zeit selbst zum Erstarren zu bringen schien. Für einen grauenhaften, ewig währenden Moment gab es nur diese Augen, hatte Andion das Gefühl, von Nadeln aus Eis seziert zu werden, die sich tief in seine Seele bohrten und ihm mehr seiner Geheimnisse entrissen, als er zu geben bereit gewesen war. Er spürte, wie die Kiefer des Raubfisches sich um ihn schlossen und auf unbegreifliche Weise der Kampf gegen seinen Vater zu kippen drohte, noch ehe Ogaire mit gleichmütiger, beinahe gelangweilter Stimme erneut das Wort ergriff. Noch immer hatte er sich nicht von der Stelle gerührt, wirkte seine hochgewachsene, reglose Gestalt wie ein düsteres Blutgerinnsel in dem silbrigen Strom des Lebens, der ihn umfloss doch seine Lippen kräuselten sich, als amüsierte er sich über einen Scherz, dessen Pointe keiner außer ihm zu erfassen vermochte.

„Große Worte für jemanden, der nicht einmal seine eigene Mutter vor dem Tod retten konnte. Wie schade, dass *ihre* Seele nicht aus ihrem Grab zurückgekehrt ist.“ Er machte eine verächtliche Handbewegung, als scheute er eine Schmeißfliege fort, die gerade von einem Stück verwesenden Fleisches in die Luft gestiegen war. „Ionosen hätte ihrem Beispiel folgen sollen. Doch wie ich sehe, konnte unseren armseligen Propheten nicht einmal ein eingeschlagener Schädel davon abhalten, dir abermals seine nutzlose Hilfe angedeihen zu lassen. Bevor du dich allerdings mit deiner Armee der Toten in die Schlacht stürzt und meinen Kopf auf eine Lanze spießt, solltest du zuerst einen Blick *hierauf* werfen!“

Er öffnete seinen Geist, wie Andion es zuvor getan hatte, ließ Andion erkennen, was bisher hinter einem Schleier aus Magie verborgen gewesen war. Gleichzeitig trat er zur Seite, gab den Blick frei auf das Herz des Waldes – oder auf das, was aus ihm geworden war.

Abermals schien die Welt den Atem anzuhalten, hatte Andion das Gefühl, in einen unendlich tiefen Abgrund zu stürzen, der sich plötzlich unter ihm aufgetan hatte.

„Sieh nur genau hin“, sagte Ogaire, doch Andion hörte ihn kaum.

Das ... kann nicht sein!“, flüsterte er erstickt. Lähmendes Entsetzen schnürte ihm die Kehle zusammen, ließ ihn keuchend einen Schritt zurückwanken. Doch kein noch so angestregtes Blinzeln, kein verzweifelteres Starren änderte etwas an dem grauenhaften Anblick, der sich ihm bot, vermochte die schreckliche Wandlung ungeschehen zu machen, die mit der Quelle des Hains vor sich gegangen war. Denn das Herz, das seit Anbeginn der Zeiten für alle Elfen und Wesen des Kleinen Volkes, für jeden Baum, jede Blume und jedes Blatt des Waldes geschlagen und ihre Körper und Seelen mit Vitalität erfüllt hatte, hatte seinen Rhythmus verloren. Stränge aus Finsternis wucherten über seine schimmernde Oberfläche

schnitten wie Drahtschlingen in das silbrige Licht, zwangen das sanfte Pulsieren mit grausamer Gewalt in eine neue Form, einen fremden Takt – den Takt von Ogaires Herzschlag.

Ein gequältes Stöhnen entrang sich seiner Kehle, und all seine Kraft schien mit einem Mal aus seinen Muskeln zu weichen, als Andion begriff, was das bedeutete. Wie hatte er nur jemals glauben können, Ogaire gewachsen zu sein, gegen den jahrtausendealten Intellekt und kalten Willen des Elfen auch nur den Hauch einer Chance zu haben? Das Tragische war, dass er mit seiner Annahme, Ogaire mit der Entdeckung seiner Kräfte aus der Reserve gelockt und ihm wenn schon nicht Furcht, so doch zumindest einen gewissen Respekt abgenötigt zu haben, offenbar nicht einmal so falsch gelegen hatte. Nur dass Ogaire auf eine so teuflische Weise zurückschlagen würde, damit hatte er nicht gerechnet.

Die Welt verschwamm unter nahen Tränen, und seine Schultern sanken herab. War es das, was Ionosen in der Zukunft gesehen hatte, und hatte er lediglich die falschen Schlüsse daraus gezogen? Er hatte gewusst, dass Ogaire dereinst für den Untergang des Hains und aller seiner Bewohner verantwortlich sein würde. Doch hatten seine Visionen ihm auch gezeigt, wie es dazu kommen würde? Hatten sie ihm enthüllt, dass nicht der Verräter und Mörder seiner Schwester der Henker sein würde, der das Urteil vollstreckte, der sein Schwert in das schlagende Herz des Waldes trieb und damit allem ein Ende machte? Dass es nicht der Vater war, dessen Hand den Tod brachte – sondern der Sohn?

Andion spürte, wie er innerlich zu zittern begann. Wie sehr hatte er versucht, sich selbst Mut zu machen, aus der Existenz der Elfenseelen in seinem Inneren Kraft und Hoffnung zu schöpfen. Nun sah er, wie armselig diese Versuche gewesen waren, wie mühelos es Ogaire mit einer diabolischen Pirouette geschafft hatte, seine eigene Stärke gegen ihn zu wenden und ihn tatsächlich in das Kaninchen zu verwandeln, das er niemals hatte sein wollen und das nichts anderes tun konnte, als hilflos und starr auf den tödlichen Biss der Schlange zu warten – oder aber selbst zum Mörder zu werden und alles ins Verderben zu stürzen, wofür Ionosen so viele Jahre gekämpft hatte. Denn das war die Entscheidung, die Ogaire ihn zu treffen zwang. Sein Herzschlag und der der Quelle waren nun eins, waren verschmolzen zu dem eines einzigen Lebewesens, einem Amalgam aus Dunkelheit und Licht, so eng miteinander verbunden, dass eine Wunde, die dem einen zugefügt wurde, unweigerlich auch den anderen traf. Und falls diese Wunde tödlich wäre, wäre es nicht nur eins der beiden Herzen, das zu schlagen aufhören würde.

Andion hob den Blick und starrte Ogaire in ohnmächtiger Verzweiflung an. Niemals in seinem Leben hatte er sich derart hilflos, so vollständig gelähmt und ausgeliefert gefühlt. Egal was er tat, welche Entscheidung er auch traf – falls es ihm nicht gelang, Ogaire und die Quelle wieder zu trennen, würden das Volk der Elfen, die Bäume des Waldes und die Wesen des Kleinen Volkes am Ende des Tages nur noch Asche sein, gleichgültig ob sich Ogaire nun sterbend zu seinen Füßen im Staub krümmte oder als neuer Gott in schrecklicher Glorie über das Antlitz der Erde wandelte. Der Verräter würde triumphieren, und alle, die im Kampf gegen ihn ihr Leben geopfert hatten, würden umsonst gestorben sein.

Doch *gab* es überhaupt eine solche Möglichkeit? Vermochte er mit der Kraft seiner Magie und seiner Entschlossenheit die grausamen Zähne der Bestie aus dem ätherischen Fleisch der Quelle zu lösen, ohne ihr zartes Gewebe dabei in Stücke zu reißen? Gab es einer Lichtschimmer, wo Ogaire ihn nur Dunkelheit sehen lassen wollte?

Sein Gegner ließ ihm nicht die Zeit, weiter darüber nachzudenken. Er bündelte seiner Willen und griff an, nutzte den Augenblick seiner Erstarrung und seines Schocks, um die bröckelnde Mauer seiner Konzentration vollends zum Einsturz zu bringen. Andion schrie auf, wäre unter der brutalen Wucht von Ogaires Attacke um ein Haar in die Knie gesackt.

Doch er fiel nicht; die mörderischen Fänge, die danach gierten, die dünne Haut seiner Seele zu zerfetzen und zu verschlingen, was ihnen beim letzten Mal vorenthalten worden war, schnappten nicht zu.

Es dauerte einen Moment, ehe er begriff, dass der Tod nicht kommen würde, dass Ogaire trotz all seiner geballten Wut seinen Körper nicht binnen eines Lidschlags zu Schlacke verbrannt hatte. Erst jetzt nahm er wahr, dass neben dem infernalischen Kreischen und Heulen des magischen Sturms, neben seinem eigenen atemlosen Keuchen und dem Rauschen des Blutes in seinen Ohren noch andere Geräusche die Luft über der Lichtung erfüllten. Ein Tosen und Brausen war um ihn herum, als seien plötzlich alle Adler dieser Welt aus dem Himmel herabgestoßen, um die sengende Glut von Ogaires Zauber mit dem Schlagen ihrer mächtigen Schwingen zum Verlöschen zu bringen, und er spürte, wie die düsteren Wolken seiner Resignation und Hoffnungslosigkeit von der Kraft dieser Schwingen ergriffen und von Sekunde zu Sekunde weiter von ihm fortgetrieben wurden. Neues Vertrauen und neuer Mut fluteten in seine Seele, und obwohl er wusste, dass sie nicht von ihm selbst stammten, hob Andion staunend den Kopf, und Härte und kalte Entschlossenheit gruben sich in seine Züge, wo zuvor nur Zweifel und Verzagtheit gewesen waren. Dies war die Antwort auf seine Frage, das Licht, das die Dunkelheit bannte, die Ogaire mit seiner schrecklichen Enthüllung über ihn geworfen hatte. Er hatte es die ganze Zeit gewusst, doch er hatte nicht wirklich darauf vertraut, es nicht wirklich verstanden. Bis jetzt. Denn trotz seiner perfiden Hinterlist, seines diabolischen Intellekts und all seiner geraubten Kräfte war Ogaire nicht allmächtig.

Andion streckte den Rücken durch, öffnete seinen Geist für den Orkan, der ihn durchtoste wurde eins mit dem Zorn und der Kraft der Elfenseelen in seinem Inneren. Ihr Wille wurde zu dem seinen, wurde zu einem gewaltigen, schimmernden Schwert, das die Klängen aus kalter Gier, die Ogaire ihm entgegenschleuderte, mit grimmiger Wut beiseite fegte.

Die Luft zwischen ihnen schien mit einem Mal zu zischen und Blasen zu werfen, das Gewebe der Wirklichkeit selbst wie sprödes Glas zu knirschen und im nächsten Augenblick zerspringen zu wollen, als ihre Magie mit elementarer Wucht aufeinanderprallte, doch Andion spürte nichts davon. Er ritt auf der Woge aus Macht und jahrtausendealtem Wissen, die aus ihm hervorbrach, war wie ein Pfeil, der von zehntausend zornigen Göttern zugleich auf sein Ziel abgeschossen worden war. Die eisige, schwarze Mauer von Ogaires Willen ragte vor ihm in die Höhe, so schrecklich und unüberwindlich

wie ein Gebirge aus stählernen Dornen, das für jeden, der mutig oder dumm genug war, eine Bresche hineinschlagen zu wollen, den sicheren Tod bedeutete.

Und doch wusste Andion, dass es einen Weg gab, eine Schwachstelle, die Ogaire trotz all seiner Entschlossenheit nicht hatte beseitigen können, von der er in seiner Arroganz und Hybris vermutlich nicht einmal etwas ahnte. Bis zu diesem Augenblick hatte er gebraucht, um die Natur der Quelle, aus der er selbst und Ogaire so selbstverständlich ihre Kräfte schöpften, tatsächlich zu begreifen, dabei lag die Wahrheit so schmerzhaft offen vor seinen Augen, dass er sich fragte, warum er nicht längst darauf gekommen war. Er war kein bloßes Gefäß für die Macht, die von seinem Vater in ihn hineingezwungen worden war, ebenso wie die Elfenseelen, die in ihm wohnten, nicht lediglich eine *Waffe* waren, derer er sich bediente; sie waren lebendig, und sie besaßen einen eigenen Willen – auch wenn der Wille jener Seelen, die Ogaire ihm bereits geraubt hatte, in Ketten gelegt und für dessen finstere Zwecke missbraucht worden war.

Kein Sklave aber konnte so vollständig gebrochen und erniedrigt werden, dass nicht ein winziger Funke der Auflehnung und Rebellion in ihm erhalten blieb, ein Funke, der nur darauf wartete, zu neuer Glut emporlodern zu können. Selbst Ogaire war bei all seiner titanischen Bössartigkeit nicht in der Lage, dieses leidenschaftliche Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit gänzlich aus seinen Gefangenen herauszubrennen; er konnte lediglich Mauern errichten, war nicht mehr als ein Kerkermeister, der seine Peitsche auf die Fäuste niederfahren ließ, die von innen an den Gitterstäben ihres Verlieses rüttelten.

Nein, die Seelen der Elfen würden dem Mörder und Verräter ihres Volkes niemals freiwillig untertan sein – und sie würden die erste Hand ergreifen, die sich ihnen entgegenstreckte und ihnen half, das Joch von ihren Schultern zu streifen, in das sie von Ogaire auf so diabolische Weise hineingepresst worden waren.

Andion wusste nun, dass er den Willen seines Vaters mit roher Kraft allein niemals würde überwinden können, denn genau das war es, was Ogaire von ihm erwartete. Weil es das war, was er selbst tat. Was er aufgrund der Grausamkeit seines Vorgehens und der ungeheuerlichen Blasphemie seiner Absichten tun *musste*. Er besaß nun beinahe die Macht eines Gottes, aber diese Macht würde nie gänzlich ihm gehören, würde nie zu einem natürlichen, lebendigen Teil seiner Selbst werden, sondern immer etwas Fremdes für ihn bleiben, war wie der Versuch, mit einem gestohlenen Schwert in die Schlacht zu ziehen, während der rechtmäßige Besitzer noch den Griff in seinen Fäusten hielt und mit aller Kraft in die entgegengesetzte Richtung zog. Denn mochten Ogaire und die Elfenseelen auch der gleichen Körper bewohnen, so würden sie doch niemals *Verbündete* sein. Selbst jetzt spürte Andion, wie sie verzweifelt darum kämpften, die Kontrolle über ihre Magie zurückzugewinnen und ihm bei dieser letzten, mörderischen Konfrontation mit seinem Vater zur Seite zu stehen, und zum ersten Mal begriff er, wie groß der Unterschied zwischen ihm und Ogaire tatsächlich war – und dass sich ihm gerade dadurch eine Chance bot, die er nie auch nur für möglich gehalten hätte.

Er wusste jetzt, dass Ogaire niemals mächtiger sein würde als er selbst, dass er trotz all

der gestohlenen Elfenseelen und der unvorstellbaren Macht, die sie verkörperten, immer nur ein einzelner bleiben würde. Er stand allein, und er kämpfte allein, und alle Unterstützung, die er jemals bekommen würde, musste er mit brutaler Gewalt in seine Dienste zwingen. Genau dies aber war seine Schwachstelle, der weiche, ungeschützte Bauch der Bestie, der um so deutlicher in Erscheinung trat, je wilder und erbarmungsloser Ogaire seinen Gegner mithilfe seines Willens und seiner Magie zu Fall zu bringen versuchte.

Ionosen. Esendion. Alisera. Die Seelen seiner Freunde und die der anderen Elfen in seinem Inneren hatten ihn vor Ogaires mörderischem Angriff geschützt, bevor Andion seine Absicht auch nur wahrgenommen hatte, geschweige denn in der Lage gewesen wäre, einen ausreichend starken Verteidigungswall um sich herum zu errichten. Sie hatten getan, was sie für seinen Vater niemals tun würden: Sie hatten die Gefahr erkannt und *gehandelt*, hatten einen Schild aus stählerner Entschlossenheit und grimmiger Wut vor ihm in die Höhe gerissen, ohne dass er selbst auch nur den geringsten eigenen Anteil daran gehabt hätte. Keine Gewalt und keine schwarzmagischen Daumenschrauben waren nötig gewesen, um sie zum Eingreifen zu bewegen, und jeder von ihnen war ganz und vollständig er selbst geblieben.

Diese Freiheit war es, die ihm seine Macht gab, eine Macht, die Ogaire auf ewig verschlossen bleiben würde. Denn die Grausamkeit und Brutalität, mit der sein Vater vorgegangen war, hatte vorgehen *müssen*, um die magischen Kräfte seiner Gefangenen für seine finsternen Zwecke nutzbar zu machen, hatte nicht nur die Seelen jener Elfen, sondern auch ihn selbst zum Sklaven gemacht. Je mehr Widerstand ihm ein Hindernis auf dem Weg zu seinem endgültigen Triumph entgensetzte, desto härter und unbarmherziger musste er die Fesseln anziehen, die die Magie aus den eingekerkerten Seelen herauszupressen vermochten, desto mehr engten sich seine Konzentration und sein Denken ein, zehrte er von seiner eigenen Substanz, um seinen Willen zusammen mit der den Elfen entrissenen Macht auf sein Ziel zu lenken. Jeder Gegner, den ein derartiger Schlag traf, würde auf der Stelle zu Asche verbrennen – wenn es ein *gewöhnlicher* Gegner war.

Doch Andion war nicht gewöhnlich. Und er begriff, dass Ogaire in einem offenen Kampf gegen ihn nur dann würde bestehen können, wenn er schnell und unerwartet zuschlug und sowohl ihn selbst als auch die Elfenseelen, die gemeinsam mit ihm stritten, vollständig zu überraschen vermochte. Ogaires Angriff war wie die Faust eines Riesen, die aus zehntausend Metern Höhe geradewegs auf sein Opfer niederfuhr, aber hielt sein Widersacher stand, konnte er nicht mehr tun, als diese Faust bei seinem nächsten Schlag noch fester zusammenzuballen und sie noch härter gegen den Willen seines Feindes zu schmettern in der Hoffnung, auf diese Weise seine Entschlossenheit und seinen magischen Schild ins Wanken zu bringen. Wie viel Kraft er jedoch auch immer hineinlegte und wie gewaltig sie auch erscheinen mochte, es würde stets nur eine einzelne Faust sein.

Der Chor der zornigen Stimmen in seinem Geist schwoll zu einem tosenden Orkan, als Andion seinen Willen und seine Magie wie einen von einer Bogensehne schnellenden Pfeil auf Ogaire zujagen ließ. Sie waren alle bei ihm, Ionosen und die anderen, tausende und

abertausende von Elfenseelen, eine Armee entfesselter Krieger, die sich mit blitzenden Schwertern auf ihren Feind stürzten, seine hoch aufragende Gestalt umwirbelten und aus allen Richtungen zugleich auf ihn einstachen.

Ogaire schleuderte ihnen seine Magie entgegen, doch die schreckliche Wucht seiner Angriffe schien unvermittelt an Kraft zu verlieren, wirkte plötzlich wie das ziellose Zuschnappen eines Hais, der gierig auf seine vermeintlich schwache Beute herabstößt und sich unversehens von einem Pulk grimmig entschlossener Delfine eingekreist sieht. Und so wie der Hai bei jedem Herumwerfen seines Kopfes und bei jedem seiner Versuche, einen seiner Widersacher zu fassen zu bekommen, unweigerlich den Rest seines Körpers entblößte und sogleich einem Dutzend weiterer Gegner eine Möglichkeit zum Angriff bot, so wirkte auch die Mauer von Ogaires Willen mit einem Mal weniger massiv, schienen die tödlichen Dornen nicht mehr so spitz und unüberwindlich wie noch einen Augenblick zuvor. Doch noch immer war er mit der Quelle verbunden, noch immer würde jede Wunde, die sie ihm zufügten, auch das Herz des Waldes bluten lassen.

Eine solche Wunde aber würde gar nicht nötig sein. Noch während Andion mit seinem Willen auf Ogaire zujagte, spürte er, wie die Magie seiner Verbündeten wie gewaltige Hagelkörner auf den Schutzschild seines Vaters niederprasselte, wie die Mauern des Kerkers, hinter denen die gefangenen Elfenseelen wild an ihren Ketten rissen, fast durchscheinend wurden. Es war nur ein Moment, ein winziges Flackern im Bollwerk vor Ogaires Konzentration, doch es genügte Andion. Der Fokus seines Willens änderte sich dehnte sich und floss auseinander wie Wasser, das über eine Schwertklinge rinnt, glitt lautlos in die haarfeinen Risse, die sich plötzlich im Verteidigungswall seines Gegners auftaten. Er spürte Ogaires brutale Wildheit, mit der er sich der Attacken seiner Angreifer zu erwehren versuchte, doch dieser Zorn galt nicht ihm, sondern dem knurrenden Rudel Wölfe, das von allen Seiten über ihn herfiel.

Ohne von der Faust des Riesen auch nur berührt zu werden, sank Andion tiefer, tastete sich so behutsam voran wie Nebel, der in der Dämmerung durch die Ritzen von Fenstern und Türen kriecht, füllte jeden winzigen Riss, auf den er stieß, mit seiner unsichtbaren Gegenwart. Und dann, so jäh und unvermittelt, als sei er von einem Sekundenbruchteil zum anderen aus dem strahlenden Licht des Tages in einen finsternen Abgrund gestürzt, war er hindurch, lag die tödliche Mauer aus Dornen und Eis hinter ihm, und der Geist seines Vaters breitete sich vor ihm aus.

Die gefangenen Elfenseelen hatten nur auf diesen Augenblick gewartet. Sie stemmten sich gegen die unsichtbaren Fesseln, die sie banden, streckten sich ihm entgegen, und Andion griff zu, hüllte sie in seinen Geist wie in einen Mantel, der die sengenden Peitschenhiebe von Ogaires Willen von ihnen abgleiten ließ, durchtrennte die Fäden des diabolischen Puppenspieler, der sie schon viel zu lange nach seiner eigenen schrecklichen Melodie zu tanzen zwang. Ein Aufschrei des Triumphs durchtoste ihn, und wie ein Ozean, der von steinernen Mauern nicht länger gewaltsam in eine andere Form gepresst wird, wogten mit einem Mal die Seelen der befreiten Elfen um ihn herum, warfen sich ungestüm in das

Leuchtfeuer, das er in der Dunkelheit für sie entzündet hatte, und jagten an dem leuchtenden Strang seines Willens entlang der Freiheit entgegen.

Andion konnte spüren, wie sie in ihn hineintauchten, sich mit ihm verbanden, eingingen in das Reservoir der Seelen, die bereits in ihm wohnten. Und mit jeder von ihnen, der die Flucht gelang, schmolz Ogaires Kraft ein winziges Stückchen mehr dahin, wurde er mehr zu der gewöhnlichen, von der Gier nach Macht zerfressenen Kreatur, die er einst gewesen war.

Da zuckte plötzlich ein greller Blitz durch die Finsternis, und eine Lohe aus Zorn und ungläubigem Erschrecken loderte heiß über Andion hinweg. Gleichzeitig spürte er, wie sich Ogaires geistiges Auge wie der Blick einer monströsen Spinne auf ihn richtete, wie er begriff, was mit ihm geschah – und handelte.

Ein eisiger Wind schien mit einem Mal über die Lichtung zu fegen, dann verdunkelte sich der Himmel, und ein unheimliches Summen erfüllte die Luft, ein gespenstisches Rauschen und Vibrieren, als hätten sich alle Insektenschwärme der Welt zugleich aus ihren Nestern erhoben, um mit zornigen Flügelschlägen dem Schauplatz ihres Kampfes entgegenzueilen. Erschrocken zog sich Andion aus Ogaires Geist zurück, und die Verbindung zu den befreiten Elfenseelen riss.

Nur einen Herzschlag später fielen die Sylphen über ihn her. Sie stürzten sich aus dem düsteren Himmel herab, brachen in dichten Wolken zwischen den schwarzen, skelettierten Büschen und Bäumen hervor, quollen in wimmelnden Trauben aus Astlöchern und Erdhöhlen. Andion spürte den Hass in ihnen, spürte ihre widerwärtige, deformierte Seele, die von Ogaires Schwarzer Magie entstellt und gebrochen worden war, spürte ihre wahnsinnige Gier, sich mit Klauen und Zähnen in sein Fleisch zu graben und blutige Fetzer von seinen Knochen zu reißen. Viele von ihnen hielten spitze Dornen in den Händen, die sie wie winzige Schwerter vor sich streckten, andere hatten Holzsplitter oder abgebrochene Zweige in ihren geballten Fäusten, während sie wie wütende Hornissen über die verbrannte Lichtung auf ihn zujagten.

Verzweifelt bündelte Andion seinen Willen, ließ ihn wie einen Sturmwind in die brodelnden Wolken der Sylphen fegen, doch der Angriff war zu plötzlich gekommen, und die Elfenseelen in seinem Inneren waren noch zu sehr damit beschäftigt, Ogaire in Schack zu halten, als dass er in den wenigen Sekundenbruchteilen, die ihm blieben, einen ausreichend starken Verteidigungswall um sich herum zu errichten vermocht hätte. Sylphen wirbelten wie dunkle Schneeflocken in alle Richtungen davon, als seine Magie sie traf, dann spürte er, wie winzige Körper wie scharfkantige Hagelkörner gegen ihn prasselten. Spitze Dornen bohrten sich in sein Fleisch, stachen in seinen Hals und sein Gesicht, und er fühlte, wie winzige Fäuste an seinen Haaren zerrten und Fingernägel und Zähne schmerzhaft über seine Kopfhaut zu kratzen begannen. Andion schrie auf, wankte, versuchte die krabbelnden und wimmelnden Sylphen von sich zu schleudern, doch seine Konzentration und seine Magie entglitten ihm immer mehr, wurden fortgespült von dem Blut, das in dünnen, rasch breiter werdenden Rinnsalen aus den Wunden quoll, die Ogaires deformierte Geschöpfe in sein Fleisch rissen. Er schwankte stärker, wäre um ein Haar in die Knie

gesackt.

Doch er stürzte nicht. Denn plötzlich waren die Elfenseelen da. Ihr grimmiger Wille schnitt wie eine Sense durch die Reihen der Angreifer, ergriff die kreischenden Windgeister und schmetterte sie zu Boden, und wie schon einmal spürte Andion, wie unsichtbare Arme ihn umschlossen und prickelnde Magie wie ein kühlender Lufthauch über seine Wunden zu streichen begann.

Ionosen, Esendion! Nein! Er wollte schreien, wollte sie dazu bringen, ihre Aufmerksamkeit und Magie nicht von Ogaire abzuwenden, doch es war zu spät. Der winzige Moment der Unachtsamkeit, das kurze Nachlassen des wilden Ansturms hatter genügt, um seinem Vater genau die Atempause zu verschaffen, die er benötigte. Eine Woge aus kaltem Triumph fegte über Andion hinweg, dann rammte Ogaire mit brachialer Gewalt die Klinge seines Willens in ihn hinein.

Die kläglichen Reste seiner Deckung zerstoben ins Nichts, waren wie ein Blatt Papier, das von einer lodernden Fackel zu Asche verbrannt wird, und plötzlich schien Andion selbst zu brennen, schienen sich seine Adern mit kochendem Öl zu füllen und sein Fleisch von Zähnen aus Feuer in Stücke gerissen zu werden.

Ein vielstimmiger Schrei gellte durch seinen Geist, als er in die Knie brach, als Blut aus seinem Mund und seiner Nase quoll und als düsteres Rot die graue Asche des Bodens tränkte, und einen endlosen Augenblick lang versank die Welt um ihn herum in Schmerz, war er gefangen in einem Ozean der Qual, der jeglichen Gedanken an Gegenwehr zur Bedeutungslosigkeit degradierte. Wie durch einen dichten Nebel spürte er, wie die heilende Magie der Elfenseelen in ihm erwachte, wie sie verzweifelt versuchten, die zerfetzten Gewebe und Arterien wieder zusammenzufügen, die Ogaires brutaler Angriff in seinem Körper zurückgelassen hatte. Doch er wusste, es würde nicht genügen. So alt und mächtig sie auch waren, würden sie doch niemals in der Lage sein, die schrecklichen Wunden in seinem Inneren wieder zu verschließen, bevor die Schwärme der kreischenden Sylpher erneut über ihn herfielen oder Ogaire seiner ersten verheerenden Attacke eine weitere folgen ließ. Sie konnten nicht an allen Fronten gleichzeitig kämpfen, und Ogaire wusste das ebenso gut wie sie selbst.

Schon fühlte Andion, wie sich der Wille seines Vaters erneut in ihn grub, wie er sich wie eine hungrige Ratte durch die Schichten seines Geistes fraß, sich hindurchwühlte zu dem Schatz, der auf dem tiefsten Grund seiner Seele verborgen lag. *Nein!* Verzweifelt versuchte er, sich aufzubauen, die gierig suchenden Finger mit seiner Magie beiseite zu schlagen, doch Schmerz und Furcht lähmten ihn, und er konnte nicht mehr tun, als in ohnmächtigem Entsetzen mitzuverfolgen, wie die ersten Elfenseelen von Ogaires stählernem Griff gepackt und mit roher Gewalt aus ihm herausgerissen wurden. Er spürte die unsichtbaren Schwingen Esendions und Aliseras, die sich schützend um seinen Geist legten, ihn, wie unzureichend auch immer, gegen die mentalen Klauen seines Vaters abzuschirmen versuchten, und er fühlte die grimmige Präsenz Ionosens und vieler anderer, die mit ihrem Willen und ihrer Magie wütend auf den hungrigen Tentakel einhackten, der sich in ihn

hineingebohrt hatte.

Das schreckliche Reißen und Saugen geriet ins Stocken, als sich die Elfenseelen mit aller Kraft gegen den düsteren Mahlstrom stemmten, den zuckenden Stachel seines Vaters Stück für Stück aus ihm herausdrängten und die kalte Leere, die er in ihm zurückließ, mit ihrer eigenen tröstlichen Gegenwart füllten. Aber so heroisch sie sich auch in die Schlacht warfen, so wusste Andion doch, dass ihr Kampf am Ende vergeblich sein würde. Trotz ihrer heilenden Magie schien sein Körper noch immer eine einzige offene Wunde zu sein, aus der sein Blut und sein Leben unaufhörlich in die tote Düsternis der Lichtung sickerten, und sein Wille, der eigentlich ein schimmerndes Schwert hätte sein sollen, war so schartig und stumpf geworden, dass er sich kaum aus eigener Kraft auf den Beinen zu halten vermochte. Einzelnen Sylphen gelang es bereits jetzt, den magischen Schild erneut zu durchbrechen, und es war vermutlich nur eine Frage weniger Augenblicke, bis auch Ogaire abermals zuschlagen würde – und noch einmal würde es weder den Elfenseelen noch ihm selbst gelingen, ihn davon abzuhalten, sich zu nehmen, wonach ihm verlangte. Ihre Verteidigung war bloß noch ein zerschlissener Fetzen Stoff, in den ein Rudel Hunde seine Zähne gegraben hatte und knurrend in verschiedene Richtungen gleichzeitig zerrte, und die Kraft für einen Gegenangriff fand Andion schon jetzt nicht mehr.

22. Kapitel

Lautlos wie ein Schatten in der Nacht jagte Neanden durch den Wald. Längst spürte er den Tod um sich herum, der schwer wie der Atem eines Sterbenden in der Luft hing, sich kalt und dumpf wie Novembernebel auf seine Haut legte und seinen Muskeln alle Wärme und alle Lebendigkeit zu entziehen schien, doch er hielt nicht inne. Gespenstische Stille umgab ihn, ließ jeden Schlag seines rasenden Herzens wie eine Kriegstrommel in seinen Ohren dröhnen und jedes leise Rascheln eines Blattes unter seinen Füßen wie das schaurige Kreischen einer verdammten Seele durch das Unterholz hallen, und doch stürzten sich keine mörderischen Kreaturen aus dem Himmel herab, um ihn mit ihren Zähnen und Klauen in Stücke zu reißen, und auch kein anderes Wesen des Kleinen Volkes warf sich ihm in den Weg und versuchte, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten.

Als er schließlich die Stätte der Schändung erreichte, sah er auch warum. Andion und sein Vater standen sich auf der verbrannten Lichtung gegenüber – und über ihren Köpfen kreisten die dunklen Sylphen.

Neanden keuchte voller Grauen auf und wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück, verbarg sich tiefer in den Schatten der schwarzen, verkrüppelten Büsche und Bäume, während eisige Kälte langsam sein Rückgrat hinabkroch. Niemals hätte er für möglich gehalten, dass *so viele* der Windgeister unter Ogaires Bann stehen könnten! Dichte Schwärme kreischender und heulender Sylphen erfüllten die Luft über der Lichtung verdunkelten die Sonne und den wolkenlosen Sommerhimmel und tauchten Andion und Ogair in ein düsteres Zwielicht, als sei vorzeitig die Nacht über diesen Teil des Waldes hereingebrochen. Selbst in seinem Versteck spürte Neanden die Finsternis, die von ihren Seelen Besitz ergriffen hatte, und er spürte den fiebrigen, wahnsinnigen Hass, mit dem sie gegen Andions magischen Schild anstürmten, sich wieder und wieder dagegenwarfen wie monströse Insekten, die das Blut eines verletzten Tieres gewittert hatten und nun danach gierten, ihm mit ihren rasiermesserscharfen Zangen das Fleisch von den Knochen zu schälen.

Und Andion *war* verletzt, Neanden spürte es genau. Schmerz und Verzweiflung strahlten in qualvoller Hitze von ihm aus, und nun, da sich seine Augen an das plötzliche Dämmerlicht gewöhnt hatten, sah Neanden auch, dass er nicht mehr aufrecht vor seinem Gegner stand, sondern in gekrümmter Haltung am Boden kniete, als stecke ein Messer in seinem Leib, das er nur mit äußerster Mühe davon abhalten konnte, sich endgültig in sein Herz zu bohren. Offenbar gelang es ihm bereits jetzt nicht mehr, den wilden Ansturm der Sylphen und die Attacken Ogaires vollständig abzuwehren, und die Kraft für einen Befreiungsschlag, mit dem er die Initiative in diesem Kampf wieder hätte an sich reißen können, schien er längst nicht mehr zu besitzen.

Die Wahrheit war so schmerzhaft offenkundig, dass es Neanden vor Panik und Entsetzen die Kehle zusammenschnürte und die Welt im Rhythmus seines rasenden Herzschlags um ihn zu schwanken begann. Sie hatten sich etwas vorgemacht, hatten geglaubt, das Verhängnis im letzten Moment doch noch aufhalten zu können, aber Ogair war einfach zu

mächtig. Selbst Andion mit seinem Mut und seiner Opferbereitschaft, seiner Liebe zum Hain und seinen Bewohnern und seinem Vertrauen in Ionosen und die Kraft seiner Prophezeiungen hatte der Dunkelheit nichts entgegenzusetzen vermocht. Wenn nicht ein Wunder geschah, würde er in wenigen Augenblicken sterben – und das Herz des Waldes mit ihm.

Neanden ballte seine Hände zu Fäusten, zwang seine aufgewühlten Emotionen gewaltsam zur Ruhe. Noch war Andion nicht tot, noch *gab* es Hoffnung – wenn er schnell und entschlossen handelte. Doch was konnte er gegen ein Ungeheuer wie Ogairé ausrichten, wo selbst Andions Macht versagte? Seine eigene Magie schrumpfte angesichts der mörderischen Gewalten, die vor ihm auf der Lichtung entfesselt wurden, zu einem lächerlichen Nichts, war nicht mehr als der Flügelschlag einer Mücke, die von einem Tornado erfasst und davongewirbelt wurde. Ogairé würde nicht einmal *bemerk*en, dass er in den Kampf eingriff, und falls doch, würde er ihn genauso beiläufig in ein Häufchen Asche verwandeln wie ein Strom aus glühender Lava, der sich über ein Gänseblümchen wälzte. Er konnte nicht hoffen, Andions Ende auf diese Weise auch nur um eine einzige Sekunde hinauszögern, geschweige denn ihn aus seiner Notlage befreien zu können.

Vor hilfloser Wut und Verzweiflung hätte er am liebsten geschrien, und er war kurz davor, sich mit bloßen Fäusten auf seinen Gegner zu stürzen, als er plötzlich eine Bewegung am Rande seines Blickfelds wahrnahm. Erschrocken fuhr er herum, starrte in das düstere Zwielflicht – und entdeckte eine Sylphe, die ihn, halb verborgen hinter dem verkohlten Ast eines Baums, aus dem schattendunklen Dickicht heraus beobachtete.

Er zuckte zusammen, spannte seine Muskeln und griff nach seiner Magie, entschlossen, dem Tod hoch erhobenen Hauptes entgegenzublicken und so viele von Ogairés Höllens-*kre*aturen wie möglich mit sich in den Abgrund zu nehmen, wenn es ihm schon nicht vergönnt sein würde, dem Opfer seines Vaters Ehre zu erweisen und in der Schicksalsstunde seines Volkes an Andions Seite zu kämpfen.

Die Sylphe wich ängstlich vor ihm zurück und duckte sich zitternd noch tiefer in die Schatten, und erst da erkannte Neanden seinen Irrtum. Die Seele dieser Sylphe war *rein*, unberührt vom widerwärtigen Gift Ogairés und frei von den Ketten aus Schwarzer Magie, die ihre Artgenossen draußen auf der Lichtung in ihren schrecklichen Bann geschlagen hatte, und wie ihn selbst hatte die Verzweiflung sie hergetrieben, das qualvolle Bedürfnis, irgendetwas zu *tun* und den drohenden Untergang des Hains und seiner Bewohner vielleicht doch noch abwenden zu können.

Er atmete tief durch und lächelte ihr beruhigend zu, um ihr zu zeigen, dass er keine Gefahr für sie darstellte, dann wandte er sich wieder dem Kampfplatz zu. Nur einen Moment später spürte er einen leichten Lufthauch, der sanft über seinen Körper strich, und plötzlich war er umgeben von Sylphen, echten, unbeeinflussten Sylphen, die nun aus ihren Verstecken hervorkamen und sich zitternd an ihn drängten, als könne er ihnen den Schutz und den Trost bieten, den sie nirgendwo sonst zu finden vermochten.

Wieder schaute er zur Lichtung hinüber, auf die brodelnden Wolken der kreischenden

Windgeister und wieder zurück auf Ogaire – und erstarrte. Beinahe wie von selbst wanderte sein Blick zu seinem Bogen, den er die ganze Zeit über unbeachtet in seiner Hand gehalten hatte, dann zu den lebenden Sylphen, die ihn umringten. Verdammt Narr, der er war! Er hatte sich so sehr von der gewaltigen Zaubermacht seines Gegners blenden lassen, dass ihm andere Möglichkeiten, ihn zu verletzen, gar nicht in den Sinn gekommen waren. Bis zu diesem Moment hatte er allerdings angenommen, dass derartige Möglichkeiten gar nicht mehr existierten. Das Auftauchen der unversklavten Windgeister jedoch änderte alles.

Neanden suchte die Blicke der Sylphen, hob den Bogen und flehte sie stumm um Hilfe an. Seine Handflächen wurden vor Aufregung feucht, während er mit klopfendem Herzen auf ihre Antwort wartete. Denn natürlich wusste er ebenso wie sie, dass ein Schuss mit einem Bogen niemals einen anderen Elfen verletzen konnte, wenn die Sylphen dies nicht wollten. Sie wachten über die Gemeinschaft der Waldbewohner, wie er selbst über den Hain wachte. Doch Ogaire war kein Teil der Gemeinschaft mehr.

Die Sylphen kamen noch näher heran, strichen mit ihren winzigen Händen sanft über sein Gesicht, und er spürte ihre wortlose Zustimmung. Dankbar nickte er ihnen zu, dann legte er langsam einen Pfeil auf die Sehne, und sein Blick heftete sich auf Ogaire. Er zielte nicht auf sein Herz; noch nicht. Erst musste er Andion Gelegenheit geben, die gestohlene Macht des Elfenvolkes zurückzuholen.

Leise sprach er zu den Sylphen, erklärte ihnen, was er plante, dann schloss er die Augen und spannte den Bogen. Keinen Herzschlag später sprang der Pfeil wie von selbst von der Sehne.



Andion spürte Neandens Gegenwart im selben Moment, in dem er das Geräusch des heran jagenden Pfeils hörte. Er fühlte das Flackern von Überraschung in Ogaires Geist, fühlte, wie er noch versuchte zu reagieren, aber er war zu langsam. Vom Zorn der Sylphen getrieben, bohrte sich der Pfeil mit der Gewalt und Geschwindigkeit einer Gewehr kugel in seine Schulter, zerfetzte Muskeln und Lungengewebe und wühlte sich, kaum langsamer geworden, aus seinem Rücken wieder hervor, um irgendwo hinter ihm im grauen Zwi elicht zu verschwinden.

Ogaire wurde zurückgeschleudert, wirbelte mehrere Meter durch die Luft und prallte hart auf dem toten Boden der Lichtung auf. Andion schlug sofort zu. Mit einem verzweifelter Schrei durchstieß er den Nebel aus Schwäche und Schmerz, der von Sekunde zu Sekunde dichter um ihn wurde, brach durch Ogaires magischen Schild und warf sich in seinen Geist. Er spürte Ionosen und Esendion an seiner Seite, spürte all die uralten Elfenseelen, die zusammen mit ihm in diese letzte Schlacht gezogen waren und nun wie eine gewaltige Flutwelle über Ogaire hinwegspülten, um sich ebenso wie er in den finsternen Schlund zu stürzen, der plötzlich offen vor ihnen lag. Es würde nur einen Lidschlag dauern, bis die dunklen Sylphen begriffen, dass der erbitterte Widerstand, der ihnen in den letzten Minuten entgegengeschlagen war, mit einem Mal zu existieren aufgehört hatte, doch das war bedeutungslos. Andion wusste, sie würden nur einen Versuch haben, die rasante Fahrt in

den Abgrund doch noch zu stoppen und die Karten des Schicksals neu zu mischen. Scheiterten sie, war ohnehin alles verloren.

Sie kamen wie ein Orkan über Ogaire, zerschmetterten die Kerkermauern, die die gestohlenen Elfenseelen bisher zurückgehalten hatten, und rissen sie mit sich in die Freiheit. Die Woge flutete zurück, unendlich mächtiger und gewaltiger als nur einen Augenblick zuvor, und noch im selben Moment spürte Andion, wie all seine Verletzungen geheilt wurden und seine Schmerzen von ihm wichen, als sich die Seelen der Elfen wie eintausender Strom in ihn ergossen, als sie ihre Kraft und ihre Magie zu der seinen werden ließen und voller triumphierender Freude das Ende ihrer Unterdrückung feierten.

Andion streckte seinen Rücken durch und richtete sich gerade auf. Er sah, wie sich Ogaire mit vor Schmerz und ungläubiger Wut verzerrtem Gesicht vom Boden erhob und fühlte, wie seine Magie bereits dabei war, die schreckliche Wunde wieder zu verschließen, die Neandens Pfeil in seinen Körper gerissen hatte. Doch *diesmal* war es nur seine eigene Magie – die Einzige, die ihm nach der Befreiung der Elfenseelen noch geblieben war. Das infernalische Kreischen und Heulen der Sylphen über ihren Köpfen war schlagartig verstummt, als die gestohlene Macht der Quelle aus Ogaire geflohen war, und ohne die aus dieser Macht geschmiedeten Fesseln waren die schaurigen Kreaturen nicht mehr als Rußflocken, die von den heißen Winden eines Feuers emporgewirbelt worden waren und nun, nachdem die Flammen keine Nahrung mehr fanden, langsam dem Boden entgegensanken. Andion atmete tief durch. Die Fäden der Marionetten waren den Händen des Puppenspielers entglitten, und sie würden niemals wieder dorthin zurückkehren.

Ogaire drehte jetzt den Kopf und starrte zu Neanden hinüber, der noch immer zwischen den schwarzen, verkohlten Bäumen am Rande der Lichtung stand. Kalter Hass loderte in seinen Augen, und Andion spürte, wie sich sein Wille zusammenballte, wie er eine Klinge formte, unsichtbar und tödlich, die im nächsten Moment auf Neanden niederfahren würde.

Andion erschrak. Auch ohne die Magie der alten Elfenseelen besaß Ogaire noch immer die Macht zu töten – und er würde sie einsetzen, und sei es nur, um möglichst viele andere Wesen mit sich in den Untergang zu reißen. Und Neanden sah das Unheil nicht einmal kommen. Er hatte gerade einen neuen Pfeil auf die Sehne gelegt, und seine Augen waren geschlossen, überließen sich ganz der Führung durch die Sylphen. Andion sah, wie die Pfeilspitze wie von Geisterhand bewegt herumschwenkte. Sie zielte genau auf Ogaires Herz.

Die Zeit schien plötzlich stillzustehen. Andion wusste, diesmal würde der Pfeil Ogaire töten – und mit ihm den Hain. Denn noch immer war der Verräter mit der Quelle verbunden, noch immer schlug sein Herz in schrecklichem Einklang mit dem des Waldes, und er würde keinen Versuch unternehmen, Ionosens Sohn von seinem grimmigen Vorhaben abzubringen. Er würde Andion zwingen zu wählen.

Und es war eine furchtbare Wahl, die er treffen musste. Er könnte Ogaires Zauber unwirksam machen, doch dann würde Neandens Pfeil unweigerlich sein Ziel finden; oder aber er ließ ihn zu – mit allen Konsequenzen, die eine solche Entscheidung haben würde.

Die gesamte Macht des Elfenvolkes gehörte nun ihm. Es wäre kein großes Problem, Ogair zu unterwerfen und unschädlich zu machen, und möglicherweise fand er sogar in ein oder zwei Jahrhunderten einen Weg, ihn vom Herzen des Hains zu trennen, ohne den Wald und seine Bewohner dadurch in Gefahr zu bringen. Doch für Neanden würde es keinen Weg zurück geben. Wie er sich auch entschied, Tod und Leid würden die Folge sein.

Tränen stiegen Andion in die Augen, und sein Blick verschwamm. Hatte Ionosen auch das vorausgesehen? Hatte er nicht nur sein eigenes Leben geopfert, sondern auch in Kauf genommen, dass die Ereignisse, die er damit in Gang gesetzt hatte, seinen Sohn ins Verderben stürzten?

Plötzlich war ihm, als könne er noch einmal Ionosens Hand auf seiner Schulter spüren, und er hörte seine sanfte Stimme, die leise in seinem Geist flüsterte.

Vertraue auf dein Erbe!

Andion zuckte zusammen, als die Erkenntnis ihn wie ein Blitz durchfuhr. Es *gab* noch eine dritte Möglichkeit!

Seine Magie brach in einer gewaltigen Eruption aus ihm hervor, fraß sich in Ogaires Zauber und erstickte ihn nur einen Sekundenbruchteil, bevor er Neanden erreichte. In gleichen Moment ließ Neanden den Pfeil von der Sehne schnellen. Getragen von einem zornigen Sturm zischte er durch die Luft – und fand sein Ziel.

Ogair starb, noch bevor er den Boden erreichte, als der Pfeil sein Herz durchbohrte. Andion sah, wie sein Lebensfaden riss und wie ein zuckendes Starkstromkabel in die Quelle zurückschnellte. Sofort flackerte das Licht wie eine Kerzenflamme, in die ein kalter Windhauch hineinfuhr, verlor seinen gleichmäßigen Rhythmus, wurde blasser.

Ein vielstimmiger Schrei gellte über die Lichtung. Neanden und die Sylphen brachen an Ort und Stelle zusammen, krümmten und wanden sich brüllend vor Schmerz am Boden. Ihre Lebensstränge, *alle* Lebensstränge waren plötzlich bis zum Zerreißen gespannt, als die Qual des Herzens wie eine Woge aus Feuer über den Wald und seine Bewohner hinwegtoste und jeden Baum, jeden Strauch und jedes Lebewesen des Kleinen Volkes in einen Abgrund aus Finsternis stürzte.

Auch Andion schwankte. Jeder Muskel, jede Zelle seines Körpers schien in Flammen zu stehen, ihn innerlich zu verbrennen; allein die Macht des Elfenvolkes bewahrte ihn davor, vollständig von der Hitze verzehrt zu werden und so wie Neanden halb besinnungslos vor Schmerz in den Staub zu sinken. Doch auch so schienen sich die lautlosen Schreie der Quelle, die qualvollen Emanationen ihrer Verzweiflung und Todesangst wie Tonnengewichte auf seine Schultern zu legen, ihm mit jedem seiner keuchenden Atemzüge weniger Luft zum Atmen zu lassen. Mühsam zwang er sich, einen Schritt vor den anderen zu setzen. Er musste zum Herzen, er musste es erreichen, bevor das Licht endgültig erlosch und alle Lebensstränge rissen.

Viel zu schnell verlor der strahlende Schein an Kraft, senkte sich erneut die Dämmerung auf die Lichtung herab. Schon spürte Andion, wie die Dunkelheit des Todes nach den ersten Wesen des Kleinen Volkes griff.

Nein! Er biss die Zähne zusammen, verdoppelte seine Anstrengungen.

Doch das Herz des Waldes, zuvor größer als ein Mann und heller als die Sonne, schrumpfte immer mehr zusammen. Als Andion es endlich erreichte, war es kaum noch so groß wie eine Hand und blass wie der Mond hinter dichtem Nebel. Doch die Lebensstränge waren noch da. Sie waren dünner geworden und hatten an Glanz verloren, aber noch waren sie nicht zerstört, noch gab es Hoffnung.

Andion tauchte seine Hände in das ersterbende Licht und schloss die Augen. Nun, endlich, begriff er. Er wusste nun, was Ionosen gesehen hatte, erkannte den Weg, den er gehen musste. Es hatte niemals einen anderen gegeben.

Entschlossen, dem Namen, den Ionosen ihm verliehen hatte, Ehre zu erweisen, öffnete er seinen Geist. Er spürte die Trauer der Elfenseelen, spürte, wie ihre liebevolle Gegenwart ein letztes Mal wie eine tröstende Hand über ihn hinwegstrich, wie sie die Furcht und den Schmerz von ihm nahm und ihm die Zuneigung und Wärme schenkte, die er in seinem Leben niemals kennengelernt hatte. Dann gingen sie. Sie strömten aus ihm heraus wie Blumen aus Licht, die von einem unsichtbaren Wind erfasst und davongetragen wurden, flossen zurück zu dem Ort, an den sie gehörten.

Ein winziger Lichtpunkt flackerte durch die erlöschenden Reste dessen, was einst das Herz des Waldes gewesen war, ein kleiner, kaum wahrnehmbarer Funke im drohenden Dunkel. Und mit jeder Seele, die ihn verließ, wurde der Funke heller, begann der Puls der Quelle schneller zu schlagen, suchte einen neuen Rhythmus.

Doch je mehr das Licht wuchs, desto rascher strömte die Magie aus Andion heraus. Er spürte, wie seine Kräfte schwanden, spürte, wie seine Lebenskraft zusammen mit den Seelen und der Magie der Elfen aus seinem Körper gerissen wurde, aber das spielte keine Rolle mehr. Das Herz schlug wieder, nahm sich, was es brauchte, forderte zurück, was niemals einem Einzelnen hätte gehören dürfen.

Lächelnd blickte Andion in das Licht, das sich um ihn herum entfaltete. Eine nie gekannte Freude erfüllte ihn, als der matte Silberglanz der Lebensstränge wieder kräftiger und strahlender wurde, sie wie vertrocknete Adern, in die plötzlich wieder Blut hineinfloss, an Stärke gewannen – alle bis auf seinen eigenen. Er musste ihn nicht ansehen, um zu wissen, dass er immer dünner und dünner wurde, sein samtiger Schein verblasste wie Nebel in der Morgensonne. Es würde nicht mehr lange dauern, bis er endgültig erloschen war.

Als es schließlich vollbracht war, sank Andion mit einem zitternden Atemzug zu Boden. Die letzte Elfenseele hatte seinen Körper verlassen; das Gleichgewicht war wieder hergestellt, das Gift, mit dem Ogaire die Quelle besudelt hatte, fortgespült, die Wunder geheilt worden. Der Kreis hatte sich geschlossen. Andion lächelte schwach, während er fühlte, wie der letzte Funke von Leben in ihm verglomm. Er war einen weiten Weg gegangen, doch am Ende hatte er seine Bestimmung erfüllt. Der Hain war gerettet. Die Elfen würden leben. *Maifell* würde leben.

Noch immer lächelnd, schloss er seine Augen und wartete auf die Dunkelheit, die ihn mit sich forttragen würde.

23. Kapitel

Der Tod hatte Einzug gehalten in den Hain der Elfen. Neanden spürte, wie er sich in ihr hineinfraß, sich mit Zähnen aus Feuer in sein Fleisch und seine Seele grub, während er sich schreiend vor Schmerz am Boden krümmte, während die Körper der Sylphen wie von der Flammen einer Kerze verbrannte Falter im grauen Staub der Lichtung zuckten und das Leben und das Licht aus der Welt flohen wie die Farben eines Bildes, die von einem plötzlichen Regenschauer von einem Blatt Papier gewaschen wurden. Flockige Asche drang in seinen Mund, ließ ihn hustend um Atem ringen, und doch konnte er nicht aufhören zu schreien.

Seine Finger krallten sich in die tote Erde, als er mühsam den Kopf hob und durch der Nebel aus Schmerz und Benommenheit auf die schemenhafte Gestalt starrte, die sich schwankend und unsicher wie ein Geist vor ihm durch die Düsternis bewegte. *Andion, nein! Lass es nicht so enden!* Tränen traten ihm in die Augen, ließen seinen Blick noch mehr verschwimmen. Er wusste, was Andion plante, spürte die tiefe Entschlossenheit, die ihn erfüllte und wie das Licht eines neu geborenen Sterns in der Dunkelheit und Kälte erstrahlte. Andion würde sich opfern. Er würde tun, wozu er glaubte, vom Schicksal und Ionosens Prophezeiungen bestimmt worden zu sein, und er würde alles geben, was er besaß, damit auf die Finsternis der Nacht ein neuer Morgen folgte.

Voller Bitterkeit und Verzweiflung schluchzte Neanden auf. Er begriff nicht, auf welche Weise es geschehen war, er wusste nur, dass Ogaire sie selbst in seinem Tod noch verspottete, dass er sie manipulierte und nach seinem Willen tanzen ließ, so wie er es auch in den Jahrhunderten zuvor bereits getan hatte. Die Sylphen hatten den Pfeil durch sein verderbtes Herz getrieben, hatten ihn endgültig und unwiderruflich niedergestreckt, und doch hatte er es geschafft, noch im Augenblick seines Scheiterns mit einer letzten höhnischen Pirouette die Klinge des Grams ein weiteres Mal in ihre blutenden Seelen zu stoßen. Vielleicht hatte er nicht gewonnen, aber er hatte dafür gesorgt, dass der Geschmack ihres Sieges auf ewig schal und bitter sein würde.

Neanden krallte seine Finger noch fester in den aschigen Boden. Er wollte aufspringen wollte zu Andion eilen und sich ihm in den Weg werfen, ihn irgendwie davon abhalten, sein verzweifelter Vorhaben in die Tat umzusetzen, doch selbst wenn sich die Zähne aus Feuer nicht bei der winzigsten Bewegung noch heißer und unbarmherziger in sein Fleisch gegraben und jeden Gedanken an ein energisches Einschreiten bereits im Keim erstickt hätten, wäre er reglos geblieben. Einzig Andion besaß die Macht, das Verhängnis jetzt noch abzuwenden. Ogaire hatte ihn vor die Wahl gestellt, und er hatte seine Entscheidung getroffen. Er würde die einzige Chance nutzen, die ihnen – vielleicht – noch geblieben war.

Hilflos verfolgte Neanden, wie sich Andion wankend bis zur Mitte der Lichtung schleppte dort stehen blieb und langsam die Arme ausstreckte. Auch ohne dass er es sehen konnte, wusste Neanden, dass er das Herz des Waldes erreicht hatte. Er spürte, wie Andion seinen Geist öffnete, und er spürte den tosenden Strom der Kraft, der sich aus ihm in die Quelle ergoss. Die Elfenseelen fluteten aus ihm heraus, und sie nahmen ihre Macht und ihre Magie

mit sich – und seine Lebenskraft. Neanden fühlte, wie sie seinen Körper verließ, aus ihr herausgerissen wurde wie die Planken eines Schiffes, das von den tobenden Gewalten eines Ozeans in tausend Stücke zerschmettert worden war und nun achtlos von den schäumenden Wogen davongespült wurde. Und er fühlte, wie das Netz aus glühenden Dornen, das ihn unerbittlich am Boden festgehalten hatte, von Sekunde zu Sekunde leichter wurde, wie die lodernden Flammen erloschen und seine Seele und sein Körper von dem düsteren Mahlstrom fortwichen, in dessen schrecklichem Sog sie gefangen gewesen waren.

Als er schließlich die Kraft fand, sich endgültig vom Boden zu erheben, sah er, wie Andion im Zentrum der Lichtung in sich zusammensackte. Eine Klaue aus Eis grub sich in sein Herz, und mit einem verzweiferten Schrei auf den Lippen stürzte Neanden an seine Seite. Mit zitternden Fingern berührte er ihn an der Schulter, strich über die kalte, bleiche Haut seiner Wangen und seiner Stirn, suchte nach einem winzigen Rest von Leben, der noch in ihm geblieben war.

Mit einer langsamen, unendlich mühsamen Bewegung kamen Andions Augenlider in die Höhe. Er sah ihn an, doch sein Blick ging durch ihn hindurch, schien ihn kaum wahrzunehmen. „Neanden.“ Seine Stimme war nur ein Hauch, so schwach, als gehöre sie bereits nicht mehr zu dieser Welt.

Neanden schluchzte auf. „Andion, bei allen Bäumen! Du darfst nicht sterben!“

Seine Stimme wurde noch leiser. Mit jedem flatternden Herzschlag schien das Leber weiter von ihm fortzuweichen.

„Ich habe ... keine ... Kraft mehr.“

„Aber du musst weiterleben!“, rief Neanden verzweifelt. „Lebe für Maifell!“

Andions Blick verschleierte sich. „Bitte Sorge ... du für sie.“

Neandens Hände umschlossen seine Schultern, als könnten sie auf diese Weise das Leber in ihn zurückzwingen. „Das werde ich *nicht*! Du bist mit ihr verbunden, nicht ich! Sorge selbst für sie. Es ist *deine* Pflicht, zu ihr zurückzukehren, nicht meine!“

Neanden spürte, wie Andion erbehte. Eine einsame Träne rann langsam seine Wange hinab. „Es ... tut mir leid.“

Seine Augen fielen plötzlich zu, und er wurde noch bleicher. Neanden fühlte die Dunkelheit, die sich auf ihn herabzusinken begann.

„*Nein!*“ Neanden ballte seine Hände zu Fäusten. Er würde nicht zulassen, dass Andion starb. Er würde nicht noch einmal hilflos danebenstehen und zusehen, wie er jeden verlor, der ihm in seinem Leben etwas bedeutete.

Mit einem Ruck beugte er sich nach vorn und presste seine Hände auf Andions Brust. Bei allen Bäumen, er war ein Elf! Er besaß die Fähigkeit zu heilen. Andion brauchte nicht zu sterben. Er konnte ihn retten – wenn er rasch und entschlossen genug handelte.

Seine Hände auf Andions Brust begannen mit einem Mal zu zittern, und seine Kehle schien sich mit Staub zu füllen. Gespenster der Vergangenheit erhoben sich um ihn herum, ohne dass er es hätte verhindern können, Gespenster mit bleichen Gesichtern und toten Augen, die anklagend auf ihn herabstarrten. Neanden knirschte mit den Zähnen. Seine Tante

war tot gewesen, als er sie damals gefunden hatte, ihr Kind bei lebendigem Leib aus ihr herausgeschnitten worden, ihr Herz vom scharfen Stahl von Ogaires Messer durchbohrt. Keine Macht der Welt, auch nicht die von Maifell oder einem der Ältesten, hätte sie wieder ins Leben zurückzuholen vermocht. 90 Jahre lang hatte er sich in seinem Selbstmitleid gesuhlt, hatte sich mit Schuldgefühlen und Vorwürfen gemartert, doch es wurde Zeit, der Wahrheit endlich ins Gesicht zu blicken. Er trug nicht die Verantwortung für das, was damals geschehen war. Das tat allein Ogaire. Seine Grausamkeit hatte jede Hoffnung auf Heilung von Anfang an zunichtegemacht. Hätte auch nur die geringste Chance bestanden, Isirada zu retten, er hätte sie ergriffen. Er hätte den verlöschenden Funken ihres Lebens mit seiner Magie umfassen, hätte ihn vor der eisigen Kälte und Dunkelheit bewahrt und ihn genährt, bis er erneut zu einer starken, hellen Flamme herangewachsen wäre. Zwar war er nie ein guter Heiler gewesen, aber was ihm an Erfahrung gefehlt hätte, hätte er mit seinem Willen und seiner grimmigen Entschlossenheit wettgemacht. So viele Jahre hatte er gebraucht, um zu begreifen, dass Ogaire ihm an jenem schrecklichen Tag nicht nur seine Tante geraubt hatte. Er hatte ihm auch die Hoffnung genommen. Ohne Hoffnung jedoch konnte es niemals eine Heilung geben. Doch die Dinge hatten sich geändert. Denn nun war Andion da.

Neanden schloss die Augen, achtete nicht länger auf das höhnische Flüstern seiner Ängste und Zweifel, die viel zu lange schon die Wärme und das Licht in ihm erstickten und seine Seele in Einsamkeit und Schwärze gefangen hielten. Er bündelte seinen Willen, stieß ihn durch den Panzer aus Trauer und Schmerz, der sein Herz umschloss, der seit Ogaires Verrat und dem Tod seiner Tante zu einem so vertrauten, selbstverständlichen Teil seines Wesens geworden war, dass er seine Existenz bis zu diesem Augenblick selbst kaum wahrgenommen hatte, suchte in sich nach dem Mitgefühl und der Liebe, die früher so rein und stark in ihm gebrannt hatten.

Das Blut begann in seinen Ohren zu rauschen, und ein hämmernder Schmerz schien seinen Schädel von innen auseinandersprenge zu wollen, doch Neanden gab nicht auf. Er kämpfte verzweifelt, ließ jeden Gedanken und jedes seiner Gefühle im heißen Feuer seiner Entschlossenheit hinwegschmelzen, bis nur noch ein einziges leidenschaftliches Verlangen geblieben war. Andion musste leben! *Er musste leben!*

Die Sekunden flossen dahin, ließen jeden wummernden Schlag seines Herzens wie Hohngelächter in seinen Ohren dröhnen. Und dann, plötzlich, von einem Augenblick zum anderen, spürte er es. Wie eine Blüte, die sich nach einer langen, trostlosen Nacht im ersten Schein der Morgensonne zu öffnen begann, glomm mit einem Mal ein sanftes, gütiges Licht in seiner Seele auf, und eine Wärme, die er für immer verloren geglaubt hatte, strömte durch seinen Körper und ließ ihn vor Freude und Dankbarkeit aufschluchzen. Er konnte wieder heilen! Bei allen Bäumen, er konnte tatsächlich wieder heilen!

Er öffnete seinen Geist und fühlte, wie die Wärme aus ihm herausfloss, wie sie durch seine Arme und Hände flutete und in Andion eindrang. Doch seine Freude erlosch ebenso schnell, wie sie gekommen war. Denn die Wärme und das Licht bewirkten nichts. Sie

versickerten einfach in der Dunkelheit, die sich gierig in Andions Seele gekrallt hatte, konnten den letzten kleinen Lebensfunken weder erreichen noch neu entfachen. Erschrocken spürte er, wie Andion stattdessen noch tiefer hinab ins Dunkel glitt. Nicht mehr lange, und er würde für immer darin versinken.

Die kalte, grausame Wahrheit schnitt Neanden wie ein Messer in den Leib, krümmte seine Schultern und ließ ihn vor Qual und hilfloser Wut aufheulen. Er hatte versagt. Wieder einmal hatte er sich selbst etwas vorgemacht, hatte geglaubt, die zertrennten Fäden des Schicksals mit der armseligen Kraft seines Willens neu zusammenfügen zu können. Doch für eine einfache Heilung war es längst zu spät. Andion war bereits zu weit von ihm entfernt, trieb schon zu lange einsam durch die Schwärze der Nacht, um die Hand, die sich ihm entgegenstreckte und ihn ins Licht zurückzuziehen versuchte, noch erreichen zu können. Es war vorbei.

Nein! Neanden presste grimmig die Lippen aufeinander, und seine Schultern strafften sich. Diesmal würde er nicht aufgeben. *Diesmal nicht!* Denn noch *gab* es eine Möglichkeit, Andion zu retten, eine winzige, allerletzte Hoffnung auf Leben, die weder seiner Tante noch seinem Vater vergönnt gewesen war. Es mochte sein, dass er selbst dabei starb, dass seine Seele zusammen mit der von Andion in die Finsternis gerissen wurde, aber das war bedeutungslos. Er würde diesen Ort nicht ohne ihn verlassen.

Rasch löste er seine Hände von Andions Brust, umschlang ihn stattdessen mit beider Armen und presste ihn fest an sich. Wieder öffnete er seinen Geist, doch diesmal war es nicht die Wärme, die er suchte, nicht das Licht seines Mitgefühls und seiner Liebe, das so lange unter der Asche seiner verlorenen Träume und zerstörten Hoffnungen begraben gewesen war. Er brauchte etwas anderes, Machtvolleres, brauchte mehr als die Hand, die blind und verzweifelt im Dunkel umhertastete. Und er wusste, wo er es finden würde.

Sein Herzschlag wurde lauter und lauter, schien mit seinem Dröhnen das ganze Universum zu füllen, und er griff danach, tauchte hinein in den kraftvollen, pulsierenden Rhythmus, in den Strom des Lebens, der ihn mit der Quelle verband. Unendlich schwach, wie ein Flüstern von einem weit entfernten Ort, spürte er Andions Herzschlag an seiner Brust, und er ließ sich von ihm erfüllen, wurde eins mit ihm, eins mit dem winzigen, letzten Rest der Glut, die noch in seiner Seele glomm. Er fühlte, wie seine Lebenskraft zu fließen begann wie sie sich in einem dünnen, rasch breiter werdenden Strom in Andion ergoss, eine Brücke schuf, ätherisch und zart und doch fester als jedes Band, das jemals zwischen seiner Seele und der eines anderen Wesens geknüpft worden war. Bilder und Erinnerungen spülten wie eine schäumende Woge über ihn hinweg, Erinnerungen, die nicht ihm, sondern Andion gehörten, und doch war es, als erführe er sie am eigenen Leib, als durchlitte er selbst all den Schmerz und die Qualen, die Andion in den wenigen kurzen Jahren seines Lebens bereits hatte erdulden müssen.

Doch obwohl er es kaum ertragen konnte, ließ er ihn nicht los, ließ die Brücke zwischen ihnen nicht zusammenbrechen. Das Dröhnen seines Herzschlags wurde leiser, sein Takt langsamer und schwerer, gleichzeitig spürte er, wie das schwache, kaum noch

wahrnehmbare Heben und Senken von Andions Brust um einen winzigen Hauch an Kraft gewann, wie der letzte kleine Funke, der noch in der erkaltenden Asche seines Lebens geblieben war, mit einem Mal nicht mehr so zittrig und trostlos in der Finsternis glomm wie noch einen Augenblick zuvor.

Aber das war noch nicht genug. Noch immer war der Tod nur einige wenige Atemzüge entfernt, verhinderte nur seine verzweifelte Anstrengung, dass ihm der hungrige Mahlstrom das fragile Band zwischen ihnen abermals aus den Händen riss und Andions Seele endgültig von der Schwärze verschlungen wurde. Er presste den reglosen Körper noch fester an sich, öffnete seinen Geist so weit wie nie zuvor, hielt nichts zurück, gab sich den tosenden Fluten der Vitalität und Lebenskraft hin, die aus ihm hervorbrachen und von der am Abgrund taumelnden Seele Andions aufgesogen wurden wie Regen, der sich nach Monaten der Trockenheit über die Bäume und Gräser eines Waldes ergießt.

Neanden spürte, wie das Herz des Jungen zunehmend kräftiger schlug, die klamme Kälte seiner Haut mehr und mehr einer zarten, lebendigen Wärme wich, während sein eigener Herzschlag, seine eigene Wärme immer schwächer und ferner wurden, von ihm fortrückten wie das Echo einer Erinnerung, die zu alt und verblichen war, um noch länger von ihrem Duft und dem Leuchten ihrer Farben berührt werden zu können. Und noch immer strömten die Bilder und Empfindungen aus Andions Vergangenheit auf ihn ein, eine Flutwelle aus Schrecken, Furcht und Verzweiflung, aus Hoffnungslosigkeit und Gram, ein düsterer schwarzer Schlund, in dem viel zu selten nur ein kleines, schwaches Licht zaghaft durch die Dunkelheit flackerte.

Neanden suchte nach jenen seltenen positiven Momenten und hielt daran fest, hielt so eisern daran fest, dass auch Andion sie spüren musste. Und das tat er. Die Bereitwilligkeit, mit der er sich der Umarmung des Todes ergeben hatte, schwand, und zum ersten Mal fühlte Neanden, wie ein Funke echter Hoffnung und Zuversicht in ihm erwachte. Neander nährte diesen Funken, ließ seine eigene Hoffnung, sein eigenes Vertrauen in Andion und die Zukunft hineinfließen, und endlich, endlich spürte er, wie sich die Krallen der Finsternis aus Andions Seele lösten und die kalte Berührung des Todes endgültig von ihm wich.

In dem Moment, in dem der Takt ihrer Herzen einen synchronen Rhythmus erreichte, begann sich Andion in seinen Armen zu regen. Behutsam ließ Neanden ihn auf den Boden zurückgleiten. Nur eine Sekunde länger, und er hätte ihn nicht mehr festhalten können. Betäubende Schwäche erfüllte ihn, schien jeden einzelnen Muskel seines Körpers in Wasser verwandelt zu haben, und seine Arme zitterten so stark, dass vermutlich bereits das Gewicht einer neugeborenen Blütenfee ausgereicht hätte, um ihn endgültig in den Staub zu drücken. Doch das war ohne Belang. Er hatte Andion zurückgebracht. Das war das Einzige, was zählte.

Staunend blickte er auf den Jungen hinab, und trotz seiner Erschöpfung glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Andion würde leben. Bei allen Bäumen, er würde tatsächlich leben! Nur erst vermochte er wirklich daran zu glauben, dass der düstere Schatten Ogaires von ihnen gewichen, der letzte Rest seines Giftes aus ihren geschundenen Seelen herausgespült

worden war. Sein Volk würde wieder heil werden. Ab heute gab es wieder eine Zukunft, auf die es sich zu hoffen lohnte.

Neanden schloss die Augen, genoss für einen stillen, friedvollen Moment die Wärme der Sonne auf seiner Haut und die Berührung des Windes, der sanft durch seine schweißfeuchten Haare strich. Als er schließlich die Veränderung spürte, auf die er gewartet hatte, wandte er den Kopf, sah erneut auf Andion hinab – und blickte in die schimmernden grünen Tiefen zweier Augen, die unverwandt auf ihm ruhten.

Andion lächelte schwach, noch immer erschöpft vom mörderischen Kampf gegen seinen Vater und der Heilung der Quelle, die um ein Haar seinen Tod bedeutet hätte, und doch wirkte er auf eine Weise befreit, wie Neanden es niemals zuvor bei ihm erlebt hatte.

„Danke“, flüsterte er. „Danke, dass du mich nicht aufgegeben hast.“ Sein Blick kehrte sich nach innen, und er neigte den Kopf, als lausche er auf eine Stimme, die nur er zu hören vermochte. Als er ihn wieder anschaute, lag ein Ausdruck ungläubigen, beinahe ehrfürchtigen Staunens auf seinem Gesicht. „Bei allen Bäumen, Neanden! Was hast du getan?“

Neanden spürte, wie sich sein Hals zusammenschnürte und seine Wangen vor Scham zu brennen begannen. Denn ebenso wie er in den vergangenen Minuten in Andions Erinnerungen, in seine Qualen, Sehnsüchte und seine Verzweiflung eingetaucht war, sie erlebt und durchlitten hatte, als wäre nicht Andion, sondern er selbst es gewesen, der 17 Jahre seines Lebens voller Furcht vor den unheimlichen grünen Augen seines Vaters wie eine Pflanze ohne Licht in der Dunkelheit vegetiert hatte, so hatte auch Andion den tiefsten, geheimsten Kern seines Wesens berührt, und seine eigenen Verletzungen, seine Trauer und sein Gram waren auf ewig zu einem unauslöschlichen Teil seiner Selbst geworden. Die Mauern um ihre Seelen waren niedergerissen, ihre Zinnen und Verteidigungsanlagen geschleift worden, und sie würden niemals wieder erneuert werden.

Neanden wandte den Blick von ihm ab, wagte nicht, Andion noch länger in die Augen zu sehen. „Ich habe unsere beiden Lebensstränge miteinander verschmolzen“, sagte er leise. „Es war die einzige Möglichkeit, dich zu retten. Verzeih mir.“

Er spürte, wie das Schimmern in Andions grünen Augen sich vertiefte, sein Blick noch intensiver auf ihm ruhte. „Ich nehme an, es handelt sich dabei um keine eurer üblichen Heilmethoden.“

Neanden schüttelte den Kopf. Seine Wangen begannen noch heißer zu brennen. „Es ist eigentlich *überhaupt keine* Heilmethode. Normalerweise ist es Bestandteil unserer Hochzeitszeremonie. Zumindest war es das früher. Seit unser Volk zu sterben begann, hat sich die Tradition geändert.“

Er fühlte Andions Überraschung – und sein Begreifen. „Das heißt, du hast nicht nur unsere Lebensstränge, sondern auch unsere *Seelen* miteinander verschmolzen? Du bist tatsächlich bereit, so viel mit mir zu teilen – sogar meinen *Tod*?“

Neanden starrte zu Boden. Sein Magen verkrampfte sich, wartete auf die bittere Anklage deren Klinge sich gleich in ihn hineinbohren würde. Denn das war die Konsequenz dessen,

was er getan, der Preis für die Zukunft, die er Andion geschenkt hatte. Von nun an bis zu ihrem letzten Atemzug waren sie so eng miteinander verbunden, dass der Tod des einen auch für den anderen das Ende bedeuten würde. Ihr Schmerz und ihre Qual, ihre Freude und ihre Erfüllung würden niemals wieder ihnen allein gehören, die Wunden, die das Schicksal in ihre Seelen geschlagen hatte, niemals wieder in völliger Dunkelheit bluten. Alle Finsternis und alle Schatten waren fortgeschmolzen worden, hatten sich aufgelöst wie Nebel, der die Wälder und Seen einer unbekannten Landschaft verbirgt; nur das Licht war geblieben.

Er räusperte sich, versuchte seine Worte an der Stahlklammer vorbeizuzwingen, die seine Kehle zusammenpresste. „Diese Frage müsste ich eigentlich dir stellen. Ich habe mich in deine Seele gestohlen, ohne dir eine Wahl zu lassen.“

Er wartete mit klopfendem Herzen, wagte noch immer nicht aufzusehen. Doch der Zorn, das Entsetzen und der Abscheu, die er befürchtet hatte, blieben aus. Stattdessen spürte er, wie Andion ihm beinahe behutsam eine Hand auf den Arm legte.

„Du hast dein Leben riskiert, um das meine zu retten. Was für ein größeres Opfer könnte es für einen anderen geben? Und was könnte ich anderes tun, als ein solches Geschenk in Ehren zu halten?“

Da endlich hob Neanden den Kopf, und sein Blick begegnete dem von Andion. Die Wärme, Güte und das Verständnis darin ließen unvermittelt Tränen in seine Augen steigen.

Andion lächelte ihn an. „Wie sieht es aus, Neanden? Fühlst du dich kräftig genug für einen kleinen Fußmarsch? Ich denke, Ogaire hat uns bereits genug unserer Zeit gestohlen, findest du nicht?“

Neanden erwiderte sein Lächeln. „Nichts könnte mich aufhalten.“ Er streckte Andion die Hand hin.

Andion ergriff sie, und gemeinsam zogen sie sich vom Boden hoch. Als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, legte Andion einen Arm um seine Schultern, und nach einem kurzen Moment des Zögerns tat es ihm Neanden gleich. An den Körper des jeweils anderen gelehnt und sich gegenseitig Halt gebend, verließen sie die Lichtung, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen.

Als sie schließlich das Dorf erreichten, sah Neanden, dass sie bereits erwartet wurden. Alle waren sie auf dem großen Versammlungsplatz vor der Ratshalle zusammengeströmt, das gesamte Volk der Elfen, um schweigend und mit bleichen, angespannten Gesichtern dem Ausgang des schrecklichen Kampfes zu harren, der noch vor wenigen Momenten um die Zukunft des Hains und aller seiner Bewohner gefochten worden war.

Noch immer konnte Neanden den Schmerz spüren, der sich in ihre erschöpften, ausgezehnten Mienen gegraben hatte, Echo des grausamen Zaubers, mit dem Ogaire bei seinem Tod auch das schlagende Herz des Waldes zum Verstummen hatte bringen wollen. Doch neben dieser Schwäche und Erschöpfung, neben Furcht, Anspannung und Besorgnis fühlte er auch die Hoffnung in ihnen, zart und verletzlich wie eine Blume, die mit ihrem ersten grünen Spross durch das letzte Eis des Winters gebrochen und zum ersten Mal vom

warmen Schein der Sonne berührt worden war. Sie wussten nicht genau, *was* auf der Lichtung geschehen war, sie wussten nur, dass die Flammen, die mit so jäher Vehemenz in ihren Körpern und ihren Seelen zu brennen begonnen hatten, plötzlich wieder erloschen waren, dass der Tod an ihnen vorübergegangen war, obwohl es nur noch einer winzigen Berührung bedurft hätte, um sie mit sich in die Dunkelheit zu nehmen. Dennoch wagten sie noch nicht wirklich zu hoffen, fürchteten sie zu sehr einen letzten, böartigen Streich Ogaires, der sie für ihre Leichtgläubigkeit und Naivität verhöhnte, bevor er endgültig zum vernichtenden Schlag ausholte.

Selbst der Anblick Andions vermochte es nicht, die Ketten aus Misstrauen und Angst zu lösen, die sie seit 90 Jahren gefangen hielten, doch immerhin schien auch ihr Bedürfnis, sich mit Fäusten und Knüppeln auf ihn zu stürzen und ihn für die Verbrechen seines Vaters büßen zu lassen, durch die Ereignisse des heutigen Morgens eine deutliche Abkühlung erfahren zu haben. Der Schock der Erkenntnis, dass Ogair bereits seit Wochen unerkannt mitten unter ihnen sein Unwesen trieb, hatte sie offenbar bis ins Mark getroffen und derart gründlich demoralisiert, dass sie vermutlich selbst dann zu keiner koordinierten Verteidigungsmaßnahme in der Lage gewesen wären, wenn statt Andion und ihm tatsächlich Ogair pfeifend und mit ihren beiden abgetrennten Köpfen in der Hand in ihr Dorf geschlendert wäre.

Man machte ihnen schweigend Platz, ließ sie zur Mitte der Menge durch, wo Maifell und der Rat warteten.

Als Maifell Andion erblickte, begannen ihre Augen zu strahlen, als sei plötzlich eine dunkle Wolke von ihr gewichen, die das Licht und die Wärme ihrer Seele an einem kalten, finsternen Ort gefangen gehalten hatte, und ehe noch einer der übrigen Elfen etwas zu sagen oder zu tun vermochte, flog sie in Andions Arme.

Neanden schwankte bedrohlich, als er so plötzlich seiner Stütze beraubt wurde, doch er hätte Andion den Moment des Wiedersehens um nichts auf der Welt verderben wollen. Er lächelte, als er sah, wie Andion die Umarmung beinahe scheu erwiderte, als könne er selbst noch nicht glauben, dass er tatsächlich siegreich aus dem Kampf gegen seinen Vater hervorgegangen war, aber Neanden spürte auch, wie dieser Unglaube von Sekunde zu Sekunde mehr von seiner Freude und seinem Glück hinfortgespült wurde.

Für einen langen, kostbaren Moment gehörten die beiden nur sich allein, versank die Welt um sie herum in Bedeutungslosigkeit. Schließlich schien Maifell widerstrebend zu dem Schluss zu gelangen, dass der weitere Austausch von Zärtlichkeiten noch eine kurze Zeit würde warten müssen. Sie löste sich von Andion, trat zu Neanden und schloss auch ihn in die Arme.

„Ich danke dir,“, flüsterte sie.

Neanden lächelte. „Ich hatte es dir versprochen, nicht wahr?“

Maifell erwiderte sein Lächeln, dann kehrte sie zu Andion zurück. Wie selbstverständlich nahmen sie und Neanden Andion in ihre Mitte, als sie vor den Rat traten.

Auch Rilcaron wirkte durch die dramatischen Geschehnisse des Morgens spürbar ir

seinem Selbstvertrauen erschüttert. Von der eisigen Herablassung und Arroganz, die er stets im Umgang mit Andion an den Tag gelegt hatte, war nun nichts mehr geblieben, und in seinen Augen, deren grimmiger, mitleidloser Blick früher selbst einen Felsen zum Erzittern gebracht hätte, stand fast so etwas wie Angst, als er sie einen Moment lang wortlos musterte, ehe er tief Luft holte und mit belegter Stimme zu sprechen begann.

„Wir wissen von Maifell, was mit Gairevel geschehen ist. Und wir wissen, dass ihr aufgebrochen seid, um Ogaire zum Kampf zu stellen.“ Er schluckte, und ein Beben lief plötzlich über seine Gestalt, als fürchte er die Wahrheit, die seine nächsten Worte unweigerlich enthüllen würden. „Ist Ogaire ... ist er tot?“

Neanden und Andion wechselten einen schnellen Blick. Sie verstanden sich stumm, und so begann Neanden dem Rat mit knappen Worten zu schildern, was sich auf der geschändeten Lichtung zugetragen hatte. Als er zu dem Moment kam, in dem er seinen zweiten Pfeil abgeschossen hatte, hielt er inne und lächelte Andion aufmunternd zu. Sein Teil der Geschichte war zu Ende, den Rest musste Andion berichten. Er tat es, doch Neanden spürte deutlich seine Furcht, der Zorn und das Misstrauen der Elfen könnten sich abermals gegen ihn wenden, wenn er sich allzu selbstbewusst als Retter ausgab. Unwillkürlich trat er einen Schritt näher zu ihm und fuhr fort, als Andions Erzählung plötzlich ins Stocken geriet. Natürlich hatte er es der Erwähnung nicht für wert befunden, dass er sein eigenes Leben für den Hain hatte opfern wollen. Neanden stellte es dafür um so deutlicher heraus, und nicht nur Maifell, sondern auch viele andere Elfen musterten ihn überrascht, als er erklärte, auf welche Weise er Andion aus dem Abgrund des Todes zurückgeholt hatte. Als schließlich auch er nichts mehr zu sagen wusste, senkte sich tiefes Schweigen über den Platz, das nur hier und da von einem halb ungläubigen, halb verblüfften Raunen unterbrochen wurde.

Neanden achtete nicht darauf. Gespannt wartete er auf die Reaktion des Rates, während er sich gleichzeitig wünschte, irgendetwas tun zu können, um Andion ein wenig von seiner Befangenheit und seiner Angst zu nehmen und ihm das Gefühl zu geben, dass er nicht länger alleine stand. Beruhigend legte er ihm eine Hand auf den Arm, und plötzlich wusste er, was er noch sagen musste.

„Ogaire hat uns allen viel genommen. Ich verlor meine Tante und meinen Vater, aber heute habe ich auch etwas gewonnen.“ Er sah zu Andion und lächelte. „Einen Bruder.“

Andions Augen weiteten sich. „Bist du sicher?“, fragte er so leise, dass niemand außer Neanden ihn verstehen konnte.

Neanden nickte bestimmt, und sein Lächeln vertiefte sich. Niemals war er sich einer Sache sicherer gewesen. Von heute an würde er für Andion eintreten, ihn verteidigen und für ihn sprechen, so wie er es von Anfang an hätte tun sollen. Und er würde sofort damit beginnen, sollte es einer der Ältesten wagen, die Lauterkeit von Andions Motiven und Handlungen weiterhin in Zweifel zu ziehen. Er straffte seine Gestalt, und seine Miene wurde hart. Herausfordernd blickte er Rilcaron an.

Erstaunlicherweise hielt dieser seinem Blick nur eine Sekunde lang stand, dann wandte er den Kopf und sah zu Andion hinüber.

„Tritt vor!“

Andion gehorchte zögernd.

Neanden blieb dicht hinter ihm, Maifell ebenfalls.

Den Blick starr auf den Boden geheftet, die Haltung angespannt, als rechne er jede Sekunde damit, von groben Händen gepackt und aus dem Dorf geschleift zu werden, verharrte Andion schließlich vor dem Ältesten.

Neanden presste grimmig die Lippen aufeinander und spürte, wie kalter Zorn in ihm zu pochen begann, während er Rilcaron argwöhnisch beobachtete, ihn keinen Moment lang aus den Augen ließ. Nur ein falsches Wort, eine herablassende Bemerkung oder Anschuldigung, und die Ältesten würden erfahren, dass die ängstlichen Lämmer Zähne bekommen hatten, die sie auch zu gebrauchen verstanden. Die Welt hatte sich verändert, und sie würde niemals wieder die gleiche sein, und ob sie das nun begriffen oder nicht, er würde nicht zulassen, dass ihre Engstirnigkeit und Ignoranz sein Volk weiterhin an eine Vergangenheit fesselte, die schon längst zu einer bloßen Erinnerung geworden war. Allein der Anblick Andions, der dastand wie ein geprügelter Hund, der den nächsten verächtlichen Fußtritt erwartet, statt von den anderen Elfen jubelnd und singend auf ihren Schultern durch den Wald getragen zu werden, ließ bittere Galle in seine Kehle steigen und fachte die Wut in ihm noch weiter an.

Worauf, bei allen Bäumen, wartete Rilcaron? Er betrachtete Andion schweigend, und seine Miene blieb ausdruckslos, ließ nichts von seinen Gefühlen nach außen dringen. Fast schier es, als wolle er überhaupt nicht mehr zu sprechen beginnen, doch als er es schließlich tat, klang seine Stimme überraschend sanft, und in seine Augen trat ein eigenartiger Schimmer, wie Neanden ihn niemals zuvor bei ihm wahrgenommen hatte.

„Sieh mich bitte an, Junge.“

Zaghaft hob Andion den Blick.

Rilcaron seufzte tief, und ein seltsam wehmütiges Lächeln glitt über sein Gesicht, so traurig und schmerzerfüllt, dass es Neanden beinahe selbst wehtat.

„Es gibt keinen Grund für dich, dein Haupt vor uns zu beugen. Nicht du, sondern wir sind es, die beschämt den Blick senken und um Vergebung bitten müssen. Statt Ionosens Worten Vertrauen zu schenken und dir unsere Hand in Freundschaft zu reichen, haben wir von Anfang an niemals etwas anderes als das Erbe deines Vaters in dir gesehen. Wir haben zugelassen, dass unsere Verzweiflung und unser Hass uns blind gemacht haben für die Wahrheit, die doch die ganze Zeit über offen vor unseren Augen lag. Niemals haben wir dir einen Anlass gegeben, uns mit Respekt und Achtung zu begegnen. Wir haben dich beschimpft und gedemütigt, dir deinen Namen genommen und dich wie ein wildes Tier in einen Käfig gesperrt, und doch hast du keine Sekunde gezögert, uns und den Hain unter Einsatz deines Lebens zu retten.“

Er hielt kurz inne und sah Andion ernst an. „In der Reihe deiner Ahnen gab es viele große Männer und Frauen. Ogaire hat keinem von ihnen jemals Ehre erwiesen. Er hat den Namen und das Blut der an'Tairdym besudelt und Schrecken und Furcht gesät, wo eigentlich

Weisheit und Güte hätten gedeihen sollen. Doch deine Opferbereitschaft und dein Mut waren noch größer als die Grausamkeit deines Vaters. Deshalb werden wir Ogaire aus unseren Gedanken und unseren Herzen verbannen, so als habe es ihn nie gegeben. Du allein steht ab heute das Recht zu, Namen und Erbe des Geschlechts der an'Tairdym zu tragen und weiterzugeben, Andion an'Tairdym.“

Neanden spürte, wie Andion erbebte. Zum ersten Mal hatte Rilcaron ihn Andion genannt nicht mehr An. Doch noch schien er sich nicht ganz sicher zu sein, was das für ihn bedeutete.

„Heißt das, ich ... muss den Hain nicht wieder verlassen?“

Rilcaron schüttelte den Kopf. „Natürlich nicht.“ Wieder erschien ein Lächeln auf seiner Lippen. Es wirkte beinahe verschmitzt. „Außerdem glaube ich, dass das gar nicht so einfach wäre.“

„In der Tat!“, rief Maifell und schob sich demonstrativ an Andions Seite.

Andion erbebte noch stärker. Er wandte den Kopf, sah Neanden an.

Neanden erwiderte seinen Blick so offen wie nie zuvor und sprach aus, was Andion schon viel früher hätte hören müssen.

„Willkommen zu Hause!“

Epilog

Blütenfeen streckten neugierig ihre winzigen Köpfe aus den Blütenkelchen hervor und stiegen sogleich zu einem anmutigen Tanz in die Luft auf, Sylphen verließen ihre sonnigen Ruheplätze in den höchsten Zweigen der Bäume und ließen sich von verspielten Winder heruntertragen, und so manche knorrige Dryade schob ihren Leib knarrend aus dem Schatten mächtiger Baumstämme, sobald Andion an ihnen vorüberging.

Er begrüßte sie alle mit einem Lächeln oder einem freundlichen Wort, und nicht selten ließen sich Blütenfeen und Sylphen sogar für eine Weile auf seinen Schultern nieder und sangen mit ihren zarten, lieblichen Stimmen ein Lied für ihn und Maifell, die auch heute dicht an seiner Seite war.

Seit er vor einigen Jahrzehnten von Neanden das Amt des Wächters übernommen hatte begleitete sie ihn Tag für Tag auf seinen langen Patrouillengängen durch den Hain, und Andion wurde es niemals müde, ihre Hand zu halten, den wunderbaren Duft ihres Haars zu atmen oder ihr bezauberndes Lächeln zu betrachten. Manchmal konnte er es noch immer nicht glauben, dass sie bereits mehr als fünfzig Jahre verheiratet waren, denn Maifell hatte sich kaum verändert – und er selbst ebenfalls nicht.

Sein Elfenblut war jetzt viel stärker als früher, vielleicht, weil er so eng mit Neanden verbunden war. Er alterte kaum noch, und so durfte er tatsächlich hoffen, ein fast unendlich langes Leben mit Maifell verbringen zu können – mit ihr und ihren Kindern Esendion und Alisera.

Esendion, ihr Sohn, war noch sehr klein. Er stakste mit seinen kurzen Beinchen eifrig voraus und gluckste vergnügt, wann immer die Blütenfeen um ihn herumschwirrten und ihn sanft neckten, doch wenn er sich zu ihnen umschaute, erfüllte ein noch tieferes, glücklicheres Strahlen sein Gesicht.

Wie so oft schien es Andion, als blicke er in einen Spiegel, wenn er in die schimmernden grünen Tiefen von Esendions Augen sah, Augen, die den seinen so sehr glichen, und noch immer spürte er bei diesem Anblick ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit und Erleichterung, in sich aufsteigen. Esendion würde niemals beschämt den Blick gesenkt halten und seine Augen verstecken müssen, so wie er es noch hatte tun müssen.

Und auch Alisera nicht! Das Grün ihrer Augen war noch strahlender, noch vitaler, schien Ausdruck der Lebenskraft des Hains selbst zu sein. Sie war älter als ihr Bruder, glich etwa einem zehnjährigen Menschenkind. Sie begleitete sie ebenfalls, doch Andion und Maifell bekamen sie nur ab und an zu Gesicht. Alisera war so wild und ungestüm wie ein junges Füllen. Es hielt sie niemals lange auf einem Fleck, und wie an den meisten anderen Tagen schien sie auch heute vollkommen vergessen zu haben, dass man Beine nicht nur zum Laufen, sondern auch zum Gehen benutzen konnte. Doch sie rannte nicht einfach umher, so wie andere Kinder es taten, sondern schien mit ihren leichten, beschwingten Schritten geradezu über den Waldboden zu *schweben*. Jede ihrer Bewegungen war wie ein Tanz, den sie mit ihrem schmalen, graziösen Körper in die warme Sommerluft wob, und meist folgte ihr ein gutes Dutzend Blütenfeen, die mit der Eleganz und Anmut dieses Tanzes wettzueifern

versuchten, ohne sie jedoch erreichen zu können.

Andion lächelte. Kein Wunder, immerhin war Alisera ebenso schön wie ihre Mutter.

Ein leichter Windstoß fuhr plötzlich zwischen den Bäumen hindurch und kündigte Alisera an. Keine Sekunde später kam sie auch schon auf sie zugestürmt. Sie strahlte übers ganze Gesicht und winkte ihnen aufgeregt mit beiden Armen.

„Kommt, kommt schnell! Das müsst ihr euch ansehen!“

Und damit es schneller ging, schnappte sie Esendion, setzte ihn auf ihre Schultern und eilte gleich wieder davon.

Maifell lächelte ihn an. Andion drückte leicht ihre Hand. Sie folgten Alisera, und Andion ahnte schnell, wohin sie sie führen wollte.

Er irrte sich nicht. Schon bald konnte er die Grenze des Hains erkennen. Sie lag wie ein Ring aus Nebel um den Wald, eine dichte, weiße Barriere, die die Welt der Elfen vor dem Nichts des Vergessens schützte. Alisera erwartete sie schon. Aufgeregt wies sie auf ein paar Pflanzen, Büsche und Bäume, die sich zwischen dem Nebel und einer kleiner moosbewachsenen Steingruppe erhoben.

„Die waren vor ein paar Tagen noch nicht hier, da bin ich mir ganz sicher!“

Andion ging zu ihr, nahm ihr Esendion ab und legte einen Arm um sie.

„Du hast recht. Der Hain ist wieder gewachsen.“

Es waren nur fünf Fuß Land, doch so etwas war nicht zum ersten Mal geschehen. Der Hain, der so lange Jahrhunderte kleiner und kleiner geworden war, wuchs seit einigen Jahrzehnten wieder, langsam, aber doch stetig.

Maifell trat lächelnd zu ihnen. „Das haben wir Neanden zu verdanken.“

Andion nickte. „Ganz sicher.“

Neanden, einige andere Elfen und sogar ein paar Wesen des Kleinen Volks hatten den Hain vor gut fünfzig Jahren verlassen. Sie lebten seitdem in der Menschenwelt und versuchten dort, den beinahe erloschenen Glauben an Wunder und Magie und das Wissen um die natürliche Einheit aller Dinge in den Herzen der Menschen von Neuem zu einem hellen, strahlenden Licht werden zu lassen. Und das offenbar mit gutem Erfolg, denn seit sie gegangen waren, wuchs der Hain, und deshalb erholte sich auch das Elfenvolk.

Esendion und Alisera waren nicht die einzigen Kinder im Hain; es gab noch viele andere wie sie, und ihr Lachen erfüllte das Dorf, das viel zu viele Jahre lang ein stiller und trauriger Ort gewesen war. Und schon bald würden zwei neue Stimmen die Fröhlichkeit bereichern.

Andion stellte Esendion auf die Füße, nahm ihn bei der Hand und winkte Maifell und Alisera.

„Lasst uns gehen. Wir kommen sonst noch zu spät, um sie zu begrüßen.“

Maifell hob fragend eine Braue.

„Bist du sicher, dass er heute zurückkommt?“

Andion lächelte. „Natürlich.“ Neandens Seele war noch immer eng mit der seiner verbunden; er musste nur leicht seine Aufmerksamkeit nach innen lenken, um zu fühlen,

was Neanden bewegte. Deshalb wusste er, dass Neanden heute in den Hain zurückkehrer würde - und er würde nicht allein kommen.

„Neanden hat eine Überraschung für uns“, erklärte er geheimnisvoll.

Alisera wollte es natürlich sofort ganz genau wissen, doch er ließ sie raten. Er wollte Neanden nicht die Freude nehmen, es ihnen selbst mitzuteilen. Davon abgesehen war es für ihn selbst eine genauso große Überraschung gewesen.

Wenig später erreichten sie den Ort, an dem der Nebel nicht ins Nichts, sondern in die Menschenwelt führte. Noch war Neanden nicht da, also blieb Andion Zeit, sich kurz umzusehen. Hier hatte er den Hain zum ersten Mal betreten. Es schien eine Ewigkeit her zu sein. Manchmal erschien es ihm sogar, als seien die siebzehn Jahre, die er in der Menschenwelt gelebt hatte, nicht mehr als ein seltsamer, surrealer Traum gewesen, ein Traum, der schon seit so vielen Jahren sein Ende gefunden hatte, dass von ihm nicht mehr als eine blasse, verschwommene Erinnerung geblieben war.

Für weitere Gedanken blieb ihm keine Zeit. Er spürte, wie sich der Zugang öffnete, gleich darauf schälten sich zwei Gestalten aus dem Nebel. Neanden ging voran. An der Hand führte er eine junge Frau, die sich staunend und ein wenig ängstlich umsah.

„Onkel Neanden“, rief Alisera begeistert.

Neanden war zwar in regelmäßigen Abständen in den Hain zurückgekehrt, um sie alle zu besuchen, doch seit seinem letzten Besuch waren schon wieder ein paar Jahre vergangen, und das war selbst für ein Elfenkind eine lange Zeit.

„Alisera!“, erwiderte Neanden lächelnd und musste im nächsten Moment um sein Gleichgewicht ringen, als Alisera ihn stürmisch umarmte. Als er es endlich wiederfand, gab er ihr einen Begrüßungskuss auf die Stirn und hob sich Esendion auf die Schultern, der sofort inbrünstig zu jauchzen begann.

Die Frau an Neandens Seite beobachtete die kleine Szene aufmerksam und schien sich etwas zu entspannen, doch als Andion und Maifell zu ihnen traten, spürte Andion sofort, wie Sorge und bange Furcht ihr Gemüt verdunkelten.

Andion beeilte sich, ihr freundlich zuzunicken, dann legte er Neanden mit einem sanften Tadel die Hand auf den Arm.

„Möchtest du uns nicht vorstellen?“

Neanden errötete. „Ja, natürlich. Entschuldige.“ Mit der wenigen Bewegungsfreiheit, die ihm Alisera und Esendion noch ließen, trat er zu seiner Begleiterin hinüber und nahm sie liebevoll in den Arm.

„Andion, Maifell, das ist Anne, meine Frau.“

Anne lächelte schüchtern. „Hallo.“

Andion konnte ihre Gefühle nur zu gut verstehen. Sie war ein Mensch, und obwohl Neanden ihr sicherlich viel vom Hain erzählt hatte, war es doch etwas ganz anderes, auf einmal hier zu sein.

Andion gab ihr die Hand, versuchte, es ihr durch die vertraute Geste ein wenig leichter zu machen. Als er sich wieder zu Neanden umwandte, lag ein breites Grinsen auf seinen

Lippen. „Mir scheint, dieses Mal wirst du etwas länger bleiben.“

Neanden errötete noch heftiger. „Ja, ich ... wir ... wir möchten beide bleiben. Anne ist schwanger.“

Alisera warf sofort einen kundigen Blick auf Anne, trat zu ihr und sah sie fragend an.

„Darf ich?“

Anne nickte. Alisera legte ihr vorsichtig eine Hand auf den Bauch und schloss kurz die Augen. Als sie sie wieder öffnete, strahlte sie übers ganze Gesicht.

„Es werden Zwillinge!“, verkündete sie so stolz, als habe sie selbst etwas dazu beigetragen.

Anne musterte sie verblüfft. „Das stimmt. Aber wie kannst du das wissen?“

Neanden warf Maifell einen kurzen Blick zu. „Alisera ist ebenso begabt im Heilen wie ihre Mutter“, erklärte er. „Sie kann die beiden Seelen in dir spüren.“

Anne sah ehrfürchtig zu Alisera hinüber. Andion gab Maifell derweil einen stummen Wink. Sie verstand sofort und nahm Anne beim Arm.

„Komm, gehen wir ins Dorf. Die anderen werden sich freuen, dich kennenzulernen.“

Anne lächelte zaghaft. „Wirklich?“

„Ganz sicher! Du bist Neandens Frau, damit bist du uns hochwillkommen.“

Wohl weißlich verschwieg sie, dass dies nicht immer der Fall gewesen wäre. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Selbst der Rat hatte inzwischen erkannt, dass die Sturheit, mit der sich die Elfen lange Jahre vollkommen von der Welt der Menschen abgeschottet hatten, einer der Gründe für das langsame Sterben des Hains gewesen war.

Andion ließ die Frauen und die Kinder vorgehen. Er und Neanden folgten mit einiger Schritten Abstand. Neanden schwieg, und Andion konnte die Verwirrung in seiner Seele deutlich spüren.

„Ich hoffe, Annes Schwangerschaft hat dich nicht zu sehr überrascht“, sagte er nach einer Weile.

Sofort hob Neanden abwehrend die Hände. „Nein, ganz sicher nicht. Ich freue mich, ich freue mich wirklich! Als ich sie kennenlernte und mich in sie verliebt habe, da glaubte ich, ich könnte niemals Kinder mit ihr haben. Ich war unsagbar traurig darüber, doch ohne Grund, wie ich nun weiß. Aber ich verstehe es nicht. Ich dachte, Elfen könnten nur mit einigen wenigen, ganz besonderen Menschen Kinder bekommen, so wie bei deiner Mutter.“

Andion nickte. „Das stimmt. Aber du hast eins vergessen. Deine Seele ist mit meiner verbunden, und ich bin zur Hälfte ein Mensch. Und so ist ein Teil von dir - von deiner Seele - auch menschlich. Die Kluft zwischen ihr und dir ist also nicht so groß, wie es der Anschein hatte.“

Neandens Augen weiteten sich. „Bei allen Bäumen, du hast recht! So muss es sein.“

Gleich darauf glitt ein Schatten über sein Gesicht. Er blieb stehen, und Andion spürte der Schmerz, der ihn plötzlich erfüllte.

„Ich ... ich habe Angst, Andion. Anne ist ein Mensch, aber unsere Kinder werden halb Mensch, halb Elf sein, so wie du. Sie werden nicht einmal *erwachsen* sein, bevor ihre

Mutter ... bevor sie ...“

Er stockte, vermochte das Entsetzliche nicht auszusprechen.

Andion schüttelte lächelnd den Kopf. „Anne ist jetzt hier im Hain. Sie wird deine Kinde austragen und zur Welt bringen, und ganz gewiss wird dabei auch ein wenig elfische Magie auf sie übergehen.“

„Du meinst, sie könnte länger leben als ein gewöhnlicher Mensch?“

„Bestimmt. Nimm mich als Beispiel. Solange ich außerhalb des Hains gelebt habe, bin ich wie ein Mensch gealtert. Doch seitdem ich hier bin, ist das anders.“

„Du bist immerhin zum Teil ein Elf.“

„Das schon, aber eben nur zum Teil. Glaube mir, ich kann deine Sorge nur zu gut verstehen. Auch ich hatte große Furcht, dass ich viel früher als die anderen Elfen sterben könnte, dass ich dich dann mit in den Tod reißen würde und Maifell und die Kinder einsam zurückbleiben müssten. Aber der Hain hat mich nicht im Stich gelassen, und er wird auch dich nicht im Stich lassen. Durch eure Kinder wird Anne mit dem Herzen des Waldes verbunden werden. Sie wird zu einem Teil des Hains werden, so wie du und ich.“

Neanden atmete tief durch. „Ich glaube, du hast recht. Ich danke dir.“

Andion winkte ab. „Das musst du nicht. Denk nur immer daran: Solange wir für den Hain sorgen, sorgt der Hain auch für uns.“

„Das werde ich“, sagte Neanden ernst. „Und ich werde alles dafür tun, dass kein Elf es jemals wieder vergisst.“

Andion legte ihm die Hand auf die Schulter. „Und ich werde dir dabei helfen.“

Sie tauschten einen langen Blick in tiefem Einverständnis. Neanden trug den Titel zwar nicht mehr, doch in seinem Herzen spürte Andion das gleiche Feuer, das auch ihn selbst erfüllte. Auch darin waren ihre Seelen verbunden: Sie waren beide Wächter des Elfenhains.

Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.

Einige unserer Bücher wurden vertont.

Die Hörbücher finden Sie unter

www.talkingbooks.de



Inhaltsverzeichnis

Titelblatt

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

Epilog